

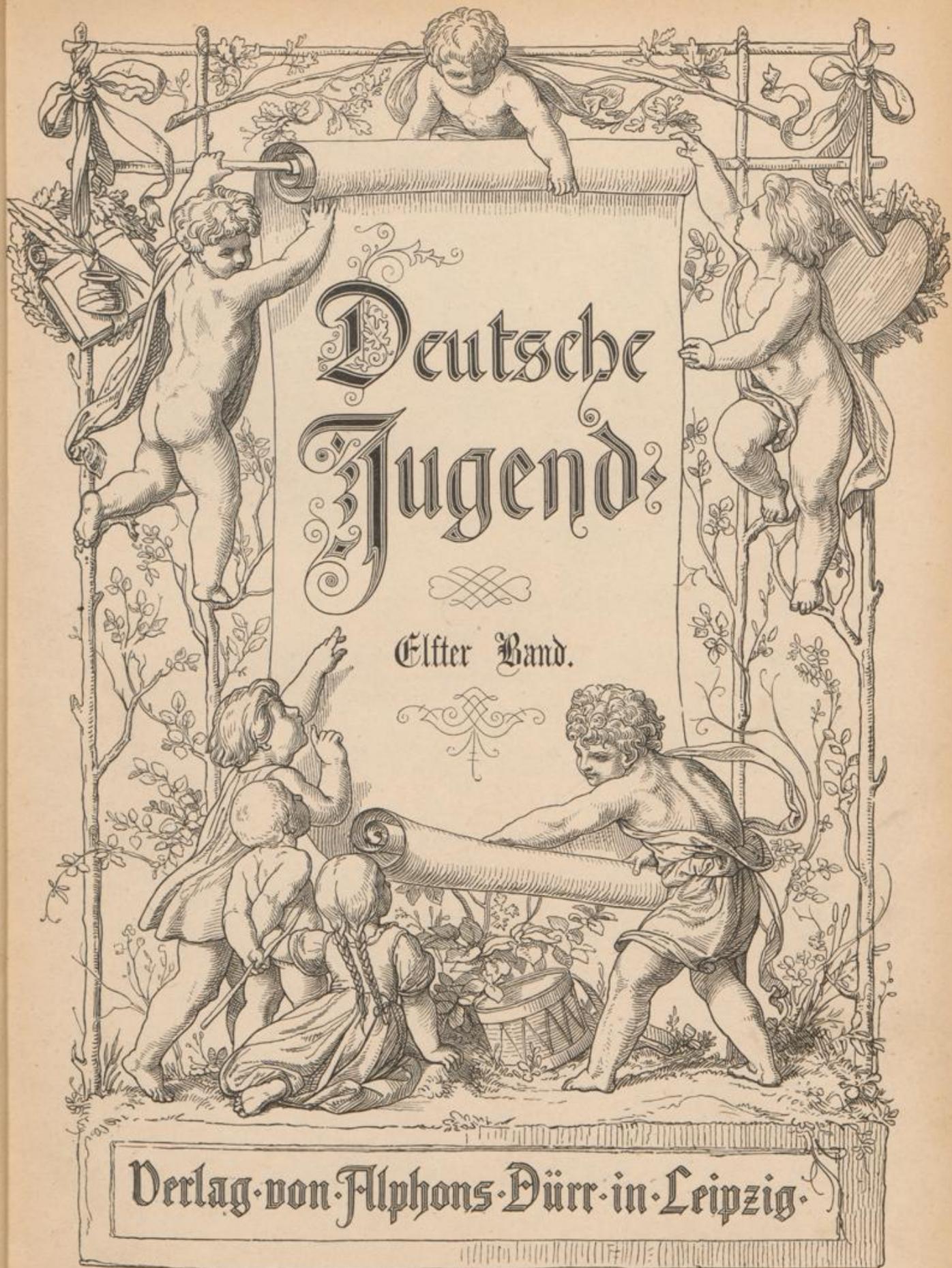
Deutsche
Jugend
II

AD
1877

2

Fr. Brockhaus.

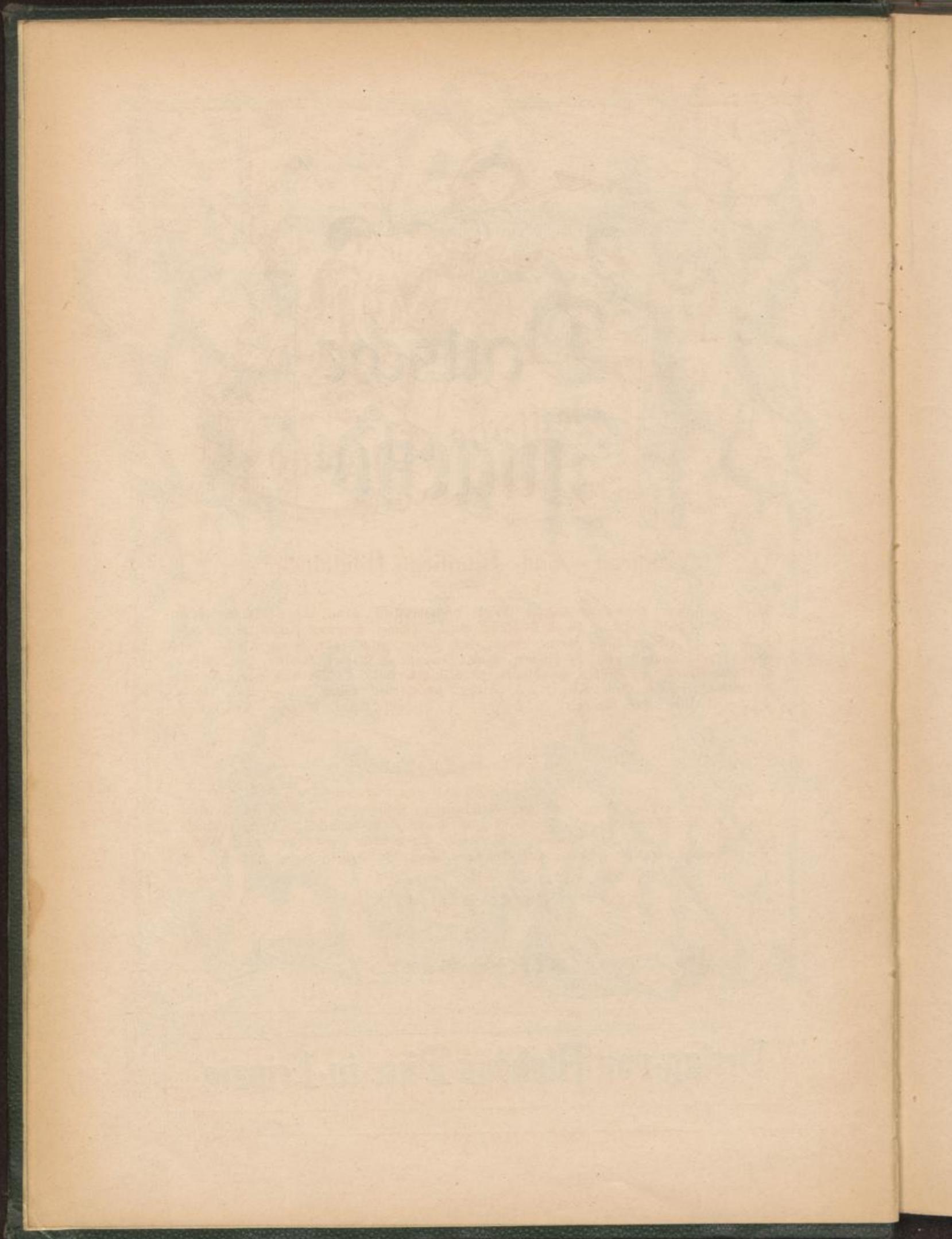




Deutsche
Jugend.

Erster Band.

Verlag von Alphonse Dürr in Leipzig.





Jugend- und Familien-Bibliothek.

Unter Mitwirkung von

Victor Blüthgen, Ferdinand Bähler, Friedr. v. Bodenstedt, Franz Bonn, Th. Colshorn, Felix Dahn, Wilh. Fischer, Theod. Fontane, Emil Frommel, Emanuel Geibel, Karl Gerok, A. W. Grube, Friedr. Gull, Werner Hahn, Gust. Jaeger, Gust. Jahn, Herm. Kletke, Fedor von Köppen, Georg Lang, J. Ludwig, Rud. Löwenstein, Robert Löwike, Joh. Meyer, Gebr. Adolf und Karl Müller, Fr. Oldenberg, Wilh. Osterwald, H. Rohrbach, Georg Scherer, Herman v. Schmid, Ferd. Schmidt, J. Stieler, Ad. Stöber, Theod. Storm, Jul. Sturm, O. Sutermeister, Alb. Traeger, J. Trojan, H. Viehoff, Herm. Wagner, Jul. Wolff, H. Zeise u. A.

herausgegeben von

Julius Pohnmeyer.

Mit Holzschnitten nach Original-Bezeichnungen von

Hugo Bürkner, Ludwig Burger, Wilhelm Camphausen, Fedor Flinzer, Woldemar Friedrich, Rudolf Geißler, Wilh. Georgy, Th. Grosse, G. Hammer, A. v. Heyden, Albert Heudschel, E. Klmsch, H. Lüders, Jul. Naue, C. Ofterdinger, O. Pletsch, Friedr. Preller, L. Richter, Gust. Spangenberg, H. Schuster, Paul Thumann, Fritz Werkmeister, A. v. Werner u. A.

Unter künstlerischer Leitung von

Oscar Pletsch.

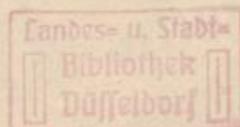
Elfter Band.

Verlag von Alphonse Dürr in Leipzig.

1878.

D. Lit. 1272

2 m



Alle Rechte vorbehalten.

Nachdruck wird gerichtlich verfolgt, auf Grund des Bundesgesetzes Nr. 19 vom 11. Juni 1870.

07. 1978

Verantwortlicher Redacteur: Julius Lohmeyer in Leipzig.

Biographische Denkmäler aus der Zeit der Freiheitskriege.

Ferdinand von Schill.

Von

Fedor von Köppen.

Mit Original-Zeichnungen von Woldemar Friedrich.



Die blutige Doppelschlacht auf den Uferhöhen der Saale neigte zum Ende. Von den Feldern bei Jena und Auerstädt zogen die geschlagenen Heerhaufen der Preußen nordwärts der Elbe zu. Nur hie und da suchten noch einzelne versprengte Schaaren den stürmischen Nachdrang der Franzosen zu hemmen oder sich mit dem Schwerte Bahn zu den Ihrigen zu brechen. Zu diesen gehörte auch eine kleine Abtheilung des Regiments „Ansbach-Bayreuth-Dräger“ unter dem Lieutenant Ferdinand von Schill*), welche während der Schlacht einen entfernten Posten besetzt hatte und erst nach der Entscheidung mit dem Feinde zusammen traf.

Mit Ungestüm warf sich der jugendliche Führer an der Spitze seiner Dräger den Feinden entgegen. Bald aber sah er sich auf allen Seiten von Franzosen umringt und in die Mitte genommen. Mehrere Streiche, die auf sein Haupt gezielt waren, glitten an seinem Hute ab; dann ward ihm dieser herabgehauen und ein Hieb, der gerade auf seinen Schädel niederfiel, raubte ihm die Besinnung, so daß die Zügel seiner Hand entsanken. Das geängstete Ross, gleichfalls verwundet, wich mit einem gewaltigen Sprunge den in den Händen der Gegner drohenden Klängen aus und trug ihn eine Strecke weit vollen Laufes über das Feld. Dann brach es zusammen und der Reiter sank betäubt und blutend zu Boden.

Zwei von seinen Getreuen sahen ihn liegen, hoben ihn wieder auf's Pferd und führten ihn über das mit Todten und Trümmern bedeckte Schlachtfeld mit sich fort. In einem der nächsten Dörfer legten sie einen nothdürftigen Verband um seine Wunden, mußten ihn dann aber seinem Schicksal überlassen, um ihrem Regimente nachzueilen.

Alle Wege waren gefüllt mit Truppen; ein Troß von Nachzügeln folgte dem Heere. Umgestürzte und zerbrochene Wagen, todte Rosse und aller-

lei Heergeräth bedeckten die Landstraße und ließen die eingetretene Auflösung erkennen. In der allgemeinen Richtung der Flucht schleppte der verwundete Schill sich weiter, um nicht als Gefangener in die Hände der nachbringenden Feinde zu fallen. Böllig erschöpft erreichte er nach einigen Tagen die Feste Magdeburg, in deren Mauern er für kurze Zeit Rast und Erholung zu finden hoffte. Aber auch hier herrschten Schrecken und Bestürzung. In den Straßen wogte ein wildes Gewühl von Bewaffneten und Wehrlosen, von Menschen, Rossen und Wagen, so daß der Einzelne kaum beachtet wurde.

Mühsam hielt sich Schill im Sattel, fast außer Stande Worte hervorzubringen. Ein Bürger aus einem der nächsten Häuser — es war der Sprachlehrer Berr, der Geburt nach Franzose — bemerkte seinen hilflosen Zustand. Er sah in dem Verwundeten nicht Freund, nicht Feind, er sah nur den leidenden Menschen, führte ihn in seine Wohnung und gewährte ihm in seiner Familie liebevolle Aufnahme und Pflege.

„Nur dieses Eine, wackerer Mann,“ bat Schill, sobald er sich wieder einigermaßen gekräftigt fühlte: „schaffen Sie mir Gewißheit, ob Magdeburg sich halten wird.“

Aus dem Schweigen und den Mienen seines Wohlthäters las er diese Beruhigung nicht. Als Berr bald darauf von einem Gange in der Stadt zurückkehrte, vermochte er seinem Pflegling die Wahrheit nicht länger zu verbergen. „Es sieht übel aus,“ sagte er, „ein französischer Parlamentär hat lange mit dem alten Commandanten verhandelt und von vielen Lippen hört man das Wort: Kapitulation.“ —

Da schied Schill von dem Hause seines Gastfreundes und begab sich von neuem auf die Reise. Er ging von Magdeburg, dem Hauptbollwerke an der Elbe, nach der Odersfestung Stettin, der Hauptstadt des Pommerlandes. Alles, was er unterwegs sah und hörte, führte ihm das traurige Schicksal des Vaterlandes unmittelbar vor die Seele. Es schien, als ob die Unglücksschläge von Jena und Auerstädt alle Gemüther betäubt und namentlich den

*) Vergl.: „I. Friedrich Wilhelm von Braunschweig-Desf.“ (Band VII. Seite 65 u. f.)

Muth derjenigen völlig gebrochen hätten, die ehedem Zeugen von dem Kriegsruhm des großen Friedrich gewesen. Auch Schill's Vater hatte unter Friedrich's Fahnen gedient und Schill's Jugend war in die Zeit gefallen, als der Name des königlichen Greises, des Weltweisen von Sansfouci, von Aller Lippen klang. Jetzt mußte er sehen, wie das mächtige Preußen, das jener geschaffen, unter seinen Schritten in Trümmer auseinander bröckelte.

Auch in Stettin hörte Schill nur von Uebergabe sprechen, obgleich erst einige französische Husaren von den Wällen der Festung aus gesehen waren. Es schien, als ob er im eigenen Vaterlande keine Zuflucht mehr finden könnte, um in Ruhe die Genesung von seinen Wunden abzuwarten; denn fast ganz Preußen bis an die Weichsel war von französischen Heeren überschwemmt. Da gedachte er der kleinen Festung an der Perfantemündung, die in den Kriegen Friedrich's des Großen durch ihre tapfere Vertheidigung gegen Russen und Schweden sich einen berühmten Namen gemacht, im gegenwärtigen Kriege aber bei ihrer bedeutenden Entfernung vom ursprünglichen Kriegsschauplatz kaum genannt worden war.

Du kennst Kolberg, lieber Leser. — Wir haben schon öfters im Geiste zusammen die königstreue Stadt am Ostseestrande besucht, wo der wackere Nettelbeck seine Jugend und seine alten Tage verlebt, und wo der edle Sneysenau in Preußens trübster Zeit ein leuchtendes Denkmal preussischen Heldenthums aufrichtete. Solltest du dies aber vergessen haben, so blättere einmal in den früheren Bänden der „Deutschen Jugend“ nach. Dort findest du*) auch unseren Helden, den kühnen Schill, wie er, kaum genesen von seiner Kopfwunde, dem alten grämlichen Commandanten Loucabou seinen Degen zur Vertheidigung Kolberg's anbietet. Du liest, wie er mit wenigen Reitern die Gegend um Kolberg durchstreifte, die verstreuten französischen Trupps aufhob und manches lecke Reiterstückchen vollführte; wie dann dem jungen Adler die Flügel wuchsen und er zu immer weiteren Flügen die Schwingen dehnte; wie er, vom Könige zum Rittmeister und Führer eines Freicorps von Jägern und Reitern ernannt, während der Belagerung von Kolberg die Maikuhle, jenes Wäldchen am Ostseestrande, so tapfer gegen die Franzosen vertheidigte und dadurch die Stadt und ihren Hafen nach Westen und Südwesten hin schützte.

Das waren helle Tage im Leben Schill's, als er mit seinen Gefährten dort in der Maikuhle la-

gerte, den grünen Rasen zum Pfühl, den Himmel droben zum Dache. Im heißen Kampfgewühle athmete frisch und freudig seine muthige Seele, da schmerzte ihn weniger, was sonst das preussische Herz in jener Zeit bedrückte.*)

Aber die heldenmüthige Vertheidigung der Feste Kolberg vermochte dem Schicksal keine andere Wendung mehr zu geben, und es war vorherzusehen, daß ein unglücklicher Friedensschluß den Erfolg der blutigen Anstrengungen vor Kolberg vereiteln würde. Je näher dieser Zeitpunkt rückte, desto unruhiger ward es in der Seele Schill's. Der Wirkungskreis unter den Mauern der belagerten Festung genügte ihm nicht mehr. Er setzte noch seine Hoffnung auf den Beistand der verbündeten Schweden, welche Stralsund und den damals schwedischen Antheil von Pommern besetzt hielten. Mit ihnen über die Oderinseln Wollin und Usedom eine Vereinigung zu suchen und gemeinschaftlich einen entscheidenden Schlag gegen die Franzosen in Pommern zu führen, war ein Lieblingsgedanke Schill's. Nun war auch der preussische General von Blücher auf Rügen gelandet und hatte ein neues Corps um sich gesammelt, und von den Küsten Englands schwamm ein britisches Heer zu Schiffe über die See, um an den Kriegsunternehmungen in Pommern theilzunehmen. Da war es dem Schill hochehewünscht, als er vom Könige den Befehl erhielt, sich mit seinen Dragonern und Husaren gleichfalls nach Stralsund einzuschiffen und nur seine Jäger in der Maikuhle zurückzulassen. Schwedische Transportschiffe lagen zur Aufnahme der Reiter im Hafen bereit. Mit bewegtem Herzen nahm Schill Abschied von seinen braven Jägern und ging mit den Reitern unter Segel. Vom Borde des letzten Schiffes sah er die grünen Wälle von Kolberg und die Wipfel der Maikuhle allmählich in die Wogen hinabtauchen, und wehte der alten Ruhmesstätte sein Lebwohl zu. Wenige Tage darauf landete das kleine Geschwader in Stralsund.

Der Name „Schill“ lockte auch hier Freiwillige zu seinen Schaaren. Schon war Alles zum Losschlagen bereit und die Schillschen Husaren hatten die Bestimmung, die Vorhut des Blücherschen Corps zu bilden. Da kamen Unglücksbotschaften aus Preußen an.

Das Gefürchtete war geschehen. Von seinen

*) Als der Verfasser des obigen Lebensbildes einmal in seiner lieben Vaterstadt Kolberg verweilte und in dem freundlichen, grünen Lustwäldchen, die „Maikuhle“ genannt, wandelte, da rief die Erinnerung an den kühnen Schill in ihm einige Verse hervor, die er weiter unten seinen jungen Lesern mittheilt.

*) Band V. Seite 4 u. f.

Bundesgenossen verlassen, bis auf die östlichste Grenzmark seines Königreichs zurückgedrängt, hatte König Friedrich Wilhelm III. sich genöthigt gesehen, den unglücklichen Frieden zu Tilsit zu schließen, durch welchen Preußen die Hälfte seines Gebietes verlor (9. Juli 1807). Lande, die seit Jahrhunderten unter Hohenzollernischem Scepter mit ihrem Stammlande Freud' und Leid getheilt hatten, wurden aus dem alten Verbanne losgerissen und mit andern deutschen Staaten, aus denen die Fürstenhäuser vertrieben waren, zu einem französischen Vasallenstaate, dem Königreich Westfalen unter Napoleons Bruder Hieronymus, vereinigt. Eine drückende Kriegssteuer sollte die Mittel des Staates völlig erschöpfen, und durch die harte Bedingung, daß Preußen nur ein Heer von 42000 Mann halten dürfe, sollte ihm auch für die Zukunft die Möglichkeit genommen werden, sich seine Unabhängigkeit wiederzuerkämpfen. Trotz dieser Friedensbestimmungen behielten die französischen Heere unter allerlei Vorwänden fast sämtliche Festungen und einen großen Theil des flachen Landes noch längere Zeit hindurch besetzt und schalteten daselbst nach Willkür.

Das war die tiefste Demüthigung, welche Preußen jemals erlitt. Jeder Preuze fühlte mit dem Könige den Schmerz über das Unglück des Vaterlandes, und die unwürdige Weise, wie der Kaiser Napoleon in seinem Siegesübermuth der hochherzigen Königin Louise begegnet war, als diese, voll Hingebung für ihr Land, ihn zu Tilsit um mildere Friedensbedingungen gebeten hatte, erfüllte jedes Herz mit Unwillen und Entrüstung.

Aber ebenso lebhaft, wie der Zorn über die Handlungsweise des Unterdrückers, war auch unter allen Vaterlandsfreunden das Gefühl, daß es so nicht bleiben könne und dürfe, daß die ruhmvolle Geschichte Preußens mit dem Tilsiter Frieden nicht abgeschlossen sei. Die Armeen waren auf den Schlachtfeldern erlegen, aber ein neues mächtiges Heer von geistigen Streitern erstand in Preußen, welches durch die sittliche Erhebung und Beredlung des Volkes seine Befreiung von der Fremdherrschaft vorzubereiten strebte. Nur durch die überlegene Kraft des Volksgeistes vermochte Preußen im Bunde mit den deutschen Brudervölkern in Nord und Süd die Macht des Tyrannen niederzuwerfen und mit seiner eigenen zugleich ganz Deutschlands Freiheit und Unabhängigkeit zu erkämpfen. Dieser Gedanke verbreitete sich in immer weiteren Kreisen, wie der unter der Asche glimmende Funke. Es war nicht das Geheimniß Einzelner, sondern das gemeinsame Ziel Aller.

In diesem Geiste begannen edle Männer, wie

Stein, Hardenberg, Scharnhorst, Gneisenau u. A. unter Leitung des Königs die Umgestaltung des Staats- und Heerwesens nach freien Grundsätzen. In diesem Sinne wirkten die Lehrer an den Schulen und auf den Turnplätzen der Jugend, wirkte jeder Mann, der das Vaterland lieb hatte, im Geräusche des öffentlichen Lebens wie in der Stille des häuslichen Herdes.

Bei solcher stillen geistigen Arbeit erwachte im Volke von neuem das Bewußtsein seiner Kraft. Vertrauensvoll sah es wieder zu den Männern auf, die auch im letzten Kriege bewiesen hatten, daß Muth und Heldensinn in der Preußenbrust nicht erstorben waren, und unter deren Führung es bald neue Siege zu erringen hoffte, zu Blücher, Gneisenau und zum kühnen Schill.

Das nur für den Krieg und durch den Krieg ins Leben gerufene Schillsche Freicorps konnte nach dem Friedensschlusse nicht in derselben Verfassung bestehen bleiben. Aus der Schillschen Reiterei ward auf königlichen Befehl ein Regiment in der Armee unter dem Namen „Zweites Brandenburgisches Husarenregiment“ und unter dem Commando seines bisherigen Führers, der außer der Reihe zum Major befördert wurde, gebildet. Die Schillschen Jäger wurden als besonderes Bataillon dem Leibregimente des Königs zugetheilt und erhielten zum ehrenden Andenken an ihren Stifter den Namen „Leichtes Bataillon von Schill“.

Ein Beweis königlichen Wohlwollens ward Schill auch durch die Bestimmung zu Theil, daß sein Regiment als das erste in die Hauptstadt einziehen sollte, welche gegen Ausgang des Jahres 1808 endlich von den Franzosen geräumt und wieder von preussischen Truppen besetzt wurde. Der 10. Dezember war der Festtag, an welchem Berlin wieder die eigenen Landesfinder einziehen sah. Alles strömte hinaus, um den gefeierten Helden von Kolberg zu begrüßen, und als er an der Spitze seines tapferen Regiments in der knappen Husarenuniform zum Thore einritt, aus den dunkeln Augen so muthig um sich blickte und den Bürgern freundlich die Hand zum Gruß entgegenstreckte, da brach der allgemeine Jubel los und ein tausendstimmiges „Es lebe Schill!“ erfüllte die Luft.

Durch sein ritterliches Auftreten, sein anspruchsloses und liebenswürdiges Wesen gewann Schill immer mehr die Herzen der Bürger und ward der erklärte Liebling des Volkes. Aber die außerordentlichen Ehrenbezeugungen, die ihm von allen Seiten zu Theil wurden, gaben seinem Denken und Streben eine andere Richtung, und in der Bewunderung,

die ihm gezollt wurde, lag eine Versuchung für Schill. In seiner feurigen Seele erwachte der Gedanke, daß er berufen sei, dem Hasse des Volkes gegen den Unterdrücker mit der That Ausdruck zu geben. Er träumte nur von der Befreiung des Vaterlandes, und jedes Mittel, das zu diesem Ziele führte, schien ihm durch dasselbe gerechtfertigt und geheiligt.

Gerade um diese Zeit ward es bekannt, daß Oesterreich zu neuem Kriege gegen Napoleon rüstete. Spanien und Tirol gaben Beispiele von großartigen Volkserhebungen. Im neuen Königreich Westfalen war die Unzufriedenheit mit der fremden Herrschaft in fortwährendem Steigen; in einigen Gegenden kam die Gährung bereits zum offenen Ausbruch und es schien nur eines Anstoßes, nur eines entscheidenden Schrittes zu bedürfen, um die gesammte Bevölkerung Norddeutschlands zum allgemeinen Aufstande fortzureißen. Auch an Schill ergingen Rufe, daß er den günstigen Augenblick wahrnehmen, daß er sich nur zeigen, nur seinen Namen als Feldgeschrei ausgeben möge; dann würden alle zum Pfluge zurückgekehrten Soldaten, alle deutschen Jünglinge für die Befreiung Deutschlands und für ihre rechtmäßigen Fürsten zu den Waffen greifen. Und sein muthiges Herz war nicht unempänglich für solche Stimmen, die seinem Ehrgeize schmeichelten und an deren Verheißung er nur zu gerne glaubte. Zwar noch überwog die Pflicht des militärischen Gehorsams seinen vaterländischen Ehrgeiz; er wußte wohl, daß der preussische Soldat nicht dem freien Antriebe des Herzens, sondern dem Willen des Oberen zu folgen hat und daß der Wille des Königs maßgebend für Alle ist. Aber war nicht ein Ungehorsam in der Form jetzt vielleicht dem Könige selbst erwünschter, als der Gehorsam des Buchstabens? Mußte der König nicht fern von seiner eigenen Hauptstadt, in Königsberg, weilen, um der Ueberwachung durch französische Späher zu entgehen? Hatte nicht einer seiner treuesten Diener, der edle Freiherr von Stein, auf den Machtpruch des Gewalthabers soeben in die Verbannung gehen müssen, weil dieser in den Bestrebungen des kernigen deutschen Mannes eine Gefahr für seine Herrschaft erblickte? Und wenn denn auch Schill erliegen sollte, so war es doch die heilige Sache des Vaterlandes, für die er sich freiwillig opferte, und die Nachwelt mußte mit Dank und Bewunderung seinen Namen nennen. —

Während Schill sich solchen verführerischen Gedanken hingab, schwankte und zögerte, traten anderswo Ereignisse ein, die seine Entwürfe plötzlich zur That reifen ließen.

Gestützt auf die erbitterte Stimmung des hessischen Landvolkes gegen die fremde Herrschaft und auf seine rührende Treue zu dem vertriebenen Fürstenhause, hatte der Oberst von Dörnberg, ein geborener Hesse, zur Zeit Commandeur eines Jägerbataillons in westfälischen Diensten, im Einverständniß mit einigen andern ehemals hessischen, jetzt westfälischen Officieren den Entschluß gefaßt, den schwachen König Hieronymus bei Nachtzeit in seinem Kasseler Schlosse gefangen zu nehmen, sich mit Hülfe des Zuzuges von bewaffneten Landleuten der Hauptstadt Kassel zu bemächtigen und dem westfälischen Schattenkönigreiche mit einem Schlage ein Ende zu machen. Gleichzeitig sollte der frühere preussische Lieutenant von Katt die Feste Magdeburg durch einen Handstreich überrumpeln und Schill mit seinem Husarenregiment von Berlin nach der Elbe aufbrechen, um auf dem linken Elbufer das Volk zur Erhebung aufzurufen. Zwischen Dörnberg, Katt und Schill ward durch vertraute Boten ein lebhafter Briefwechsel unterhalten. Alle Vorbereitungen waren getroffen, nur die bestimmte Zusage Schill's fehlte noch. Da scheiterte das Unternehmen durch den Eifer und die Ungebuld der eigenen Leiter. Der Handstreich auf Magdeburg mißlang vollständig. Der Aufstand in Hessen brach zu früh aus, so daß die westfälische Regierung rechtzeitig gewarnt wurde und Gegenmaßregeln traf. Katt und Dörnberg flüchteten nach Böhmen, wo sie später Anstellung im Corps des Herzogs Friedrich Wilhelm von Braunschweig fanden.

Durch einen vertrauten Freund in Kassel erhielt Schill die Nachricht, daß wichtige Briefe von ihm an Katt und Dörnberg von den französischen Spionen aufgefangen und bereits dem Könige Hieronymus übergeben seien. Nur der Erfolg einer schnellen und kühnen That konnte ihn retten. Im Augenblick traf er seine Anordnungen und am 28. April (1809) Nachmittags 4 Uhr zog Schill an der Spitze seines Husarenregiments aus Berlin zum Halleschen Thore hinaus. Die Bürger, welche, vom Klange der Trompeten gelockt, an die Fenster eilten, blickten wohlgefällig auf den stattlichen Reiterführer ohne eine Ahnung von dem, was in seiner Brust vorging; denn sie glaubten, daß es sich nur um eine Marsch- oder Gesechtsübung handelte, wie Schill sie fast täglich zur Vorbereitung und Schulung seiner Mannschaft für den Krieg ausführen ließ.

Nachdem Schill etwa eine Meile weit auf der Straße nach Potsdam marschirt war, ließ er das Regiment halten und kündigte ihm an, jetzt sei der

Zeitpunkt gekommen, wo für König und Vaterland gehandelt werden müsse; schon habe in vielen Gegenden der Kampf gegen den allgemeinen Feind begonnen, welcher den König der Hälfte seines Reiches beraubt, alles Unglück und Elend des Vaterlandes seit einer Reihe von Jahren verschuldet habe und im Begriffe stehe, dem letzten Theile des preussischen Staates und dem königlichen Hause der Hohenzollern den Untergang zu bereiten. Daß ihm dies aber nicht gelingen sollte, dafür wolle er in den Krieg ziehen,

gewohnt, den geliebten Führer auf der Bahn der Ehre vorangehen zu sehen, und fragten um so weniger nach der Berechtigung zu seinem kühnen Handeln, als das, was er wollte und sprach, mit ihren heißesten Wünschen übereinstimmte.

In Berlin erregte das Ausbleiben Schill's Staunen und Verwunderung. Daß ein preussischer Officier mit seiner ganzen Truppe in den Krieg desertirte, war in der Geschichte des Heeres ein unerhörtes Wagniß und weckte auf der einen Seite freu-



und er rechne dabei auf die erprobte Hingebung der Seinigen.

Bei diesen Worten hielt er eine goldgestickte Briestafche empor, welche Jeder als ein ihm über Alles werthtes Geschenk der Königin Louise aus früherer Zeit erkannte und welche auf dem ersten Blatte von ihrer eigenen Hand die Worte enthielt: „Für den braven Herrn von Schill, Louise.“

Zubelnder Zuruf schallte ihm als Antwort entgegen. Viele glaubten, daß er im stillen Auftrage des Königs handele und daß das Regiment als Vortrab eines größeren Heeres vorausgeschickt sei, das ihm auf dem Fuße folgen werde. Alle aber waren

dige Zustimmung, auf der anderen ängstliche Besorgniß. Der Commandant sandte ihm am folgenden Tage einen Officier nach, um ihn zur schleunigsten Umkehr zu bewegen. Dieser traf Schill bereits jenseits Potsdam auf dem Marsch zur Elbe; alle seine Vorstellungen waren vergeblich, und er mußte unverrichteter Dinge nach Berlin zurückkehren.

In den nächsten Tagen ging Schill bei der sächsischen Festung Wittenberg über die Elbe und am linken Elbufer abwärts bis Dessau. Von hier erließ er einen Aufruf an das deutsche Volk.

„Der Augenblick ist gekommen,“ rief er seinen deutschen Landsleuten zu, „wo ihr euere Fesseln ab-

werfen könnt. — Jeder greife zu den Waffen, nehme Theil an dem Ruhme des Vaterlandes, erkämpfe für sich und seine Enkel Ruhe und Zufriedenheit! Wer feige genug ist, sich der ehrenvollen Aufforderung zu entziehen, den treffe Schmach und Verachtung, der sei zeitlebens gebrandmarkt! — Bald wird die gerechte Sache siegen, der alte Ruhm des Vaterlandes wiederhergestellt sein. Auf, zu den Waffen!“ —

Bis dahin war Alles gut gegangen; jetzt aber trafen in schneller Folge die Unglücksnachrichten ein. Vom Gouverneur zu Berlin erhielt Schill ein neues Schreiben, welches ihm in bestimmtester Form die sofortige Umkehr anbefahl. Gleichzeitig erfuhr er mit Sicherheit, daß das Unternehmen Dörnbergs in Rassel, auf dessen Gelingen er seinen Plan gebaut und seinen Zug eingerichtet hatte, vollständig gescheitert war. Endlich gingen auch Zeitungen ein, wonach die Oesterreicher unter dem Erzherzog Karl in einer Reihe von Gefechten an der Donau geschlagen und im vollen Rückzuge nach Böhmen begriffen waren.

So sah sich denn Schill in allen seinen Hoffnungen getäuscht und mit seiner kleinen Schaar einem ungewissen Schicksal preisgeben. Mit voller Schwere fühlte er das Gewicht der Verantwortung, die er auf seine Schultern genommen. Er versammelte seine Officiere um sich, schilderte ihnen die wahre Sachlage und erbot sich, wenn dies ihr allgemeiner Wunsch sei, dem Befehl zur Umkehr Folge zu leisten. Diese aber hielten es für unwürdig, von dem einmal gefaßten Entschlusse zurückzutreten, und erklärten einstimmig, alle Folgen des gewagten Schrittes mit ihrem Führer theilen zu wollen.

Noch ehe der Plan für die Fortsetzung des Zuges festgestellt war, wandte sich Schill in der Richtung auf Magdeburg, von wo der französische Commandant ihm eine Truppenabtheilung entgegengesandt hatte. Diese wollte Schill aus dem Felde schlagen, um durch einen schnellen Sieg das Selbstvertrauen der Seinigen zu heben und die Volksmeinung für sich zu gewinnen.

Eine Meile von Magdeburg, nahe bei Döbendorf, stieß Schill auf den Feind (5. Mai). In zwei geschlossenen Bivouacs erwartete das Fußvolk des feindlichen Vordertreffens, zusammen vier Compagnien, den Angriff der Reiter Schwadronen. Da es westfälische Truppen, d. h. Deutsche waren, so ließ Schill sie auffordern, mit ihm gemeinschaftliche Sache zu machen; allein der ausgesandte Parlamentär ward durch eine Kugel aus ihren Reihen niedergestreckt. Da brachen die Husaren mit geschwungenen Säbeln und lautem Hurrah gegen den Feind vor,

brangen ungeachtet der ihnen entgegengeschickten Salven mit Ungestüm in die Bivouacs ein und ritten Alles nieder, was nicht Rettung in der Flucht suchte. In wenigen Augenblicken waren die beiden vorderen Bivouacs gesprengt und der Feind vom freien Felde geschwunden. Nur auf einer steilen Anhöhe des Kirchhofs von Döbendorf hielt sich noch ein drittes Bivouac aus zwei Compagnien französischer Infanterie standhaft gegen die wiederholten Angriffe der anstürmenden Reiter und trat erst am Abend den Rückzug nach Magdeburg an.

Eine große Anzahl von Gefangenen hatten die Schillschen gemacht, Waffen und Trophäen erbeutet. Sogar zwei Geschütze waren unter Schill's eigener Anführung am Eingange von Döbendorf bereits genommen worden, mußten jedoch, da es an Bespannung zu ihrer Fortführung fehlte, stehen gelassen werden. Dennoch konnte Schill des errungenen Sieges nicht froh werden. Mit Wehmuth zählte er die Opfer, welche der kurze Kampf ihn gekostet hatte. Neun seiner bravsten Officiere und beinahe der vierte Theil seiner Mannschaften waren getödtet und verwundet; seinen besten und treuesten Freund, den Lieutenant von Diezelsky, hatte er an der Spitze der vordersten Schwadron; von einer Kugel getroffen, fallen sehen. Und was war die Frucht des Sieges? — Noch deuteten keine Anzeichen auf die gehoffte Volkserhebung in Norddeutschland, die Furcht vor der Rache Napoleons beherrschte die Gemüther und schreckte von einer bewaffneten Theilnahme zurück. Von einem Vordringen in die Wesergegenden schien auch Schill sich keinen Erfolg mehr zu versprechen; zum Rückzuge war es zu spät. So ging er, an Magdeburg vorüber, die Elbe abwärts auf Stendal und Arneburg in der Altmark und verwandte hier die nächste Zeit auf die Errichtung einiger Compagnien Fußvolk, deren Mangel er schon bei Döbendorf empfunden hatte. Die wenigen altgedienten Soldaten und die jungen Wagehälse, die sich nach und nach bei ihm eingefunden, wurden mit den erbeuteten Gewehren, zum Theil auch mit Piken bewaffnet und auf militärischen Fuß gesetzt.

Immer düsterer schien es um Schill zu werden. Daß der König Hieronymus ihn für einen Räuberhauptmann erklären ließ und einen Preis von 10000 Francs auf seinen Kopf setzte, kümmerte ihn wenig; aber daß der eigene geliebte König, auf dessen stillschweigende Billigung er im Herzen noch gehofft hatte, durch einen Parolebefehl (8. Mai) den schärfsten Tadel über ihn aussprach und ihn mit der Strenge des preussischen Kriegsgesetzes bedrohte, das war für ihn der schwerste Schlag.

In diesen trüben Tagen ward ihm jedoch ein Trost. Als Schill zu Arneburg sein neugebildetes Fußvolk musterte, erhielt er die Meldung, daß auf dem rechten Elbufer ein bewaffneter Trupp in preussischen Uniformen angekommen sei und sich anschicke, die dort liegenden Rähne zur Ueberfahrt zu besteigen (12. Mai). Im Augenblick warf er sich auf's Pferd, um nach der bezeichneten Stelle zu reiten. Schon von Weitem hörte er den wohlbekannten Klang der preussischen Trommel, aber er traute seinen Augen kaum, als er in der ankommenden Schaar seine alten Kolberger Jäger — jetzt Füsiliers vom „leichten Bataillon von Schill“ — erkannte. Als die muthigen Männer erfahren hatten, daß ihr ehemaliger Führer ins Feld gezogen sei, konnten auch sie den Drang ihrer Herzen nicht bezähmen. Sie brachen — etwa zweihundert an der Zahl — unter ihren Officieren heimlich von Berlin auf (4. Mai) und ruhten nicht, bis sie seine Spur gefunden.

Das war ein freudiges Wiedersehen in ernster Stunde. Alle drängten sich zu ihm heran und streckten ihm die Hände entgegen zu neuem Bunde auf Sieg oder Tod. Als sie sich Arneburg näherten, kamen ihnen von dort auf Schill's Befehl die sämtlichen Trompeter der Husaren zur Einholung entgegen und stimmten die muthige Weise an:

„Es zog aus Berlin ein tapferer Held, juchhe!
Er führte sechshundert Reiter ins Feld, juchhe!
Sechshundert Reiter mit redlichem Muth,
Sie dürsteten alle Franzosenblut.
Juchhe! Juchhe! Juchhe!
O Schill, dein Säbel thut weh!“ —

Unter dem Jubel und Frohlocken der herbeigeströmten Zuschauer führte Schill sie auf den Marktplatz, ritt in ihren Kreis und redete sie in seiner feurigen Weise an. Die Augen seiner alten Waffengefährten von Kolberg leuchteten von Muth und Siegeshoffnung; er aber schwang den blinkenden Säbel zum Himmel und schwur, daß er ihn nicht eher niederlegen würde, als bis er dem Könige das letzte Dorf seiner Staaten zurückerobert oder in diesem Kampfe sein Grab gefunden habe; „denn“ — so rief er — „besser ein Ende mit Schrecken, als Schrecken ohne Ende!“ —

Mit Bewunderung hatte Napoleon auf seinem Siegeszuge an der Donau von dem Beginnen des preussischen Husaren-Majors gehört, der es wagte, ihm, dem mächtigen Kaiser, den Handschuh hinzuschleudern. Nicht dieser Einzelne war es, den er zu fürchten brauchte; aber er sah in Schill den verwegenen Vorkämpfer des Geistes, welcher immer

mächtiger das deutsche Volk ergriff und den er vergebens niederzuhalten suchte. Der größte Theil seiner Streitmacht stand gegen Oesterreich im Felde, auf die westfälischen Truppen setzte er kein Vertrauen. Es konnte längere Zeit vergehen, bis er im Stande war, eine Heeresmacht in Norddeutschland aufzustellen. So übertrug er es denn seinen Verbündeten, dem Zuge Schill's ein „Ende mit Schrecken“ zu machen.

Von den Ufern der Weser setzte sich ein holländisches Corps unter General Gratien gegen Schill in Bewegung; an der Cyder sammelte sich eine dänische Heeresabtheilung unter General von Ewald. Gegen diese überlegenen Streitkräfte suchte Schill einen festen Stützpunkt und wandte sich zunächst die Elbe abwärts nach der kleinen mecklenburgischen Festung Dömitz.

Einige Fahrzeuge mit bewaffnetem Fußvolk, das sich hinter ausgespannten Segeln und Matten verbarg, steuerten die Elbe hinab. Eine kurze Strecke vor dem Orte wurden die Rähne verlassen und die Schillschen näherten sich im Sturmschritt dem Thore. Die Thorwache streckte in der ersten Bestürzung die Gewehre und die schwache mecklenburgische Besatzung that bald darauf des Gleichen (15. Mai).

So war der Platz mit leichter Mühe genommen. Aber Schill überzeugte sich bald, daß die kleine verfallene Festung ihm keinen Rückhalt gewährte, und richtete nun sein Augenmerk auf Stralsund, das ihm noch aus früherer Zeit bekannt war. Dort konnte er hoffen, von England aus Unterstützung zu erhalten oder doch im äußersten Falle Aufnahme auf englischen Schiffen zu finden. Die Stadt stand noch unter schwedischer Herrschaft, war jedoch im letzten Kriege von den Franzosen genommen worden und hatte seitdem eine schwache französische Besatzung behalten. Von dieser besorgte Schill keinen nachhaltigen Widerstand; jedoch war der Ort nur unter großen Schwierigkeiten zu erreichen, da die Heeresabtheilungen der Holländer und Dänen ihm bereits auf dem Fuße folgten und da auch das Mecklenburgische Land, welches Schill durchziehen mußte, von feindlichen Truppen besetzt war.

Schon einige Meilen vor Stralsund, an dem Flüsschen Rednitz, welches die Grenze zwischen Mecklenburg und Schwedisch-Pommern bildete, stellte sich ihm die Besatzung von Stralsund, verstärkt durch mecklenburgische Truppen, unter dem General Candras kampfbereit entgegen. Durch ein glänzendes Gefecht bei Damngarten (24. Mai), in welchem die Schillschen Jäger ihren alten Ruhm bewährten und seine Husaren schwimmend den Fluß durchsetzten, öffnete sich Schill die Bahn nach seinem

Ziele. Ohne Aufenthalt brach er in der folgenden Nacht gegen Stralsund auf.

Als hier soeben der Kanonendonner der französischen Artillerie von den Wällen der Festung die Nachricht von dem Einzuge Napoleons in Wien verkündet hatte, sprengte Schill mit einigen Husaren und reitenden Jägern über die Zugbrücke durch das offene Thor in die unvertheidigte Stadt, wo nur 150 französische Kanoniere zur Bewachung des Festungsgeschützes zurückgeblieben waren. Diese wehrten sich indessen tapfer in ihrer Kaserne und ergaben sich erst, als sie von allen Seiten umstellt und ohne jede Aussicht auf Rettung waren.

Als bald begann Schill sich in Stralsund zu verschanzen und festzubauen, fest entschlossen, den Platz zu behaupten oder hinter den Mauern von Stralsund sein Grab zu suchen. Er gedachte des alten Ruhmes dieser Festung zur Zeit des dreißigjährigen Krieges, da sie durch ihre tapfere Vertheidigung Wallenstein das ohnmächtige Zornwort entlockt hatte, er wolle Stralsund gewinnen, wenn es gleich mit Ketten an den Himmel fest geschlossen wäre. So sollte auch jetzt, hoffte er, an ihren Mauern die Macht des fremden Gewaltherrschers scheitern. Tausende von Händen wurden in Bewegung gesetzt, die Wälle ausgebessert und hergestellt, die Dämme durchstechen, die Wiesen überschwemmt. Bald waren die Mauern gegen den Angriff von West und Süd völlig geschützt; wenige Tage hätten genügt, um ihnen auch auf der Nordseite eine gleiche Festigkeit zu geben. Die eroberten Geschütze sahen von den Wällen drohend in die Umgegend hinaus. Leider fehlte es nur an geübten Händen sie zu bedienen, und an Mannschaften um die Wälle zu vertheidigen. Zwar ließ Schill die Landwehr von der Insel Rügen herbeirufen, welche schon während des letzten Krieges bei der Vertheidigung von Stralsund Dienste geleistet hatte; aber die Leute kamen ungern, denn sie kämpften nicht für ihren König und ihr Vaterland. Ihnen übertrug Schill die Vertheidigung der Nordfront, wo er am wenigsten einen Angriff erwartete.

Unterdessen zogen die Unglückswollen immer näher herauf. Am letzten Mai Morgens erhielt Schill die Meldung, daß die feindlichen Corps von Gratien und Ewald sich in vierfacher Ueberlegenheit von Westen und Süden der Festung näherten. Die Wälle wurden besetzt, das Geschütz gerichtet. Ein verheerendes Geschützfeuer von der Festung her leuchtete die Reihen der zum Angriff sich entwickelnden Heersäulen.

Mit freudigem Stolze sah Schill, wie alle

Sturmangriffe des Feindes auf das Triebfeerthor, den Eingang in der Westfront, an der Festigkeit der Mauern und der Tapferkeit seiner Jäger scheiterten; aber er bemerkte nicht, wie immer mehr feindliche Truppen sich hinter den Dünen am Ostseestrande entlang zogen. Nun begannen auch diese von Norden her den Angriff. Sie drangen über Dämme und Brücken vor, bestürmten das dort gelegene Knieper Thor und die Wälle zu beiden Seiten desselben. Die schwedische Landwehr warf die Gewehre von sich und floh in das Innere der Stadt. Die Feinde drangen nach.

Die Schillschen Reiter, welche auf dem Marktplatz hielten, vermutheten von dort so wenig einen Angriff, daß sie die in ihren rothen Mänteln ansprengenden Dänischen Dragoner anfänglich für Engländer hielten, die gerade zur rechten Stunde zu ihrer Unterstützung gelandet wären. Erst als diese sich zum Gefecht scharten, erkannten sie ihren Irrthum und stürmten ihnen entgegen. Auf dem Markt und in allen Straßen wogte das Kampfgetümmel.

Zu spät erfuhr Schill am Triebfeer Thor, daß der Feind von der entgegengesetzten Seite in die Stadt eingedrungen sei, und eilte an der Spitze eines Häufleins Husaren mit verhängtem Zügel nach der inneren Stadt, wo das Gewühl am dichtesten war. Beim Umbiegen um eine Straßenecke traf er auf mehrere feindliche Officiere höheren Ranges, welche dort zusammenhielten und an vorübermarschirende Truppen Befehle ausgaben. Mit geschwungenem Säbel sprengte Schill mitten unter sie und hieb den nächsten, den sein Säbel erreichen konnte, den französischen General Carteret, mit gewaltigem Streiche aus dem Sattel. Dann aber, einsehend, daß ein Durchkommen an dieser Stelle unmöglich, warf er sein Roß herum und jagte nach dem Ausgange der Straße zurück, wo gerade einige holländische Soldaten damit beschäftigt waren, einem verwundeten Kameraden Beistand zu leisten.

„Das ist der Schill!“ rief einer von ihnen auf den Reiter zeigend. Sogleich waren mehrere Gewehre auf ihn gerichtet und der tapfere Schill sank zu Boden mit der Todeswunde im Herzen.

„Wo ist der Schill?“ — Die Frage ging unter den Kämpfenden von Mund zu Mund, und das Ausbleiben der Antwort ließ Trauriges ahnen. Da zogen auch die Seinigen es vor, im verzweifelten Kampfe gleich ihrem Führer ein „Ende mit Schrecken“ zu suchen, als durch Flucht oder Ergebung ihr Leben zu retten. Nur einer Abtheilung Husaren unter dem Lieutenant von Brännow, der sich auch die Reste des Schillschen Fußvolks anschlossen,

gelang es, sich durch die Feinde bis zum Thore durchzuschlagen und das freie Feld zu gewinnen. Hier aber wurden sie sogleich von feindlichen Schwadronen umringt und zur Ergebung aufgefordert.

„Nichts von Ergebung! Freier Abzug auf der Stelle mit Pferd und Waffen oder Kampf auf Leben und Tod!“ lautete die entschlossene Antwort des Führers; gleichzeitig gab er seiner Mannschaft ein Zeichen, sich zum Gefecht bereit zu machen.

Diese Entschiedenheit wirkte. Die feindlichen Generale wurden herbeigerufen und gestanden einen ehrenvollen Abzug zu. Am folgenden Tage erreichten diese letzten Reste des Schill'schen Corps das preussische Gebiet und übergaben

sich der Gnade ihres Königs.*)

Unglücklicher war das Loos derjenigen, welche während des Kampfes in Gefangenschaft gerathen waren und welche nun die ganze Rache des Siegers erfahren sollten. Ihre Zahl belief sich auf 11 Officiere und nahe an 600 Mann. Die Mannschaften wurden nach französischen Kriegshäfen gebracht und schmachteten so lange in den Ketten der Galeerenflaven, bis ihnen der Sturz Napoleons die Freiheit brachte. Die Officiere wurden von Stralsund auf Umwegen nach Wesel geführt, hier vor ein französisches Kriegsgericht gestellt und als „Straßenräuber“ zum Tode verurtheilt.

Je zu zweien an einander gefesselt, traten die Unglücklichen unter Begleitung einer Abtheilung französischer Grenadiere den Weg nach der Wiese

*) Sie wurden von dem preussischen Kriegsgericht freigesprochen.

an der Lippe an, die zu ihrer Nichtstatt ausersehen war (16. Sept.). „Seht zu, wie preussische Officiere zu sterben wissen!“ rief einer der jüngsten den vorübergehenden Bürgern zu. Sie lehnten es ab, sich die Augen verbinden zu lassen und erwarteten stehend, offenen Auges den Tod, der ihnen aus den Gewehrläufen der gegenüber aufmarschirten Soldaten drohte. Sie warfen die Mützen in die Luft, brachten mit fester Stimme ein letztes Hoch dem Könige, — da

krachte die Salve und zehn von ihnen sanken todt zu Boden. Der elfte, den die Kugel nur am Arme verwundet hatte, riß die Weste auf, zeigte auf das Herz und rief: „Treffst besser, Franzosen, hier schlägt das preussische Herz!“



Die nächste Kugel traf das richtige Ziel. —

Was der tapfere Schill und seine Genossen durch ihr eigenmächtiges Eingreifen in den Lauf der Dinge und ihren überschäumenden, verwegenen Muth vor dem Gesetze verschuldet, das haben sie durch ihren Heldensinn und die todesmuthige Hingebung, mit welcher sie ihrem Schicksal entgegen gingen, gesühnt. Im Herzen des deutschen Volkes lebte Schill fort als der treue Kämpfer für's Vaterland, der Vorreiter der deutschen Freiheit. Als wenige Jahre später zur rechten Stunde das ganze Volk auf des Königs Ruf zum Kampfe für seine Unabhängigkeit und Freiheit sich einmüthig erhob, da trat auch das Bild des kühnen Helden, der für dieselbe Sache zu früh sein Leben eingesetzt, lebendig vor die Seele der Mitstreiter, und wo ein Jäger die Büchse von der Wand langte oder ein Reiter sein Köflein zäumte, um in den Kampf auszu ziehen, da gedacht' er auch des Schill und seiner Schaar.

Die Maikuhle.

Von

Fedor von Köppen.



Was rauscht der Wald? — Die Brise bläst
So frisch und maienkühl,
Die Stämme wurzeln tief und fest,
Stolz ragt der Kronen Laubgeäst,
Wie Kraft und Hochgefühl.

Was schäumst du an der Dünen Wall
Hoch auf, du blaues Meer?
Frei dehnt du dich im weiten All,
Und mächtig über'm Wogenschwall
Weht Gottes Athem her.

Rein ist die Luft, die uns umschlingt,
Der Himmel klar und still;
Die Seele schwillt, von Muth beschwingt,
Es rauscht der Wald, die Woge singt
Ein Lied vom kühnen Schill.

Hier lag er, der vielkühne Held,
Mit trug'ger Jäger Zahl;
Das Laubdach war ihr lustig Zelt,
Ihr Tisch und Bett das grüne Feld,
Die Blüch' ihr Ehgemahl.

Und als der Feind vor Kolbergs Rain,
Da sprach der kühne Schill:

„Wir lassen keinen Franzmann ein,
Der Busch soll unser Kleinod sein
Und Grab, so Gott es will!“

Das gab ein Kämpfen wutherpicht,
Auf Einen kamen Zehn;
Die Kugeln prasselten hageldicht,
Doch die im Busche wanken nicht,
Wie stämm'ge Eichen stehn.

Wol naht der Feind mit Sturmgewalt,
Die Wogen brausen hohl;
Wild schüttelt sich der grüne Wald,
Das Horn ertönt, der Feldruf schallt:
„Ihr Brüder, habt euch wohl!“ —

Im Maikuhlholz, am Waldesfluß,
Da liegen Gräber viel;
Die Birken streun den Blättergruß,
Die Woge singt an ihrem Fuß,
Sanft schlummert, wer da fiel.

So rausche, grüner Wald, auf's neu',
Erbrause, Wogenschwalm!
Noch lebt und wacht der alte Len,
Das Preußenherz ist fest und treu,
Wie Kolbergs Feste wall.

Sprüche von Friedrich Güll.

Schmüd' dich nicht mit falschem Gold,
Nicht mit falschem Edelstein;
Echt und recht allein wird hold
Stets bei Gott und Menschen sein.

Schön war der Baum im Lenz, als er zu blühen anfing,
Gut erst im Herbst, als er voll süßer Früchte hing.

In der größten Glocke der kleinste Sprung:
Kein heller Klang mehr im vollsten Schwung.
Es hilft kein Hämmern und kein Lötzen,
Es ist ein neuer Guß vonnöthen.

Mancher blüht sich nach der leeren Nuß,
Weil er ihr nicht anmerkt, daß sie taub;
Mancher tritt das Golberz mit dem Fuß,
Weil ihm seinen Glanz verhüllt der Staub.

Mein weiter Weg ward kurz, indem ich Schritt um Schritt
Stets vorwärts ging und rechts und links nicht einen Tritt.

Gute Sprüche lernen, heißt
Sie nicht bloß dem Sinn nach merken,
Sondern durch sie Herz und Geist
Für den Weg durch's Leben stärken.



Die Katzenfreundin.

Eine Erzählung von

Julius Lohmeyer.

Mit Original-Bezeichnungen von Hermann Heubner.



In einem der kleinen schmalen Thäler der tannenbewachsenen Vorberge des Thüringerwaldes zieht sich ein kleines Dörfchen an beiden Ufern eines breitbettigen Bergwassers hin. Von einer niederen Anhöhe schaut sein schmuckes Kirchlein aus stattlichen Linden hervor, um die sich der umbuschte Friedhof breitet. Fast am Ende des Dorfes, hinter der großen Steinmühle, an die hier ansteigende Berglehne geschmiegt, liegt das kleine Gehöft des Knechtbauern, von weiten Obstgärten umgeben.

Es war still geworden im alten Hause, seit die gute Frau des Knechtbauern da droben unter den Linden ruhte. Sie war im letzten Herbst plötzlich gestorben. Dem Alten war es, als wäre ein Licht ausgelöscht worden, das sonst seinen lachenden Schein über Alles um ihn breitete. Seine Kathi war die Seele des Hauses und der Glanz seines Lebens gewesen. Er selbst war ein schwachmüthiger Mann, alt und kränklich, still und in sich gekehrt; von ihm ging kein Licht, kein Leben aus.

Aber einen Abglanz ihres Seins hatte die schöne Frau dem Alten zurückgelassen. Das war Margareth, die nun sieben Jahre alt geworden war, das schmutzige blonde Dirnlein mit den lichtblauen Augen, den zartrothen Wangen wie frische Apfelblüthe, und dem schallhaften Lächeln um den rothen Mund.

Das Kind war Zug für Zug das kleine Abbild der frohmüthigen Frau Kathi geworden. Sein Wesen zeigte dieselbe Mischung von rüstiger Kraft und zarter Anmuth, die auch ihrem Mütterlein solchen Liebreiz verliehen hatte. Auch von dem Kinde strahlte ein lichter Zauber aus, dem sich so leicht Keiner entziehen konnte. Als ob es kein Leid, kein Elend auf dieser Welt gäbe, so lachte es Einem aus den fröhlichen Augen entgegen. War es doch, als ginge eine kleine Sonne auf, wenn Margareth plötzlich ins Zimmer trat. Dazu kam eine stille, aber selbstgewisse Art in ihrem Wesen, die man respectiren mußte. Es kam Keinem in den Sinn, die zierliche Margareth etwa schäkern auf das Knie zu ziehen oder ihr im Vorbeigehen neckend in die Flechten zu greifen. Eine gewisse fertige, charaktervolle Haltung prägte sich in allem ihrem Thun aus. So wuchs

dem verödeten Hause hier wieder eine neue Seele heran. Die kleine Person schien zu wissen, was sie hier auf dieser Erde zu thun habe, und der Bevormundung durchaus nicht bedürftig zu sein.

Der Alte sah mit Stolz und Freude auf das Kind, dessen Wesen und Entwicklung ihm freilich eine Art von Geheimniß blieb. Er fühlte, daß alles Schöne, was Margareth's Geist und Körper schmückte, nicht von ihm herrühre, und betrachtete das Kind wie einen anvertrauten Schatz, zu dem er nichts hinzufügen und von dem er nichts hinwegnehmen könne. Auch Margareth hing mit inniger Liebe an ihrem Vater.

Es war an einem Samstag Abend im Hochsommer. Der Knechtbauer saß nach einem ermüdenden Erntetag hinter dem Hause, um eine Weile in der Abendkühle auszuruhen, dann aber langte der Arbeitsgewöhnte eine Sichel von der Wand, die er, nachdem er den kleinen Ambos vor sich zurechtgesetzt hatte, mit sicheren Schlägen zu dengeln begann. Er lauschte dabei, zuweilen vergnügt vor sich hin lächelnd, dem Gespräch der Kinder, die nicht fern von ihm saßen. Margareth und ihr kleiner Freund, des Müllers Davidle, der zu ihr wie zu einer ältern, klügern Schwester mit einer Art von Verehrung aufschaute, waren eben in lebhafter Unterhaltung begriffen. Margareth hielt dabei ihr Lieblingsklägchen auf dem Schooße, spielte und koste mit ihm.

„Warum kommt dein Mummy nie zu mir, und warum hat dich auch unser Kater lieb und mich nicht?“ fragte Davidle.

„Weil du die Katzen quälst, und nicht weißt, wie sie es gern haben“, antwortete Margareth, indem sie neckisch die Haarkrone von dem Köpfechen einer Ruhblume blies und den bekannten Kinderreim dazu trällerte.

„Aber auch der Tiras läuft dir nach und bleibt nicht bei mir, und den quäle ich doch nicht und thue ihm Alles an, was er gern hat“, klagte Davidle fast unmüthig.

„Weil du ein wilder Junge bist und nicht mit ihm spielen kannst.“

„Nein, Margareth, dich haben alle Thiere lieb, und mich nicht“, sagte Davidle betrübt.

Aus der Ferne ertönte das Horn des Schäfers. Eben lenkte er mit der Herde um den Waldbrand, den Berg herab und der Mühle zu.

Raum war Davidle der Thiere ansichtig geworden, als er mit einem Satz aufsprang, Margareth und dem Riedbauern mit freundlichem „Gute Nacht“ die Hand reichte, und, mit seiner Peitsche knallend, der Herde nacheilte.

Davidle hatte ganz richtig beobachtet. Margareth war eine verständige freundliche Art eigen mit den

und reinen Natur geht, oft plötzlich wie ein Licht, ein ahnendes Verständniß für das Seelenleben der Thiere auf. Wer hochmüthigen Herzens auf die unmündigen Kinder der Schöpfung herabschaut, der kommt nie zu der rührenden Entdeckung, daß auch in ihnen ein stilles Gemüths- und Träumleben in Freud und Leid waltet, wenn auch ärmer und unbewußter als in uns. —

Der Vater hatte zu dengeln aufgehört und legte mit einem leisen Seufzer Sichel und Hammer bei



Thieren zu verkehren, wie keinem anderen Kinde in ihrer Umgebung. Nicht nur mit den Katzen im Gehöft, auch mit denen in der Nachbarschaft war sie vertraut. Selbst die scheuesten unter den Thieren folgten ihr und ließen sich von ihr streicheln oder auf den Arm nehmen. Aber es waren nicht nur Liebkosungen oder kleine Leckerbissen, durch welche sie die Zuneigung der Thiere gewann, es war weit mehr das liebevolle Aufmerken auf die stumme Sprache ihrer Blicke und Mienen, die Aeußerungen ihres innern Lebens, durch welches sie zu jener Macht über sie und zu diesem freundlichen Einverständniß mit ihnen gelangte.

Wahrlich, nur einer liebevollen, anspruchlosen

Seite. Margareth sah ihn besorgt an. Sie stand auf, trat zu ihm und schmiegte sich schmeichelnd an seine Seite, während ihr Kätlein mit Schnurren um ihre Füße strich.

„Was hast du, Vater, du bist so traurig?“ sprach sie, ihm bekümmert in die Augen schauend.

„Nichts, Margarethel,“ sagte der Riedbauer und küßte sie auf die Stirn. „Morgen zieht Tante Gertrud bei uns ein. Sei recht brav und gut, hörst du? Sie hat ein schweres Gemüth und keinen Frieden im Herzen, aber sie ist brav und meint es gut,“ schloß er mit schwerem Aufathmen.

„Ich will gewiß gut sein, und freue mich auf die Tante; aber warum bist du so traurig, Vater?“

„Laß es gut sein, Margareth,“ sagte der Alte und zog dabei das Kind so nah an sich heran, als ob er es vor drohender Unbill schützen wolle. „Mir ist nicht gut, es wird besser werden.“

Sonntag Nachmittag war es. Auf den Gassen des Dorfes, den Wiesen und Wäldern ruhten Frieden und Festglanz. Da langte ein leichtes Gefährt vor dem Gärtchen des Hauses an, aus dem ein hageres, vielgefurchtes Frauengesicht ernst und fragend hervorschaute.

Der Bauer trat aus dem Hause, und Margareth sprang mit freudestrahlendem Gesicht hinter ihm drein.

„Tante, Tante!“ rief sie fröhlich, kletterte an dem Schlag in die Höhe und küßte der Alten die Hand. Das kummervolle Gesicht der Frau beugte sich aus dem Wagen, und ihr Mund berührte Margareths Stirne, aber ernst und kühl und ohne daß sich dabei nur ein Zug in ihrem Antlitz veränderte. Margareth schauerte es frostig bis zum Herzen herab und ihre frohen und neugierigen Fragen verstummten plötzlich.

Der Vater, der noch gedrückter als sonst war, half der Tante aus dem Wagen, und trug ihr das Spinnrad und einige Bündel nach dem Hause voran, während ihm die Alte mit einem Korbe nachfolgte. Plötzlich wandte sie sich um, und schaute unruhig nach dem Wagen zurück, auf dessen Sitz noch ihre schöne große Kaze zurück geblieben war. „Buzi,“ rief sie, „komm mein Schätzchen!“

Margareth sprang zum Wagen, um die Kaze vom Sitz herunterzunehmen, aber mit grimmigem Fauchen scheuchte diese das Kind von sich hinweg, und entzog sich mit einem Sprunge vom Wagen seinen freundlichen Bemühungen. Mit Murren stieß sie zu der Alten, die wartend stehen geblieben war und sie mit zärtlichem Streicheln empfing.

Margareth ging langsam dem Hause zu. Eine Zeit lang blieb sie auf dem Gange stehen, ehe sie in die Stube trat. Es war ihr, als habe sie ein Gefühl bisher ungekannter Bangigkeit niederzukämpfen. Sie empfand zum ersten Male, daß sie nicht so fein dürfte, wie sie immer war, daß sie vorsichtig, zurückhaltend sein müsse. Endlich war sie leis und unbemerkt in die Stube getreten. Der Vater und die Tante saßen an beiden Enden des Tisches, einander gegenüber. Auf dem Schooß der Alten kauerte, leise schnurrend, die Kaze, die zärtlich von ihr gestreichelt wurde.

Margareth setzte sich, um das ernst geführte Gespräch nicht zu stören, still auf die Bank am Ofen nieder, der in der Tiefe der Stube stand.

„Und, was ich dir sagen wollte, Christian,“ sprach jetzt die Alte mit scharfer Betonung, „laß mich mit den Nachbarn in Frieden. Ich will keine Gesellschaft haben. Ich bin es nicht gewohnt.“

„Wie du willst, Gertrud,“ antwortete der Bauer bedrückt. „Es sind sonst gute Leute.“

„Das mag sein. Ich will aber hier ohne Umgang bleiben; und daß du es weißt, Christian, ich bin zu dir gekommen, weil du es einmal so haben wolltest, aber ich kann jeden Tag wieder gehen. Das muß ich dir doch sagen.“

„Ja, Gertrud,“ sagte der Bauer ernst, „ich dachte, es gehörte sich so, daß ich dich zu mir in's Haus nähme, und auch Kathi hat es wohl so gewollt. Sie sprach immer gut von dir, wenn ihr euch auch zusammen nicht verstehen konntet. Ihr waret eben zu verschiedene Menschen. Auf ihrem Sterbebette — du weißt, wie plötzlich der Tod über sie kam — als sie nur noch wenige Worte mühsam hervorbrachte, nannte sie ein paar Mal deinen Namen und deutete dabei auf Margareth. Sie konnt's nicht mehr aussprechen, was ihr das Herz bedrückte, aber ich habe gewiß verstanden, was ihre Meinung war, und darum habe ich dich gebeten zu uns zu ziehen.“

„Laß es gut sein, Christian,“ erwiderte die Schwester mit einer abweisenden Kopfbewegung, „ich gönne ihr die ewige Seeligkeit, aber sie hat kein Herz für ihre arme Schwägerin gehabt.“

„Das vergeb' dir der Himmel,“ sagte der Miedbauer auffahrend. „Was hat sie dir angethan? Zu einem Streit kommt es unter den Besten. Ein paar heftige Worte muß man vergessen können. Du hast es auch nicht an solchen fehlen lassen.“

„Nein, Christian,“ sprach die Alte kalt und fuhr mit der Hand platt über den Tisch, „Vergessen, das verlange nicht von mir, das kann ich nicht, in meinem ganzen Leben nicht.“

Der Alte schüttelte unmutig den Kopf. „Nun so laß es ruhen,“ sagte er kurz abbrechend.

Margareth horchte hoch auf. Aengstlich und befremdet schaute sie nach dem Vater hinüber. So kleinlaut und besangen hatte sie ihn noch nie vorher gesehen. Das Blut schoß ihr mit lautem Pochen nach dem kleinen Herzen. Wer durfte so von ihrer Mutter sprechen? Sie, die liebevollste Seele, sollte für des Vaters Schwester kein Herz gehabt haben? Fast ohne es zu wollen, stand das Kind auf. Es fühlte die plötzliche Gluth nach seinen Wangen schießen, und, indem es schüchtern einen Tritt in's Zimmer vortrat, sprach es halblaut: „Das ist nicht wahr, Tante, daß die Mutter euch nicht lieb gehabt hat.“

Die beiden Alten, die sich allein geglaubt hat-

ten, schauten fast erschrocken nach dem Ofenwinkel, in dem das Kind verlegen, das Gesicht mit Purpur übergossen, da stand.

„Geh' hinaus, Margareth,“ sagte der Vater beinahe unwillig, „die Tante hat es nicht so gemeint.“

Diese aber sah das Kind mit ihren durchdringenden Augen scharf an, indem sie die schmalen Lippen fest zusammenkniff, und sagte dann kalt und als ob Margareth gar nicht zugegen wäre: „Es ist Zeit, Christian, daß das Kind wieder unter Zucht kommt.“

Margareth schlich erschrocken zum Zimmer hinaus und nach dem fernsten Winkel des schattigen Obstgartens. Sie hatte ein Gefühl, als ob sie ein schweres Unrecht begangen habe.

Am andern Tage musterte die Alte mit unwilligem Kopfschütteln alle Winkel des Hauses, wobei ihr Bußi murrend auf Schritt und Tritt nachfolgte. Dann begann ein Fegen, Stäuben und Säubern, Trepp auf, Trepp ab. Die alte Magd, die schon Jahre lang in dem Hause diente, mußte manches barsche Wort hören, das sie von Frau Kathi her nicht zu hören gewöhnt war.

Bald funkelten Treppen und Dielen wieder in glänzender Sauberkeit wie in den besten Tagen der guten Kathi, aber Vater und Tochter war es, als ob auch alles heimliche Behagen und aller Friede über die blanke Schwelle des Hauses gesetzt worden wäre.

„Sie meint es brav, die Schwester,“ sagte Christian sich tröstend, aber er fühlte auch, daß er aufgehört habe der Herr in seinem Hause zu sein.

Margareth war in diesen Tagen um Vieles älter geworden; sie hatte in sich ein Gefühl des Mißtrauens und der Scheu aufsteigen sehen, das ihr ein arges Unrecht dächte, und das sie niederzukämpfen sich vergeblich bemühte. Alles das war ihr neu. Sie hatte ein Wesen kennen gelernt, in dem keine rechte Liebe lebte, und das ihr verwandtschaftlich doch so nahe stand. Auch der Vater kam ihr verändert und wie gelähmt vor; es erschien ihr, als hätte er die Mutter, die sie wie eine Heilige verehrte, nicht mannhaft genug gegen seine Schwester in Schutz zu nehmen gewußt. Selbst vor ihrem Vater hatte sie jetzt, zum ersten Male in ihrem Leben, eine Empfindung zu verschweigen. Alle diese Gefühle standen als etwas ganz Neues in ihr auf und bedrückten und verwirrten ihren geraden, rechtlichen Sinn. So durfte es nicht fortgehen. Wie eine Gewitterschwüle lag es über ihr.

Einige Tage darauf saß sie mit ihrem Strickzeug vor der rebenumrankten Thüre des Hauses.

Schwerer noch, denn sonst, fühlte sie ihr Gemüth belastet. Drinnen im freundlichen Zimmer saß die Alte in ihr Gebetbuch vertieft.

O gewiß, sie hatte der Tante Unrecht gethan. Ihre Seele war gewiß nur verfinstert worden durch all' das Schwere, das sie erlebt hatte. Margareth wäre am liebsten vor sie hingetreten, hätte ihr die Hand reichen mögen und sie um Verzeihung bitten für Alles, was sie im Herzen gegen sie getragen hatte.

Die Tante betete. Aber was ist denn Beten? Kann es etwas Anderes sein als Danken und Bitten, Vergeben und Bereuen? Von diesen Gedanken, ob sie ihr auch nicht völlig klar wurden, überkam sie doch ein sicheres Bewußtsein. Konnte sie beten und doch ihrer Mutter nicht vergeben? Das verstand sie nicht. Nein, sie wollte zu ihr treten und für ihre Mutter und sich selbst um Liebe und Güte bitten. Ja gewiß, gerade jetzt, konnte die Tante ihr diese Bitte nicht abschlagen. Margareth erhob sich leise mit klopfendem Herzen. Sie trat an das Fenster, blickte in die Stube und wartete bis die Tante das Buch schloß und auf den Rand des geöffneten Fensters legte. Nun standen sich Beide nahe gegenüber.

„Tante,“ brachte das Kind langsam und wie stehend hervor: „Nicht wahr, Tante, du betest auch für die Mutter und hast ihr verziehen?“

Die Alte stand einen Augenblick wie betroffen, und als vermöchte sie den Blick des Kindes nicht zu ertragen, der ängstlich bittend an dem ihrigen hing. Sie trat einen Schritt in die Stube zurück und griff nach ihrer Arbeit.

„Nimm den Krug und das Brot,“ sagte sie dann ernst und ohne nach Margareth weiter aufzuschauen, „und bring' es dem Vater an den Wildgraben hinaus; es ist Zeit.“

Margareth gehorchte, aber ihr Wesen war von diesem Augenblicke an noch scheuer und zurückhaltender gegen die Tante, als bisher.

Die Alte fühlte bald, welches Unbehagen ihre Gegenwart verbreitete, und daß man sie mehr fürchtete und floh, als schätzte und ehrte. Aber wie immer im Leben, meinte sie, daß man ihren rechtschaffenen Absichten nur mit Undank und Mißtrauen begegne; und auch jetzt wieder suchte ihr verdrossenes Gemüth nicht in sich, sondern in den Andern die Schuld der Entfremdung.

Sie hatte stets ein armes freundloses Leben geführt. Als die jüngste Tochter des alten Niedbauern war sie im Gehöft aufgewachsen, während der Bruder schon das Haus verlassen hatte, in fremde Dienste getreten war, und als Soldat seine Zeit

abdiene. Die alte Bäuerin hatte den etwas schwächlichen Spätling ihrer Ehe leider allzusehr verzärtelt und zu selbstwilliger Eigenliebe erzogen. Als die Alten dann bald nacheinander dahinstarben, hatte der Bruder das kleine Gehöft übernommen und seine Kathi, die aus einem Nachbardorfe stammte, heimgeführt. Gertrud, die nie lernen wollte sich in billige und nothwendige Rücksichten zu schicken, und die Herrschaft im Hause nicht an die neue rechtmäßige Erbin abzutreten gesonnen war, verbitterte der jungen frohherzigen Frau, die lange Zeit genug ihre Launen mit gutmüthiger Geduld ertrug, die ersten Jahre ihrer Ehe. Endlich war es zwischen ihnen doch zu heftigen Worten gekommen. Frau Kathi mußte ihre Rechte behaupten, und Gertrud verließ zürnend ihr Vaterhaus, um in einem entfernten Dorf in Dienst zu treten. Das kam der verwöhnten Bauerntochter hart genug an, aber sie hatte es nicht anders gewollt.

Ihr Mißgeschick führte sie zu rohen Leuten, die sie mit Unmuth und Härte behandelten. So kam es, daß ihr wenig freundliches Gemüth sich schon früh mit Bitterkeit erfüllte. Ihre Altersgenossen hatten sich inzwischen verheirathet; aber die mißgünstige Gertrud wollte keiner der Bursche heimführen.

Als sie älter geworden war und der Bruder ihr das kleine Vermögen auszahlte, hatte sie sich bei einer gutmüthigen Muhme drüben im Städtchen Waldau eingemietht und jahrelang in ihrem Bodenstübchen ein einsames und verdrossenes Leben geführt. Durch Spinnen und Stricken verdiente sie sich ihren Lebensunterhalt. Mehr und mehr lernte sie sich als eine vom Glück verstößene, unschuldig leidende betrachten, deren brave und aufrichtige Natur nur Andern zur Last sei. Ihr ganzer Groll aber wandte sich gegen die Frau ihres Bruders, die sie als einen Eindringling betrachtete, der ihr Lebensglück zerstört habe. Sie war zu selbstsüchtig, um gerecht sein zu können.

Fast ihre einzige Gesellschaft war die schöne, braun gefleckte Kaze gewesen, die wir schon kennen gelernt haben. An Etwas muß sich das Herz des Menschen hängen, und so hatte ihr einsames Gemüth dem klugen Thiere alle Neigung zugewandt, deren es fähig war. Sie hatte das Thier verwöhnt und verzogen, wie sie selbst als Kind verwöhnt und verzogen worden war, und in ihrem Lieblinge dadurch alle jene schlimmen Charakterfehler der Unbotmäßigkeit und Eigenwilligkeit herangezogen, die sie selbst für das Leben unbrauchbar machten. Die Nachbarn sprachen es oft genug aus, daß sie, die gegen keinen Menschen rechte Rücksichten nehmen wollte, nun von

dem Thiere Troß und Ungeberdigkeit willig hinnehmen müsse, und sahen darin eine gerechte Rache ihres Schicksals. Bußi war ihr kleiner mürrischer Tyrann, den sie willig ertragen mußte.

Das schöne Geschöpf, das in der ersten Zeit jeden Annäherungsversuch Margareths mit unwilligem Murren abgewiesen hatte und, wie ihre Herrin, stets ungesellig und unwirsch allein saß, war, je länger je mehr, von dem freundlichen Wesen des Kindes bezwungen worden. Sie hatte sich auf die Länge der Macht ihres liebestrahlenden Auges und Gemüthes nicht zu entziehen vermocht. Bald sprang sie nicht mehr fort oder duckte scheu zusammen, wenn ihr das Mädchen ihr begegnete, bei ihr niederkniete und ihr das prächtige Fell strich. Ja, nicht lange darauf folgte sie ihr sogar kleine Strecken in den Hof und Garten nach, kehrte aber dann oft plötzlich, kurz umwendend und als wenn sie sich ihrer Pfllichtvergeffenheit bewußt würde, zu ihrer Herrin zurück.

Aber das Verhältniß zu dem Kinde wurde immer vertrauter. Schon ließ sie sich nachgiebig von ihm auf den Schooß ziehen und betrachtete es mit weniger Mißtrauen, wenn sie Margareth in der Schürze umhertrug. An ihre Brust geschmiegt, wölbte sich ihr Rücken von innerem Behagen, wenn Margareth mit ihr plaudernd, ihr lustig in die klugen Augen schaute. Endlich hüpfte sie, auch ohne Margareths Lockung abzuwarten, zutraulich spinnend auf ihren Schooß. Margareth war ganz glücklich über diese Umwandlung, um so mehr, als ihr die kleine Mimmi, die schon lange krankte, vor Kurzem weggestorben war.

Auch die Alte sah nicht ungern die Aeußerungen größeren Wohlbehagens an ihrem Lieblinge, aber als Bußi oft Stunden, ja halbe Tage lang sich von ihr entfernte und dem Mädchen auf Schritt und Tritt in Feld und Scheuer nachfolgte, empfand sie mit Unwillen diese Vernachlässigung, und ein eifersüchtiges Gefühl gegen das Kind, dem das Thier so sichtlich seine Neigung zuwandte, erwachte in ihr.

Mit vermehrten Liebkosungen suchte sie die Kaze wieder an sich zu locken und von dem Kinde fern zu halten; doch allzu wenig hatte sie ihren Zögling an Folgsamkeit gewöhnt, und so blieben ihre Versuche ohne rechten Erfolg.

Eines Tages saß sie wieder vor der Thür, dicht unter dem Fenster der sonnenhellen Bohnstube, in der die Alte am Spinnrad beschäftigt war. Die Kaze saß mit geschlossenen Augen, zusammengeduckt auf dem Fensterrand und wärmte sich im Sonnenschein. Jetzt sah sie das Mädchen. Mit einem Sprung saß sie ihr auf dem Schooß.

Die Alte sah es und rief sie in das Zimmer zurück — doch umsonst. Alle ihre Schmeichelworte waren vergeblich. Sie beugte sich aus dem Fenster. Wieder rief und lockte sie nun streng und befehlend, doch Alles war und blieb umsonst, und auch das Kind vermochte das eigensinnige Thier nicht zur Folgsamkeit zu bringen.

Als Margareth nun die Katze erfaßte und der Alten hineinreichen wollte, wandte sich das Thier ungeberdig und indem sie heftig fauchend die Zähne wies, gegen ihre eigne Herrin. Ein giftiger Blick der Alten schoß auf das Kind herab. Sie mußte das Thier nun gewähren lassen, aber der Verdruß lockte in ihrem Herzen und wandte sich gegen das Kind der Frau Kathi, das, wie sie meinte, nun auch noch das einzige Wesen, an dem ihr Herz hing, von ihr abwendig zu machen suchte.

Je inniger die Freundschaft zwischen dem Kinde und dem Thiere sich gestaltete, desto mehr erwuchs der Groll im Herzen der Alten. Margareth bemühte sich vergeblich, bei den kleinen häuslichen Verrichtungen, die ihr oblagen, ihre Zufriedenheit wie bisher zu gewinnen. Jeder unbedeutende Anlaß brachte ihr Tadel und böse Worte. Am meisten verdroß die Alte die selbständige freimüthige Art ihres Wesens, die sie für Troß und Selbstgefälligkeit auslegte.

Auch den Vater suchte sie gelegentlich gegen das Kind einzunehmen. Schon öfters hatte sie ihn zu bestimmen gesucht, Margareth, die sichtliche Befähigung für weibliche Handarbeiten zeigte, wenigstens für eine Zeit zur Ruhme nach dem nahen Waldborte zu geben, um ihr dort bei der geschickten Schullehrerin Anleitung geben zu lassen; und wirklich war Christian, des häuslichen Friedens wegen und um das Kind den Unbilden der Schwester zu entziehen, nicht abgeneigt in eine zeitweilige Entfernung zu willigen; aber immer, wenn der für die Trennung anberaumte Termin heranrückte, schob er diesen wieder in dem Gefühl hinaus, daß mit dem Fortgange des Kindes der letzte Stern seines Hauses erlöschen müsse.

Margareth hatte gelegentlich von diesem Vorhaben gehört, und obgleich ihr der Aufenthalt bei der wohlwollenden Ruhme manche Freude versprach, brach sie doch stets in Weinen aus, wenn sie daran dachte, ihren Vater und ihren kleinen Freund in der Mühle verlassen zu müssen. —

Bald darauf, an einem Sonntage, war sie nach dem Mittagessen in die Mühle hinübergesprungen, und Buzi war ihr gefolgt. Die Alte, die vom Fenster aus ihren Liebling ihr nachschleichen sah, hatte ihn durch Zurufe zur Rückkehr zu bewegen gesucht; aber Buzi war der kleinen Freundin dennoch nach-

gelaufen, und hatte im Hofe der Mühle von einem Apfelbaume Stunden lang geduldig dem Spiele der Kinder zugeschaut. Als die Abendglocke erklang, riß sich Margareth los, und eilte über den Steg nach Hause, ohne dabei noch an die Katze zu denken.

In den einsamen Nachmittagsstunden war der Groll der Alten zum völligen Ausbruch gekommen, und mit unwilligen Worten empfing sie das Kind. Seine Versicherungen, daß es die Katze nicht, gegen ihr Verbot, mit sich fortgelockt, sondern im Gegentheile angelegentlich zur Rückkehr angehalten habe, wurden mit heftiger Gegenrede beantwortet. „Wo hast du die Buzi?“ rief die Alte, indem sie das Kind am Arme in die Stube zerrte. „Ich habe sie den Nachmittag nicht mehr gesehen.“ „Du lügst!“ rief die Tante erbittert, und heftige Schläge fielen auf den Rücken des Kindes nieder.

In diesem Augenblicke war Buzi in die Stube geschlichen. Sie blieb wie erschrocken stehen, wandte sich dann mit klagendem Miauen gegen die Alte, und leckte dem Mädchen, das sich auf die Ofenbank niedergesetzt hatte und unter heftigem Schluchzen die Schürze vor die Augen drückte, schmeichelnd und wie tröstend die Hände. „Lügnerin!“ rief die Alte und ein neuer Schlag fiel auf Margareths Schulter nieder.

Margareth floh weinend aus dem Zimmer; sie wußte sich nicht zu fassen; nie vorher hatte sie eine körperliche Züchtigung erfahren. Sie suchte ihren Vater. Dieser saß drüben am Thor der Mühle mit dem alten Müller in vertraulichem Gespräch. Das Kind lief zu ihm, und barg schluchzend sein Gesicht an seiner Brust. Längere Zeit währte es, bis sie die Fragen des besorgten Vaters beantworten konnte. Endlich stieß sie, zugleich mit der Versicherung, daß sie unschuldig sei, in ruckweisen Absätzen hervor, was ihr geschehen war. Der Niedbauer war blaß geworden. Zorniger Unmuth hatte ihn ergriffen. Er eilte mit heftigen Schritten und indem er das Kind an der Hand mit sich forttrieb, seinem Hause zu. Aber er besann sich bald wieder und sein Schritt begann zu zögern. Er war ein stumpfer, müder Mann, dessen Muth längst gebrochen war. Er fürchtete den fruchtlosen Kampf mit dem unnachgiebigen und harten Wesen seiner Schwester, und immer langsamer wurde sein Gang, je näher er dem Gehöft kam; wußte er doch, daß jedes heftige Wort es zum vollen Bruche mit ihr bringen mußte.

„Vater,“ rief Margareth bittend, die wohl ahnte, was in dem Alten vorging, „laß mich zur Ruhme hinüberziehen.“

Der Vater blieb stehen und athmete wie erleich-

tert auf. Das Wort des Kindes schien ihm wie ein Fingerzeig von oben und im rechten Augenblick.

„Ja, Margareth,“ rief er, „du ziehst zur Muhme, und schon morgen früh. Ich gebe dir ein Briefel mit.“

Am Abend hörte Margareth, die sogleich nach oben in ihre Kammer geschlichen war, zwischen Weinen und Einschlafen, heftige Reden und Gegenreden aus der untern Stube herausschallen, und vernahm, wie der Vater bald darauf das Haus verließ und die Hofthüre hinter sich zuwarf. Dann war Alles wieder ruhig im Hause geworden und sie war, von all den Gemüthsregungen erschöpft, bald in Schlaf gesunken.

Bald nach Tagesanbruch stand das Mädchen, gerüstet mit einem kleinen Bündel am Arm, am Bette des Vaters. Er küßte sie, stand auf und begleitete sie halb angekleidet bis vor das Hofthor, vor dem er stehen blieb und ihr bekümmert nachschaute. Margareth wandte sich mit freundlichem Nicken, und um dem Vater den Abschied nicht noch mehr zu erschweren, durch Thränen lächelnd, noch ein paar Mal um, ehe sie um die Ecke der Mühle verschwand.

Erst vor dem Dorfe bemerkte sie, daß ihr die Kaze langsam und mit scheuer Miene gefolgt war. Als sie sich freundlich umwandte und zu ihr niederbückte, sprang das kluge Thier freudig an ihr empor, und leckte ihr das vom Weinen noch feuchte Gesicht. Sie bemerkte wohl die schmerzliche Bewegung des Kindes und ihre Liebesbezeugungen wollten nicht enden. Margareth drückte sie gerührt an sich, dann aber trug sie Buzzi bis zu dem Stege zurück, und versuchte sie mit guten und bösen Worten zum Gehöft zurückzuschleichen. Aber alle Mühe war umsonst. Die Kaze schritt dem Kinde nach, es immer mit den Augen verfolgend, während dieses jeden ihrer Annäherungsversuche in Furcht und Sorge von sich abwehrte.

Durch die hohen wogenden Kornfelder, über denen die Sonnengluth zitterte, und durch den kühlschattigen Buchenwald folgte ihr Buzzi. Rastete Margareth, so blieb sie in einiger Entfernung sitzen, und sah wie bittend nach ihr hinüber.

Erst gegen Mittag hatte das Kind die Höhe erstiegen, auf der das Städtchen am Fuße des bewaldeten Burgberges liegt. Der freundliche Hof der Muhme lag gleich am Eingang des Ortes. Die kleine, dicke Frau stand im Hausflur vor einem Waschtrog in rüstiger Arbeit. Ein Freudenstrahl glitt über ihr gutmüthiges Gesicht, als sie das Kind über den Hof schreiten sah.

„Wo kommst her, Margreth?“ rief sie, indem

Deutsche Jugend. XI.

sie, die Hände rasch abtrocknend, sich vor dem Kinde niederließ, und ihr die Schweißtropfen von Stirn und Wangen wischte. Nach und nach stotterte das von Gluth und Anstrengung erschöpfte Kind seine kleine Leidensgeschichte hervor.

Frau Marie, bei der die Tante durch Jahre gewohnt hatte, überfah sogleich ziemlich klar das Vorgefallene. Sie hieß das Kind in liebevoller Weise willkommen, und die muntere Herzlichkeit der guten Muhme that ihm unsäglich wohl.

Da schaute auch schon Buzzi fragend durch die halbgeöffnete Thür. Die Muhme erkannte sogleich die schöne Kaze der Alten, und ihre Mienen wurden ernst.

„Wo kommt die Buzzi her?“ frug sie erstaunt.

Margareth hörte nicht auf zu versichern, daß die Kaze ihr trotz allen Abwehrens nachgefolgt sei.

„Ich darf sie nicht behalten,“ sagte die Muhme ernst, „sie muß zurück. Ich will keinen Streit mit der Tante.“

Sie trieb die Kaze auch sogleich durch das Hofthor und verschloß dieses; aber noch am Abend vernahm Margareth das klagende Gewimmer des Thieres, das draußen an der Hofmauer im Fliederbusch saß. Auch die Muhme hörte es, aber sie blieb fest. Sie werde schon den Heimweg wieder antreten, wenn sie keine Aufnahme finde, tröstete sie das Kind, und wirklich war am andern Morgen von der Kaze nichts mehr zu sehen und zu hören.

Die Tante fand sie früh, ängstlich zusammengekauert, vor der Thüre des Niedhofes. Sie ließ sich ohne Widerstreben aufnehmen und hereintragen, aber sie schlich fortan mit leisen Klagen im Hause umher, oder saß schmollend auf der Fensterbank.

Die Alte gedachte nun ihre Gefährtin wieder ganz an sich zu ziehen, und hoffte, daß sie das Kind bald wieder vergessen werde; aber ihre verdoppelten Zärtlichkeiten waren und blieben ohne Erfolg. Buzzi blieb traurig und unzugänglich. Sie nahm nur wenig Nahrung zu sich, und zwei Tage darauf war sie auf's Neue verschwunden.

Binnen zwei Stunden hatte sie den fünfständigen Weg zurückgelegt, und sprang nun mit freudigen Säßen auf ihre kleine Freundin zu, die gerade aus dem Hause trat. Es war ein rührendes Wiedersehen. Frau Marie betrachtete voll Theilnahme das anhängliche Thier. Wir wollen dem Dinge seinen Lauf lassen, dachte sie und hoffte, Buzzi würde doch bald wieder einmal zum Niedhofe heimkehren; aber die Kaze verließ das Kind nicht mehr. Als befürchte sie, daß es ihr auf's Neue verloren gehen könne, begleitete sie es auf Schritt und Tritt.

Der geräumige Hausflur des alten Thüringer Hauses, der Hauptraum alles Verkehrs war auch der Tummel- und Spielplatz für die beiden Kameraden. In einem ausgedienten Tragkorb hatte Margareth der Kaze ihre Schlafstätte bereitet, ein warmes Lager aus Heu und Berg.

Eines Morgens fand sie zu ihrer Freude drei junge Käzchen in der kleinen Behausung. Die Alte saß bei ihnen und leckte lieblosend und leise schnurrend ihre Kleinen. Margareth jubelte laut auf. Ihre Freude hatte sich nun vervierfacht.

hen, deren oberer Flügel geöffnet war, und schaute in den sonnerhellsten Flur, aus dem ihr Bußi und ihre Kleinen, sobald sie ihrer ansichtig wurden, vertraulich entgegen sprangen.

Wenn die Kleine unter ihnen saß, mit ihnen spielte, plauderte und sich neckte, dann beneidete sie wahrlich kein Prinzeßlein um ihren seidenen Hofstaat von prächtigen Puppen oder alle ihre andern kostbaren Spielsachen.

Oft blieb dann die Muhme mit gutmüthigem Kopfschütteln und untergestemten Armen vor der



Sie konnte sich die nächsten Tage kaum von ihren niedlichen Pfleglingen trennen, und brachte auch in der Folge alle freie Zeit bei den Thieren zu, die unter der sorglichen Pflege der Alten munter gediehen und heranwuchsen, und schon nach kurzer Zeit jene, Anfangs täppischen, bald aber anmüthig lautlosen Spiele trieben, denen Margareth zuzuschauen nicht müde wurde.

Wenn sie aus der Schule heimkehrte, die sie in den Vormittagsstunden besuchte, dann blieb sie oft mit stillem Entzücken an der Eingangsthüre ste-

lieblichen Gruppe stehen, und in ihrem Herzen sprach es: „Das Margrethel ist ein klein Engelen; ich behalte sie bei mir. Kann ich ihr auch keine Mutter sein, so gebe ich sie der mütterlichen Gertrud doch nimmer wieder zurück.“ — —

Die Alte im Niedhofs hatte noch Tage lang vergeblich auf die Rückkehr der Kaze gewartet, ehe sie sich eingestehen mochte, daß sie wirklich von ihrem Liebling schmählich verlassen worden war. Es unterlag für sie keinem Zweifel, daß die Kaze Margareth aufgesucht habe. Diese Losagung ihrer alten Ge-

fährtin machte einen tiefen Eindruck auf sie. Sie sah sich trotz aller Güte, die sie an das Thier verschwendet hatte, um eines Kindes willen von ihr verlassen, und empfand zum ersten Male, nicht ohne Weh, das bittere Loos des völligen Alleinsseins, zu dem sie im Verkehre mit dem verständigen Thiere nur selten gekommen war. Ihr ahnte doch, daß das freundliche und liebevolle Gemüth des Kindes allein der Magnet sein konnte, der das Thier zu ihm hinzog. Das eifersüchtige und neidische Gefühl wich nach und nach einer traurigen Empfindung. Es kam ihr ein Bewußtsein davon, daß ihr langes Herz nicht ein Wesen in Liebe an sich zu fesseln vermochte. Sie sah um sich. Folgte ihr nicht Zornwüth und Unfrieden auf dem Fuße? Hatte sie nicht auch das stille Glück dieses Hauses zerstört, früher schon, und nun aufs Neue? Erstarrte nicht alles Leben in Frost um sie? Floh man sie nicht, wohin sie kam? Sie hatte nicht mehr den Muth, allen Andern allein die Schuld ihrer Vereinsamung zuzuwälzen und nur sich als die Verkannte und Mißverständene freizusprechen, aber sie wollte sich nicht eingestehen, daß der Mangel ächter Liebe und Güte die wahre Ursache der fried- und freudlosen Leere ihres Innern war.

Unruhe trieb sie im Hause umher und oft sprach sie wie im Traume mit sich.

Der Bruder lebte kühl und einsylbig neben ihr hin, und verließ, wenn es irgend angänglich war, das Gehöft. Unmuthig saß er halbe Tage lang in der Schenke oder bei den Nachbarn umher, die den sonst so häuslichen und zufrieden dreinblickenden Mann kaum wieder erkannten, und die Köpfe bedenklich zusammensteckten, wo er sich zeigte. Er konnte sich in die Trennung von seiner Margareth nicht finden, und hatte doch nicht den Muth, ihre Rückkehr energisch zu verlangen oder mit seiner Schwester zu brechen.

An einem Samstag nach der Abendmahlzeit, während deren die beiden Alten sich wieder wortkarg gegenüber geseffen hatten, erhob sich Gertrud mit den Worten: „Christian, morgen früh gehe ich zur Muhme nach Waldau hinüber.“

Der Bauer sah sie ernst und fragend an.

„Gehe mit Gott,“ sagte er dann, „und — richtig! da fällt mir ein, Margareth hat mich durch den Knecht, den ich beim Müller traf, um Kathi's Kirchenliederbuch bitten lassen.“

Er ging nach dem Wandschrank, holte das Gesangbuch der Verstorbenen aus demselben hervor, das seit ihrem Sterbetage, an dem es ihr zum letzten Male gegeben worden war, Keiner mehr angerührt

hatte, und legte es vor Gertrud auf den Tisch. Dann verließ er das Zimmer.

Der andre Morgen fand Gertrud auf dem Wege. Es hatte ihr keine Ruhe gelassen, sie mußte sich davon überzeugen, ob wirklich das ungetreue Thier Margareth aufgesucht und gefunden habe.

Er war ein heißer Septembertag. Gegen neun Uhr war sie in dem freundlichen Kirchdorfe angelangt, das etwa auf der Hälfte des Weges lag. Sie rastete hier auf einer Bank unter dem breiten Schatten der Kirchenlinden.

Die Glocken begannen eben zu läuten. Sonntaggeschmückte Dorfleute kamen langsam die Straße herauf, und gingen, freundlich grüßend an ihr vorüber, rothwangige Kinder, rüstige Männer und Frauen, und mit stummen Kopfnicken vorüberschreitende alte Paare. Nach und nach hatte sich die Kirche gefüllt. Jetzt schwiegen die Glocken und der Gesang der Gemeinde begann.

Gertrud saß allein draußen vor der Thüre.

Sie fühlte sich recht jeder Gemeinschaft fern und allein auf der Welt. Es war ihr, als zöge es sie hinein in die Kirche, als könne sie in der Gemeinschaft der Väter dem Gefühl ihrer Einsamkeit enttrinnen.

Leise trat sie in die kleine helle Kirche und nahm in einem stillen Winkel Platz. Eben bestieg der Prediger die Kanzel. Es war ein alter würdevoller Mann, dessen milbes Gesicht von langem weißem Haar umwallt wurde. Er legte die herrlichen Worte der Schrift aus, mit denen das dreizehnte Capitel Pauli an die Corinthier anhebt: „Wenn ich mit Menschen- und mit Engelzungen redete und hätte der Liebe nicht, so wäre ich ein tönendes Erz oder eine klingende Schelle.“ Und dann: „Die Liebe ist langmüthig und freundlich, sie sucht nicht das Ihre, sie läßt sich nicht erbittern, sie erträgt Alles, sie glaubt Alles, sie hofft Alles, sie duldet Alles.“

Seine warme Seele floß über vom Preise ächter Menschenliebe und hilfreicher Herzensgüte.

Gertrud las es von den Gesichtern seiner Zuhörer, daß der Mann, der solche Worte sprach, sie nicht nur auf den Lippen, sondern in liebreicher Brust trug, und durch sein ganzes Leben in Leid und Freud der Gemeinde bethätigt hatte. „Nur die Liebe,“ rief der Greis, „giebt unserm Thun Dauer, nur sie macht unser Wesen gottähnlich, und verklärt uns die Welt mit stillem Glanz. Sie ist der Abglanz des Paradieses, der uns auf dieser Erde noch geblieben ist. Arm und leer ist das Leben des Lieblosen, und einsam geht er über die Welt dahin,

ohne eine Spur von sich zurückzulassen. Und er schloß mit den Worten des Dichters:

O, lieb', so lang du lieben kannst,
O, lieb', so lang du lieben magst!
Die Stunde kommt, die Stunde kommt,
Da du an Gräbern stehst und klagst!

Gertrud war in sich zusammengesunken. An die geheimste Pforte ihres Herzens pochten die Worte, bis sie sich aufthat wie ein leuchtender Heiligenschein. So hatte noch kein Mensch in ihre Seele gesprochen, wie der schlichte Mann. Noch nie war sie sich so liebearm, so elend, so weltverlassen erschienen. Jetzt fiel es wie ein dunkler Schleier von ihren Augen nieder. Sie wußte plötzlich, was sie in ihrem tiefsten Innern leer ließ und ihr die Welt verödete — sie fühlte zum ersten Male ganz, daß wahre Liebe ihrem Herzen fremd sei. Ein Verlangen nach einem bisher unbekanntem Glück ergriff sie.

Eben stimmte die Gemeinde das schöne Lied an: „Befiehl du deine Wege 2c.“ Es war das Lieblingslied der seligen Kathi gewesen, und sie hatte es noch auf ihrem Todtenbette, als ihr schon die Stimme versagte, stumm vor sich hin gebetet. Als Gertrud die Seiten, auf welchen die Strophen stehen, aufschlug, fiel ein Zettel aus dem Buche in ihren Schooß. Fast unwillkürlich glitt ihr Blick über die Zeilen dahin. Jetzt las sie ihren Namen. Sie wurde aufmerksam und begann nochmals von Anfang an zu lesen. Da standen mit unsicheren Bleistiftstrichen die Worte von Kathi's Hand: „Ich scheid mit der Welt in Frieden. Nur Gertrud's Hand möchte ich noch fassen. Möge sie mir verzeihen, wie ich ihr längst verziehen habe. Es ist mein Wille, daß Christian sie in das Haus nimmt und sie ganz an meine Stelle tritt. Ich lege ihr das Margareth an das Herz. Ich weiß, sie wird ihm eine zweite Mutter sein, denn sie ist rechtschaffen und brav. Ich vermache ihr meine Kleider, Wäsche, die goldene Kette und die Truhe. Möge sie endlich Frieden und Glück finden.“

Gertrudens Haupt war über dem Lesen auf das Pult gesunken, das Blatt zitterte in ihrer Hand. So hatte Kathi von ihr gedacht, so an ihr gehandelt; mit solchem Vertrauen hatte sie in ihrer letzten Stunde ihr das Kind an das Herz gelegt. Gertrud's Brust hob sich in tiefer beinahe freudiger Bewegung. Aber hatte sie solches Vertrauen verdient? Führte ihr Weg sie nicht eben zu diesem Kinde, das sie aus seinem Vaterhause vertrieben hatte? Dieser Gedanke leuchtete wie ein Blitzstrahl auf über ihrem dunklen Innern. Sie konnte dem Bewußtsein dieser Thatsache nicht entfliehen. Reue und Scham wogten in ihr auf

und nieder. Nein! nimmermehr durfte solches Vertrauen von ihr getäuscht werden. Noch konnte, noch wollte sie gut machen, was sie an ihr und dem Kinde gesündigt hatte; noch vermochte sie ihre Schuld reblich abzutragen.

Nicht mehr wollte sie in dumpfer Selbstsucht ihr elendes Dasein verträumen, nicht dahinsterven durfte sie, ohne „eine Spur von sich auf Erden zurückzulassen“, wie der Prediger gesagt hatte.

Nein! auch sie wollte mit ihrer letzten Kraft Liebe säen und erndten. Ja, den anvertrauten Schatz wollte sie aus den Händen der Verstorbenen nehmen, und dem Kinde eine Mutter, dem verwaiseten Hause eine treue Stütze sein. Ihre Augen wurden feucht von einer nie gekannten seeligen Nahrung, denn nie vorher in ihrem Leben hatte sie so voll und warm die Wonne eines edlen Entschlusses gekostet.

Die Orgel erbrauste, begleitet von dem Gesang der ergriffenen Gemeinde. Gertrud's Hände preßten sich fest und innig ineinander, sie sank auf die kleine Bank zu ihren Füßen nieder und im mächtigen Aufschwunge des Gebets, wie sich reiner und heiliger keines aus ihrer Brust entwunden hatte, kam ihr der Glaube an ihr besseres Selbst, und, wie aus einem verschütteten Grabe, stieg leuchtend aus ihrem Innern der Engel der Liebe empor.

Sie stand auf, fest und entschlossen, und ungehört, wie sie gekommen war, verließ sie die Kirche. Hastig schritt sie durch das Dorf, durch die Felder und Wiesen, ganz in Sinnen, in frohes, beglücktes Träumen verloren. Ihr war, als hätte sie einen Schatz gefunden, der mehr werth war als Alles, was sie je ihr Eigen genannt hatte. Ja, heimführen wollte sie das Kind und mit ihm vor den Bruder treten, ihm die Hand reichen und sprechen: „Bruder, ich habe gesündigt an dir und Kathi und euerm Kinde; ich war ein armes, erstorbenes, unglückliches Wesen, aber Gott hat mein Herz erleuchtet und den Strom seiner Liebe darcin gegossen. Dein Kind hat wieder eine Mutter.“

In diesen Gedanken war sie an die Brücke gekommen, von welcher aus die Straße nach dem Städtchen hinaufsteigt. Sie schritt weiter und weiter, und befand sich bald dem Hause der Muhme gegenüber. Jetzt blieb sie plötzlich stehen. Zweifelnde Fragen beunruhigten sie. Wird das Kind ihr aber auch mit Vertrauen entgegenkommen können? Werden Mißtrauen und Furcht sich nicht zwischen sie und das Kind stellen und es von ihr fern halten? Wird die Muhme Margareth wieder ihren Händen anvertrauen? Mit welcher Miene sollte sie jetzt vor

die Beiden treten? Wie die Umwandlung ihres Wesens ihnen bemerkbar machen?

Inzwischen hatte sie sich, langsam vorschreitend, der Thüre des Hauses genähert, deren oberer Theil geöffnet stand. Sie schaute in den Flurraum, und blieb, bewegt von dem Anblick, der sich ihr bot, an der Pforte stehen.

Helles Rauchen schallte ihr entgegen. Das rosige Kind saß mit vergnügtem Lächeln auf dem Tragkorb; auf ihrem Schooß spielten anmuthig zwei niedliche Käzchen, während ein drittes mit hoch erhobnem Schweif sich um seinen Nacken wand und an seine Wangen schmiegte. Buzzi saß ausgerichtet zu ihren Füßen, und schaute, den Kopf auf den Knien Margareths ruhen lassend, aufmerksam und ernsthaft dem lustigen Treiben der Kleinen zu.

Das Sonnenlicht spielte auf dem lieblichen Bilde.

Das waren die Kleinen ihrer Buzzi. Welcher Friede, welche Freude glänzte auf dem Gesicht des Kindes! So anmuthsvoll war es ihr nie vorher erschienen. Gertrud stand in Anschauen verloren.

Jetzt hob Margareth das Köpfcgen und sah die Tante, die einen Augenblick noch mit ihrem Grusfscheu zurückhielt. Aber schon war das Kind freudig aufgesprungen, und, als ob sie nie etwas Schlimmes von ihr erfahren hätte, mit jubelndem Willkommen ihr entgegen geeilt. Auch Buzzi hatte die Alte erkannt, war blitzschnell auf sie zugesprungen, und strebte mit freudigem Wabeln und Miauen an ihr empor.

Gertrud hatte sich auf ein Knie niedergelassen, und ergriffen das Kind an ihre Brust gezogen. Thränen standen in ihren Augen, die auf Margareth's Stirn niederfielen. Das Kind umschlang dankbar die Tante. Buzzi leckte ihre Hand. Verwundert schauten die drei Käzchen darein, die in einiger Entfernung die Gruppe umstanden.

Jetzt erschien die Muhme im Flur, und blieb ebenfalls erstaunt und als wollte sie ihren Augen nicht trauen, auf der Schwelle stehen. Aber die

gute Frau verrieth ihr Befremden durch kein Wort. Ihr freundliches Herz verstand die Wandlung im Gemüth der Alten. Rasch ging sie auf sie zu, reichte ihr die Hand, und schüttelte sie kräftig.

Es war eine stumme, bewegte Scene, die keiner Worte bedurfte. Ein stilles Gelübde stieg aus Gertruds Herzen zum Himmel auf, und zwei Mutteraugen schauten jetzt wohl segnend aus ewigen Fernen hernieder. —

Des andern Tages kehrte Gertrud mit dem Kinde zum Dorfe zurück. Als sie in den Hof schritten — wo der Alte gerade vor der Hausthür stand — das Kind ein Käzchen auf dem Arm, in lustigem

Geplauder an der Hand Gertruds, die sich freundlich lächelnd zu ihm niederbeugte, und aus deren Schürze Buzzi und ihre beiden andern Kleinen vergnügt hervorschauten, da ging auch dem Alten eine Ahnung auf von dem Liebeswunder, das sich hier begeben hatte, und er ging froh erstaunt auf das Paar zu und umarmte gerührt Schwester und Kind. —

Was sollen wir weiter berichten?

Gertrud erkannte mit jedem Tage dankbarer, was für ein Kleinod ihr der Himmel anvertraut hatte. Wieder war mit der Liebe Glück und Frieden in dem alten Hause eingezogen. — —

Zwölf Jahre später besuchte einer meiner Freunde das kleine Thüringische Dorf. Die schöne Margareth war die Frau des stattlichen Müllersohns geworden, ihres kleinen Jugendfreundes. Die Steinmühle war weit berühmt durch einen seltsamen Reichtum, nämlich den an schönen Ragen, den Nachkommen Buzis. Auf dem Friedhose aber erhoben sich, rechts und links von dem Hügel der guten Kathi, zwei neuere, blumengeschmückte Gräber. Ein ephenumranktes Gitter umschloß alle drei, und von dem Steinkreuz auf dem mittelsten Hügel leuchteten die Worte hernieder:

Die Liebe bleibt!



Arnold von Winkelried.

Ballade von

Adolf Frey.

Mit einer Original-Composition von Alfred Rethel.

Es steht zu Kampf und Sieg bereit
Das Heer von Oesterreich,
Gleich einer Mauer lang und breit,
Geschirmt vor Stoß und Streich.
Viel tausend Speere starren vor
Und weisen ihre Kraft,
Hoch ob den Helmen ragt empor
Von Bannern Schaft an Schaft.

Der Ritter höhnt in Kampfbegier:
„Ihr Bauern kommt heraus!
Von unsern Pferden stiegen wir
Und gleichen so den Strauß.“
Und klein an Zahl mit schwacher Wehr
Kennt kühn der Schweizer an,
Doch mancher stürzt, durchbohrt vom Speer,
Zum Tod wund auf den Plan.

Und wieder wird der Feind herant
Mit wildem Feldgeschrei,
Doch an der starren Eisenwand
Springt alle Kraft entzwei.
Die Haide trinkt umsonst das Blut,
Umsonst fällt Streich auf Streich;
Schon jauchzt im Siegesübermuth
Der Harst von Oesterreich.

Und Scham und Beben faßt die Schaar,
Und mancher wankt im Glied,
Da stellt sich aller Augen dar
Herr Arnold Winkelried.
Die Streitart legt er in's Gefild
Und schnallt die Brünne los,
Zur Erde sinken Helm und Schild:
So steht er frei und bloß.

„Dem Eisen hier' ich meinen Leib
Und brech' euch Bahn geschwind;
Sorgt mir daheim für Kind und Weib,
Die euch befohlen sind!“

Mit weitem Sprung hat er umfaßt
Ausgreifend Schaft an Schaft;
Zur Erde sinkt der Speere Last
Vor seiner Riesenkraft.

Aus tiefen Wunden strömt sein Blut
Und ihn umwölkt der Tod,
Doch an die Feinde trägt in Wuth
Der Schweizer nun die Noth.
Zerklafft ist hier die Lanzenwand
Und mancher Ritter bleich,
Da jach die Siegeshoffnung schwand —
O weh dir, Oesterreich!

Wie eine Sturmlawine dringt
Der Schweizer in den Riß,
Wohin er seine Streitart schwingt,
Da sitzt der Tod gewiß.
Die Ritter stehen fest gestemmt
Und Mann an Mann gekleid;
Gar mancher wird, vom Freund gehemmt,
Vom raschen Tod ereilt.

Der Todesengel zieht durch's Heer
Mit grauenvollem Schritt,
Vor ihm fährt bleiches Zagen her,
Das Sterben fährt er mit;
Herr Lütbold selber sinkt dahin
Und wird des Würgers Raub,
Und tausend stürzen neben ihn
Zerschmettert in den Staub.

Der Schweizer bringt dem Herren Dank,
Voll Weh um den geschaart,
Der speerdurchbohrt zur Erde sank
Und ihm ein Ketter ward.
Und wir noch preisen unverwandt
Den Mann mit hohem Lied,
Der ruhmvoll starb für's Vaterland,
Arnold von Winkelried.





Ein Hasenleben.

Von

Adolf Müller.

Original-Zeichnungen von Fedor Flinzer und Guido Hammer.



Die Häsfin hat in einem Haage zwei junge Häschen geboren („gesetzt“). Gut verborgen in dem überhängenden Gestrüpp der Haide, sitzen die beiden niedlichen gelbgrauen Kleinen von 7 cm. Länge, über und über mit langer Wolle bekleidet. Aber es thut dies wollige Kleid auch Noth. Der Februar ist zwar zu Ende gegangen, aber die Märzluft bläst noch rauh über die Felder hin, daß die Schneeflocken um die Hasenwiege tanzen.

Von der Mutter nur in den ersten 6—8 Tagen regelmäßig gesäugt, dann aber Tage lang und kurz darauf treulos ganz verlassen, mußten die jungen Häschen frühe selbständig werden.

Das Geschwisterpaar ist glücklich durch die Monate März und April mit der oft noch feindlichen Witterung hindurchgekommen. Wie oft aber war in dieser kurzen Zeit ihres Daseins ihr Leben gefährdet! Der scharfwitternde, überall umherschleichende Fuchs ist ein paar Mal über den Haag hinweggetrabt; aber glücklicherweise hat er keinen Wind von den Häschen im Gestrüpp bekommen. Sonst wäre es um ihr Leben geschehen gewesen. Und wenn der Hühnerhund des Jägers, der alte verständige Caro, nicht so großmüthig gewesen wäre, lebten die Thierchen auch nicht mehr. Das war eines Tags ein Schre-

cken für die ängstlichen Hasengeschwister! Da kam der Jäger mit dem Hunde, nach Waldschneepfen suchend, über den Haag daher. Der Hund lief plötzlich dicht an das Lager der Häschen und stand wie eine Bildsäule vor den Kleinen im Busche, die sich tief in's Moos drückten. „Hab Acht!“ hat da der Jäger gerufen, und die Schnauze des Caro schob sich bis zum Lager der Häschen hinein. Jetzt war's um diese geschehen — doch nein! der alte Hund that den schwächtigen Thierchen nichts zu Leid, sondern leckte sie, als ob er Mitleid mit ihnen habe. Endlich läßt sie der großmüthige Hund unbehelligt in ihrem Versteck und folgt dem Pfiff seines Herrn. Aber kaum ist der Schreck vorüber, so ersteht eine neue Gefahr. Der schwarze Kolkrabe flattert vom Wald herüber an den Haag. Ernst durchsucht er mit den unheimlichen Augen die Frucht des Feldes und das Gestrüpp der Haide nach Raub, denn die Zungen auf seinem Neste in der hohen Buche schreien nach Nahrung. In der Luft hatten die Häschen schon die dunkle Mordgestalt gesehen, und versteckten sich noch tiefer in's Gestrüpp vor dem herannahenden Unhold. Zuletzt kam auch noch die Gefährtin des Raben, die noch mehr raublüsterne Rabenmutter, wie ein Schatten angeslogen und gesellte sich ankundschaftend zu ihrem Mordgesellen. Das war ein entsetzlicher Augenblick für die Häschen. Aber auch diesmal behütete sie ein günstiger Zufall vor den gefährlichen Feinden, die von der daherziehenden Schafherde verschreckt wurden und ärgerlich mit dem Rufe „rab rab“ dem Walde zuellten. Bald haben sich die Schafe über den Haag vertheilt, und unsere Häschen sind mitten in der Herde. Doch sie wissen, daß ihnen von dem friedlichen Weidewiehe nichts geschieht, und warten ruhig ab, bis die Herde dem Schäfer über die Haide weiter gefolgt ist.

Aber neben den unzähligen Feinden — sollte man es denken! — ist es selbst das eigene Geschlecht, ja der leibhaftige Hasenvater, der den jungen Häschen mit Unbilben begegnet. Dieser vergiftet alle Familienbande und ist im Stande, wenn er einem der zarten Kinder begegnet, dasselbe so derb mit den Vorderpfoten zu schlagen, daß es ganz matt wird und mitunter an den Folgen dieser Prügel stirbt.

Allen diesen Gefahren ist bis jetzt das Pärchen glücklich entgangen. Noch ist es immer an seiner lieb gewonnenen Geburtsstätte geblieben, denn es bewährt das Sprüchwort: „wo der Hase gesetzt ist, da bleibt er.“ Nun im warmen Mai wird's aber auch viel wirthlicher und sicherer. Rings im üppigen Feld ist der Tisch gedeckt mit allerlei Lederbissen, und die Saaten sind emporgeschossen zum schützenden Versteck. Das Geschwisterpaar wuchs in diesem Flurensegen aber auch zu zwei stattlichen „halbwüch- sigen“ Hasen heran, welche die fette „Aesung“ (Weide)

Hasenjüngling, den man an seiner Größe und dem breiteren „Blümchen“ (Schwänzchen) erkennt, ist nun in der besten Laune. Er reckt das Blümchen und macht einen Luftsprung nach dem andern um sein schüchternes Schwesterchen herum, dies zum lustigen Sprung- und Haschspiel zu bewegen. Das läßt es sich nicht zweimal sagen und hat sich mit einem Male flüchtig um ein Felsgestein herum im Gestrüpp des Haages versteckt. Hurtig ist ihm der Bruder auf dem Fuße gefolgt, kann es aber nicht gleich finden und rennt über das Versteck hinweg,



auf dem prächtigen Kleeacker am Wege schon früh am Morgen und zeitig gegen Abend aus dem Haage lockt.

Eben als die Sonne sich nach den Bergen neigen will, da sind sie aus dem Haage „gerückt“ (gekommen). Sie sitzen mit aufgerecten „Löffeln“ (Ohren) am Wege, der in die Flur sich verliert. Still ist's in den Feldern, nur das Zirpen und Schwirren der Feldgrillen durchzittert die Flur. Der Geschwister Freundin, die Heckengrasmücke, ist auch schon munter im dornigen Rain und steigt von Zeit zu Zeit lustig zwitschernd eine Strecke in die Luft. Das ist dem Hasenpärchen ein Zeichen der Sicherheit. Behaglich nascht es eine Weile am zartesten Klee, dann streckt sich eines um's andere der Länge nach aus in's Grün, macht auch wohl einmal einen plötzlichen Sprung hoch in die Luft. Der

bis das Schwesterchen mit einem Satz der Ueberraschung von hinten her den suchenden Bruder überspringt und obendrein demselben auch noch flink eine Ohrfeige mit dem Pfötchen versetzt. Dieser schlägt vor freudiger Ueberraschung einen Purzelbaum. Und nun beginnt das ausgelassenste Spiel. Wie der Wind geht's um den Haag herum. Eines überholt das andere, und beide ertheilen sich dann schälernd Pfotenhiebe. Manchmal rennen sie gegeneinander und „schlagen“ plötzlich voreinander „Regel“, indem sich jedes hoch auf seinen Hinterläufen aufrichtet. Einen Augenblick sehen sie sich in dieser Stellung an, um sodann eins vor dem andern, auf den Hinterläufen hüpfend einen possirlichen Tanz aufzuführen.

Eine Weile sind sie wieder ruhig und äßen behaglich da und dort im Klee oder wählerisch am

Wege. Plötzlich aber erwacht wieder in dem unruhigeren Hasenbruder die Spiel- und Rennlust. Er hat sich von der Aesung aufgerichtet, und mit ein paar schäfernden Sprüngen ist er auf dem Wege, daß der Staub darauf aufwirbelt. Nun aber geht's in einem immer tolleren Rennen den Flurweg entlang, wie nur ein junger, lebensfrischer Hase rennen mag. Bald zeigt seinen Lauf nur noch ein kleiner Streifen Staub an, welcher sich bis an den hohen Damm weit draußen in der Flur fortsetzt und plötzlich endet. Aber im Augenblicke darauf wirbelt wieder näher und näher der Staub auf dem Wege auf. Sieh! da erscheint wieder der kleine Renner, der bis auf wenige Schritte vor sein Schwesterchen rennt und es mit einem hohen Luftsprunge begrüßt.

Aber, harmloses Kind der Flur, merkst du nicht das Schicksal, das drohend dir naht? Siehst du in deiner fröhlichen Laune nicht den winzigen Feind mit dem Riesen-Mordsinn hinter dem Grasbüschel hart neben dir? — Heimlich hat sich das Wiesel aus seinem Versteck im Steingerölle gemacht und eine Weile schon lästern dein Tummeln beobachtet. Näher und näher ist dir's gekommen, und jetzt bist du mit dem letzten Sprunge deinem schlimmsten Feinde selber genaht.

Wie der Blitz fährt das Wiesel dem Hasen auf den Rücken. Kläglich schreiend rennt dieser verzweifelt den Weg dahin. Armer Springer! was hilft dir all dein Schreien und dein entsetztes Rennen! Diesen Reiter wirfst du nimmer ab. Er hat dir die nadelspitzen Zähne tief in den Hals eingeschlagen und haftet wie eine Klette dir fest auf Rücken und Nacken.

In einem Bogen vom Wege ab durch das Getreide geht die Bahn des flüchtigen Hasen, dessen Klagen immer schwächer wird und zuletzt verhallt. Da, wo die letzten Halme des Fruchtfeldes sich bewegten — dort ist der matte Hase „verendend“ (sterbend) hingestürzt. Da liegt er, das Wiesel über ihm, in starken, ruckweisen Zügen dem Opfer das Blut aus der Schlagader des Halses saugend.

Eines der Geschwister hat traurig geendet. Aus ist nun das muntere Jugendspiel. Vereinsamt bleibt das Schwesterchen im Haag. Ein Wunder, wenn es dem Raubmörder Wiesel entgeht. Gewiß spionirt dies tagtäglich nun die Gegend aus mit seinen scharfen Sinnen und den argen Mordgedanken im wachen Kopfe. Entgeht die Hasenschwester aber auch glück-

lich allen Gefahren ihres Sommerlebens, dann rückt der Herbst heran mit dem Schauer der Jagd.

Doch wo sind die Alten des Hasenlinderpaares? Längst haben diese ihren ersten „Satz“ (Nachkommen) vergessen und andere Kinder wieder dem gleichen Schicksal überlassen. Drei auch vier Sätze folgen sich so vom Frühjahr bis August und selbst in den September hinein, und um alle bekümmert sich die lüderliche Frau Häsin nur ganz kurze Zeit und der noch erbärmlichere Hasenvater gar nicht. Dort an einem Krautfelde lassen sie sich's gut sein im reichen Genuß des Aesens, wie sie unser sprechendes Bild zeigt.

Wenn jetzt der Caro die ausgewachsene Hasenschwester im Kraut- oder Kartoffelacker findet und „steht“, dann ist von Großmuth keine Rede. Und wenn der geängstete „Lampe“ — wie ihn der Jäger scherzhaft nennt — auch noch so flüchtig vor dem Hunde aus dem Lager „fährt“ (springt), da ereilt ihn der saufende Hagel aus der Flinte des Jägers. Und nun gar, wenn das bergende Wachstum der Felder eingeheimst ist und der Wind durch die Steppeln weht! Da muß sich der vielverfolgte, wenn er ein Feldhase ist, hinter die Schollen des Ackers oder in dessen Furchen drücken. Ist er aber ein Wald- oder Holzhase, dann liegt er im Gebüsch des Waldes. Doch nun beginnt die Suche des Jägers auf den Feldern, wo die sprüchwörtliche Furcht dem armen gerade am ersten den Tod bringt, weil er sich meist vor dem nahenden Jäger in seinem Lager niederbrückt, anstatt bei Zeit davonzuweichen. Es erfolgen jetzt auch die Treibjagden in Feld und Wald. Im letzteren wird der arme Schelm oft mit Hunden gejagt, die seine Spur verfolgen und ihn vor das tödliche Rohr des anstehenden Schützen bringen.

Bei diesen vielfältigen Verfolgungen durch Thier und Mensch ist das Leben des Hasen gewöhnlich ein kurzes. Dennoch wissen einige besonders vorsichtige oder glückliche Hasenmaturen sich vor einem frühen Ende zu bewahren. Das sind besonders die Waldhasen, die sich beständig im Walde aufhalten. Die bringen es manchmal zu altersgrauen Köpfen.

Das Bißchen Leben länger im grünen Waldreviere ist ihnen herzlich zu gönnen. Das lebensgebliebene Hasenschwesterchen mag aber die Erfahrung lehren, vorsichtig als ein Waldhase im schützenden Holze zu bleiben, um eine Häsin mit grauem Kopfe zu geben.

Im Herbst.

Von

Johannes Trojan.



Reith wird das Laub am wilden Wein,
Die Luft geht schon so herbstlich-kühl.
Das Eichhorn sagt: „Deht fahr' ich ein;
Schon lose sitzt die Nuß am Stiel.“

Dem Sperling geht's nicht schlecht, er speist
Den ganzen Tag, bald hier, bald dort.
Er sagt: „Die Schwalb' ist schon verreist.
Out, daß sie fort! Out, daß sie fort!“

Im Garten um den Rosenstrauch,
Da klingt ganz anders das Gered'.
Ein Blümchen spricht: „Merkt ihr's nicht auch?
Es wird so trüb, so still und öd'.“

Das Bienehen flog doch sonst so flink
Bei uns umher — wo ist es nun?
Weiß eines was vom Schmetterling?
Der hatt' sonst hier so viel zu thun.“

Ein zweites sagt: „Eh' man's gedacht,
Kommt schon die Nacht und weilt so lang.
Wie lieblich war doch einst die Nacht!
Nun ist sie gar unheimlich bang.“

Wie muß man warten Morgens früh,
Bis daß die Sonn' guckt über'n Zaun!
Ach, und ganz anders wärmte sie,
Als sie noch gern uns mochte schaun.“

Ein drittes drauf: „Mir sinkt der Muth,
Der Morgenthau, der ist so kalt!“
Die Spinne sagt: „Es wird noch gut!
Ach, wenn's nur würd'! und würd's nur bald!“

Nur einmal noch so, wie es war,
Nur ein paar sonn'ge Tage noch!
's wird nicht mehr viel — ich seh' es klar;
Und leben, leben mücht' man doch!“

Wolf und Geier.

Ein Ritterspiel für Knaben. Mitgetheilt von

Robert Loewicke.

Zu der Zeit, als der eiserne Speer noch blind waltete im deutschen Vaterlande, als der Schwache, der Friedliche immer fürchtete des Mächtigen Bente zu werden, erhoben sich auf den Gipfeln zweier nahe bei einander liegender Hügel zwei starke Burgen. In der einen hauste der Ritter Wolf von Wolfenstein, in der andern der Ritter Geier von Geiersberg. Beide Burgherrn waren gar streitbare Reden und weit umher gefürchtet im ganzen Lande, wohlgeübt in den Waffen, unerschrocken im blutigen Strauß und ersinderisch in listigen Anschlägen aller Art. Wenn Kaufleute mit ihren Waaren die Landstraße passiren mußten, welche sich unweit der beiden Burgen (aber nicht zwischen den Burgen, sondern an einer Seite derselben) hinzog, so pflügten sie ein Kreuz zu schlagen, sobald sie die Zinnen der Burgen erblickten, und sie waren immer froh, wenn sie Eigenthum und Freiheit mit einem hohen Lösegeld erkaufen konnten.

Die beiden Ritter hatten unter einander beständig Streit und Fehde. So hatten es ihre Väter und Großväter getrieben, und so trieben sie es selbst Jahr aus Jahr ein.

Einmal erbaute der Wolfensteinler hart an der Landstraße ein festes Blockhaus, aber grade der Burg des Geiersbergers gegenüber, und drohend grinsten von dem

Blockhause ein Wolfsgebiß nach dem Burgportal des Geiersbergers hin. Bald darauf aber wurde auch von den Knechten des Geiersbergers ein starkes Blockhaus unmittelbar an der Landstraße, gegenüber der Burg des Wolfensteiners errichtet, und dieser mußte sehen, wie von dem feindlichen Blockhause zwei scharfe Geierkrallen sich gierig nach ihm ausstreckten.

Jeder der beiden Ritter war froh, wenn er einen guten Fang machte, aber noch größer war die Freude, wenn er dem verhassten Nachbar einen guten Fang abjagen, oder ihm die besten Knechte festnehmen und als Gefangene in sein Blockhaus abführen konnte. Dann galt es, Gewalt und List anzuwenden, um die Gefangenen zu befreien oder an den Knechten des andern Vergeltung zu üben. So trieben es die beiden Ritter viele Jahre lang, bis endlich Kaiser Rudolfs strenges Gebot und starker Arm all solchem Unwesen ein Ende machte und dem Gesetz und dem Recht in ganz Deutschland wieder Geltung verschaffte.

So weit das Mittelalter; doch nun zu unserm Ritterspiel, welches mit dem eben entworfenen Bilde in engem Zusammenhange steht.

Die Zahl der Mitspieler ist ganz beliebig, je größer desto besser; doch sind wenigstens zehn Mitspieler wünschenswerth. Alle treten zunächst zusammen und wählen die

beiden Ritter, den Wolfensteiner und den Geiersberger, und wer seinen Kameraden als tapfer und als umsichtig in solchen Spielen bekannt ist, wird sich am meisten zum Ritter eignen. Aber wie sollen wir wählen? höre ich fragen? Nun, ich schlage vor auf folgende Art. Der älteste von allen Mitspielenden fordert der Reihe nach jeden auf ihm zwei Namen zu nennen, indem er fragt: „wer soll Ritter sein?“ Dann merkt er genau, wie viel Stimmen jeder erhält, und wer die meisten Stimmen hat, ist zum Ritter gewählt. Sollten zufällig auf drei oder mehr als drei Mitspieler gleich viel Stimmen fallen, so läßt er das Loos entscheiden. Er nimmt nämlich so viele verschieden lange Strohhalme oder Stückchen Holz, als erforderlich sind, in die Hand, und läßt von jedem Stückchen das eine Ende herausragen, während das andere Ende in der Hand verborgen ist. Nun wird gezogen, und wer das längste Stück erhält, ist Ritter. Jeder der beiden eben gewählten Ritter geht nun aus, um sich unter den Mitspielern seine Knappen und Knechte zu werben, und zwar so, daß zuerst der Wolfensteiner einen anruft, dann der Geiersberger einen andern, darauf wieder der Wolfensteiner, und so fort, bis jeder der Mitspieler einem der beiden Ritter zugetheilt ist. Jetzt werden zwei Burgen bezeichnet, etwa dreißig Schritt von einander entfernt, am besten in der Form eines länglichen Vierecks und groß genug, um bequem den Ritter mit seinen Mannen zu fassen. Gegenüber der Burg des Wolfensteiners, etwa fünfzig Schritt von dieser entfernt, markiren die Geiersberger ihr Blockhaus, und ebenso die Wolfensteiner das ihrige der Burg des Geiersbergers gegenüber. Die Landstraße wird durch einen langen Strich angedeutet, welcher hart an den beiden Blockhäusern vorbei gezogen wird, aber nicht zwischen den Blockhäusern und den Burgen, sondern auf der andern Seite der Blockhäuser.

Das Spiel fängt nun damit an, daß Ritter Wolf von Wolfenstein einen seiner Knechte nach der Landstraße hinschickt, um nach einem guten Fang auszuspähen. Sobald Ritter Geier von Geiersberg sieht, daß Jemand die feindliche Burg verlassen hat, schickt er sogleich einen von seinen Knechten nach, um jenen zu ergreifen und gefangen zu nehmen. Gelingt es dem Verfolger den ersten zu greifen oder auch nur mit der Hand zu berühren, so muß dieser ihm freiwillig als Gefangener in das Blockhaus des Geiersbergers folgen. Wenn aber der Verfolgte seine Burg wieder erreichen kann, ohne von dem Verfolger berührt zu sein, so muß der Knecht des Geiersbergers unverrichteter Sache in seine Burg zurückkehren. Nun schickt wiederum der Ritter von Geiersberg einen von seinen Knechten nach der Landstraße auf Kundschaft aus, und der Wolfensteiner sendet ihm einen Verfolger nach u. s. f.

Unser Spiel wird dadurch viel mannigfaltiger, daß bei dem eigentlichen Verfolgen mehr als zwei der Mitspielenden wirklich theilhaftig sind. Hat nämlich einer der beiden Ritter, z. B. der Wolfensteiner, einen seiner Knechte ausgesandt und gesehen, daß derselbe verfolgt wird, so darf er sogleich einen zweiten nachsenden, um dem ersten zu helfen und den des Geiersbergers zu verfolgen. Dieser letztere hat nun also nicht nur darauf zu achten, daß er den ersten Knecht des Wolfensteiners gefangen nimmt, sondern auch darauf, daß er dem zweiten, seinem Verfolger, ausweicht. Sobald der Geiersberger sieht, daß der zweite Knecht die Burg des Wolfensteiners verläßt, wird er so-

fort einen zweiten zu dessen Verfolgung nachschicken, dann wieder der Wolfensteiner einen dritten u. s. f., immer abwechselnd.

Jeder darf übrigens nur einen von den Gegnern gefangen nehmen, welche vor ihm die Burg verlassen haben. Auch darf Niemand, der von seinem Ritter zur Verfolgung ausgesandt ist, unterwegs mehr als einen Gefangenen machen und in sein Blockhaus bringen. Sobald er den Gefangenen eingeliefert hat, muß er sogleich von dem Blockhause in seine Burg zurückkehren und dort neue Befehle seines Ritters erwarten. Da er aber auf dem Wege von dem Blockhause nach der Burg keinen Gefangenen machen darf, so dürfen seine Gegner auch ihn auf diesem Wege nicht gefangen nehmen.

Eine andere Abwechslung erhält unser Spiel durch das Befreien der Gefangenen. Wenn auch jeder dieser letzteren gezwungen ist, in dem Blockhause, wo er gefangen ist, zu bleiben, so darf er sich doch über die Grenze des Blockhauses vorbeugen und seine Hand so weit vorstrecken, als es irgend geht. Wird er nun von einem seiner Kameraden, der ihm zu Hülfe geschickt ist, berührt, so ist er dadurch befreit und darf Arm in Arm mit seinem Befreier ungefährdet in die Burg seines Ritters zurückkehren. Auch darf Niemand mehrere Gefangene zugleich befreien, sondern erst, wenn er den einen aus dem feindlichen Blockhause in seine Burg gebracht hat, darf er wieder zur Befreiung eines andern Gefangenen ausgehen.

Wer von seinem Ritter auf Kundschaft geschickt wird, muß wenigstens bis zur Landstraße auslaufen, und wenn er zu der Burg seines Ritters zurückkehren kann, ohne daß er von seinem Verfolger erreicht wird, so muß nun der andere Ritter einen von seinen Knechten auf Kundschaft ausschicken. Dieser darf nicht zu lange damit zögern, sondern sobald der erste Ritter ein Signal giebt, d. h. dreimal mit kurzen Pausen in die Hände klatscht, muß der andere einem von seinen Knechten den Befehl geben, sogleich die Burg zu verlassen.

Die beiden Ritter haben überhaupt das ganze Spiel zu leiten. Sie rufen jeden auf, der die Burg verlassen soll um entweder auf Kundschaft auszugehen, oder einen Gegner zu verfolgen, oder einen Gefangenen zu befreien. Selten, und nur in dringenden Fällen verlassen sie selbst die Burg; denn es ist wichtiger das Spiel geschickt zu leiten, als selbst thätigen Antheil zu nehmen. Wird ein Ritter gefangen genommen, so kann er nur dadurch wieder frei werden, daß er drei seiner Gefangenen herausgiebt; wenn er nicht so viel Gefangene hat, ist das Spiel sogleich für ihn verloren. Sind alle Knechte eines Ritters gefangen, so ist er dadurch auch überwunden, und der Sieger hat das Recht die feindliche Burg zu besetzen. Zuerst zieht er mit allen seinen Knechten dreimal um dieselbe herum und dann hinein. Der überwundene Ritter muß das Burghor öffnen und mit gebeugtem Haupt dem Sieger die Schlüssel überreichen. Darauf besetzen die Sieger mit dreimaligem Hurrah die eroberte Burg.

Sollte das Spiel einmal sehr lange dauern, ohne daß irgend eine Entscheidung herbeigeführt wird, so bindet einer der beiden Ritter einem seiner Knechte ein Taschentuch um den Arm und schickt ihn so als Parlamentair nach der feindlichen Burg. Dem andern Ritter bleibt es nun überlassen, entweder einen Waffenstillstand abzuschließen und dann nach einer Viertelstunde das Spiel fortzusetzen,

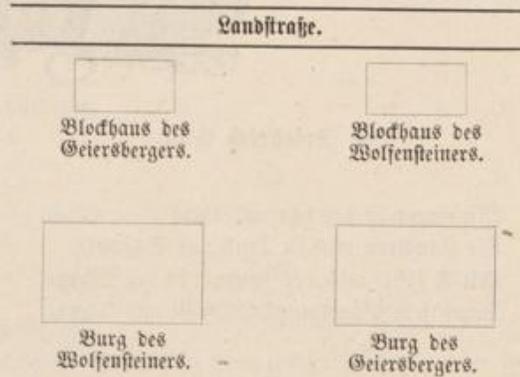
oder ganz und gar Frieden zu machen und damit das Spiel zu beendigen. Haben die Mitspieler nun Lust noch ein neues Spiel anzufangen, so treten sie wieder alle zusammen und wählen die beiden Ritter. Es steht jedem frei entweder seine Stimme denselben zu geben, welche vorher schon Ritter waren, oder zwei andere Namen zu nennen. Jedenfalls wird auf's neue gewählt und die beiden gewählten Ritter werden unter den Mitspielern wieder ihre Knechte abwechselnd durch Namensaufruf.

Da jeder Ritter gern seine Burg und Blockhaus mit einer Fahne schmücken wird, so empfehle ich euch für zwei oder vier Fahnen zu sorgen.

Laßt z. B. von des Wolfensteiners Burg und Blockhaus eine rothe, von des Geiersbergers Burg und Blockhaus eine gelbe Fahne wehen; oder es findet sich wohl auch unter den Mitspielern eine geschickte Hand, welche zwei Papierfahnen mit dem Bilde eines Wolfs und zwei andere mit dem Bilde eines Geiers anfertigt und dadurch allen Kameraden eine Freude macht.

Die kleine Zeichnung am Schlusse dieses Spiels

wird euch genau die Lage der Burgen, der Blockhäuser und der Landstraße erklären, und nun, frisch ans Werk! Die Wolf! Die Geier! Möge das Spiel euch gefallen und euch manche Stunde verkürzen.



— 44 —

Der Schmeckt's!

Von

Franz Bonn.

Original-Zeichnung von **Fedor Flinzer.**



Die bravste aller Katzen
Ist unsre liebe Miezi,
Will sie zuweilen fragen,
Im Scherze nur geschieht's.
Mit ihrem sammtnen Pfötchen
Spielt sie so wundernett,
Frisst Fleisch und Zuckerbröckchen
Und springt zu uns in's Bett.
Nicht Bruder und nicht Schwester
Stehn so bei mir in Gnad',

Sie ist mein liebster, bester,
Mein treuester Kamerad.
Sie legt ihr rundes Köpfchen
So lieb mir in den Schooß
Und hab' ich was im Töpfchen,
Freut's mich für's Miezel bloß.
Sie kriegt die besten Bissen,
Weil sie so artig schleckt —
Wollt' gern mein Frühstück missen,
Wenn's nur der Miezi schmeckt!

Räthsel.

Von **Friedrich Gull.**

1.

Mit einem W hat fein und blank
Die Hausfrau mich in Truh und Schrank;
Mit R fährt mich der Zeichner in der Mappe,
Damit sein Bauplan pünktlich sei und klappe.

2.

In der Hand halt' ich den Bissen fest,
Auf dem Baum des Vogels kleines Nest.

3.

Ich bin dein Schutz mit Helm und Schwert,
Und bin ein Fehler an deinem Pferd.

4.

Ich stehe auf dem Markt in riesiger Gestalt,
Ein Mal von meines Geists beherrschender Gewalt.
Mit W statt mit S—t erzähl' ich und berichte
Ich Schloß- und Rathhaus-Saal ein Stück der Welt-
geschichte.

5.

Ich bin in deinen beiden Ohren,
Bin dir zum Hören unentbehrlich. —
Hast du als Reiter mich verloren,
So ist dein Ritt dir leicht gefährlich. —
Der Kaiser hat dem Papst in alten
Vergangnen Zeiten mich gehalten.

Von **Robert Löwike.**

1.

Vierfüßiges Räthsel.

Die beiden ersten scheuen Tag und Licht,
In stiller Nacht erspähen sie die Vente.
Die beiden letzten Silben lügen nicht,
Die volle Wahrheit lehren sie die Leute.
Das Ganze war im deutschen Vaterland
Vor langer Zeit als derber Schalk bekannt.

2.

Mein Wörtchen birgt Schätze viel und gut,
Gold und Silber, auch warmes Lebensblut.
Doch wirfst du ein l in das Wort hinein,
Wird's von einem Vogel der Name sein.

3.

Zweifüßiges Räthsel.

Die Erste fern im Schweizerland
Hat von den Schwestern allen,
Die ich auf meiner Reise fand,
Am besten mir gefallen. —
Die Zweite nennt euch einen Mann,
Der trotz Gefahr und Ketten
Bestrabt war, aus der Knechtschaft Bann
Das Vaterland zu retten. —
Wer einst geweilt am Ostseestrand,
Gewiß auch schon das Ganze fand.

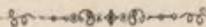
Auflösung der Räthsel Band X, Seite 181 und 190.

Räthsel von **Robert Löwike.**

1. Wand, Wind. 2. Wefel, Wiesel. 3. Torte, Vorte. 4. Reis, Reiss.
5. Kette, Kutte.

Räthsel von **Otto Sutermeister.**

1. Der Flügel. 2. Der Bod.





von Robert Löwike.

- I.
Mit **n** ein Affe, ohne **n** eine Stadt in Oberitalien.
- II.
Mit **g** ein Affe, ohne **g** eine (außereuropäische) Provinz Frankreichs.
- III.
Mit **I** ein Stein, ohne **I** ein Thier.
- IV.
Mit **n** ein bekannter Dichter, ohne **n** ein großer Fluß.
- V.
Mit **er** ein deutscher Dichter, ohne **er** ein Kämpfer für Deutschlands Freiheit.
- VI.
Mit **i** ein deutscher Fluß, ohne **i** eine in der Nähe von England liegende Insel.
- VII.
Mit **er** ein Fluß, ohne **er** ein Fluß, mit **e** und ohne **r** ein Fluß.
- VIII.
Mit **I** ein Componist, ohne **I** ein fleißiges und geschicktes Schwesternpaar.
- IX.
Mit **o** ein Himmelskörper, ohne **o** ein Maaß.
- X.
Mit **D** ein Name, welcher aus der Geschichte der französischen Revolution allgemein bekannt ist, ohne **D** ein männlicher Vorname.
- XI.
Mit **e** ein Fluß, ohne **e** der Fische Feind.

- XII.
Welche Inseln nennen euch **S** und **a**?
- XIII.
Der Name eines Gottes der Griechen besteht aus drei Silben, von denen jede ein Wort für sich sein kann. Die erste nennt euch einen Fluß, die zweite eine Form eines deutschen Zeitworts, die dritte wiederum einen Fluß. Welches ist der Name des Gottes?
- XIV.
Mit **P** ein Fluß, ohne **P** ein Name, welcher aus der Geschichte des alten Testaments allgemein bekannt ist.
- XV.
Mit **r** ein Gott der Griechen, ohne **r** eine Göttin der Griechen.
- XVI.
Mit **e** ein großer Strom, ohne **e** ein deutsches Zeitwort.
- XVII.
Mit **d** ein Name bekannt aus der griechischen Sage, ohne **d** ein Name bekannt aus der Geschichte des alten Testaments.
- XVIII.
Mit **r** ein deutscher Fluß, ohne **r** ein deutscher Fluß.
- XIX.
Mit **n** ein Held der griechischen Sage, ohne **n** zwei kleine deutsche Wörtchen.
- XX.
Mit **e** eine Göttin der Griechen, ohne **e** eine griechische Stadt.

Sprüche von Otto Sutermeister.

Stets handle so und sprich, als wär' deine Mutter zu-
gegen,
Dann bist du sicherlich zum Glück auf guten Wegen.

Nicht sprich zum Armen du: „Ich werde dich schon laben.“
Wer spricht, der giebt noch nicht und hindert Andre
Gaben.

Große Vorstellung.

Von

Victor Blüthgen.

Original-Zeichnung von S. Dahl.



Herr Drang trottet durch den Park;
Sonnig erglänzen die Pfade;
Er ist ein Hund von edlem Blut
Und macht eine Promenade.

Er horcht. „Ein Wagen? Fataler Besuch!
Wahrscheinlich kommen auch Hunde!
Den Zwangsverkehr mit Pinscher und Dachs
Den haß' ich von Hergensgrunde!

Sie bellen viel und heulen gar,
Und haben so grobe Manieren!“
Herr Drang denkt's, und schüttelt den Kopf
Berdriehlich im Weiterspazieren.

Da tänzelt es schon und holt ihn ein
Und senkt die Ohren manierlich,

Macht einen Kraysfuß, und alsobald
Beginnt die Rede zierlich:

„Gestatten Euer Gnaden mir
Ergebenst mich vorzustellen.
Ich stamme vom Schlosse Hüsterfeld
Aus den fürstlichen Hundeställen.

Ich heiße Utang. Seit länger schon
Ersehnte ich mir die Ehre
Zu profitiren von dero Huld
Und angenehmem Verkehr.

Ich bin seit Ostern Cavalier
Im Schloß bei der gnädigen Tante,
Und täuscht nicht dero werthe Figur,
So sind wir entfernte Verwandte!“



Ein dankbarer Knabe.

Erzählung aus der Schweiz

von

Jacob Frey.

Original-Zeichnungen von Eugen Klimsch.



Arme Hüttenbewohner.

Es war ein so kleines und armseliges Häuschen, daß man dasselbe auf hundert Schritte weit eher für einen Haufen unmordentlich zusammengeworfener Reisbündel als für eine menschliche Wohnung gehalten hätte. Ein großer Mann, muß man denken, kann nicht aufrecht darin stehen, so niedrig ist es, und zwei Menschen finden nicht Raum und Luft zum Athmen darin, so schmal und enge sieht das Ding aus. Für Raum und Luft war indessen hinlänglich gesorgt. Das hie und da mit Moos bewachsene Strohdächlein hatte so viel Risse und Lücken, daß ein Großer, der sich nicht gerne bücken mochte, den Kopf durch dieselben recht gut in die Höhe strecken konnte, und trotz der vielen Lappen und auf den Scheiben angeklebten Papierschnitzel pfiß der Wind so frisch durch das einzige Fenster in das arme Stübchen, als hätte er das Recht, jeden Winkel in demselben ungenirt durchstöbern zu dürfen. Die armen Leute mußten das hart genug empfinden, wenn die Biße mit ihrem eisigen Athem über das Fels von Lenzburg hereinschnob; sie rauschte und blätterte in dem alten an der Wand aufgehängten Kalender, als wollte sie darin nachsehen, wie lange sie ihr Unwesen noch treiben könne, und die Strohhalme auf dem Dächlein flatterten hin und her, wie die Haare eines wilden Knaben, der baarhaupt gegen den Wind läuft. Es war aber auch, als hätte man die Stelle absichtlich ausgesucht, um eine so arme Hütte durch ihre Lage noch armseliger und trauriger zu machen. Sie stand etwa einen Büchschuß von der großen Bernstraße nach Lenzburg entfernt, hart am Rande des stundenlangen dunkeln Tannenwaldes, der sich in breitem Zuge von den Höhen über die Ebene nach der Aare hinabstreckt, an einem Orte, wo, wie man sagt, sich Fuchs und Hase gute Nacht sagen.

Vor mehr als sechzig Jahren wohnte in dem Häuschen eine arme Frau, die in der Gegend herum nur unter dem Namen „Tannzapfen-Marei“ bekannt war. Sie sammelte nämlich in dem weiten

Walde dürres Reisholz und Tannzapfen und verkaufte dieselben nach Lenzburg oder Aarau, damit die Stadtfrauen oder ihre Mägde mit leichter Mühe Feuer anzünden konnten. Jetzt aber hatte das arme Weib selbst keine Tannzapfen, den kleinen Ofen zu heizen. Sie saß krank und bleich auf ihrem ärmlichen Bette und um sie herum kauerten ihre zwei Kinder, Ruedeli und das kleine Mareile. Draußen pfiß über den hartgefrorenen Boden heran ein schneidender Nordwind und wirbelte kleine Flocken an's Fenster, während die nahen Tannen sausten und krachten, als müßten sie jeden Augenblick auf die Hütte niederstürzen. „Es ist so kalt,“ sagte das kaum zehnjährige Mareile, dessen dünnes Kleidchen von dem hereindringenden Luftzuge hin und her bewegt wurde, „es ist so kalt, Mutter, wenn wir nur auch ein wenig Holz hätten; aber Alles ist vom Schnee zugedeckt und am Boden angefroren.“ Mit diesen Worten klammerte sich das Kind fester an die kranke Mutter, als könnte es da Schutz finden gegen den Frost, der seine Glieder durchzitterte. Die Mutter antwortete bloß mit einem tiefen Seufzer und schloß dann die Augen, als wäre sie müde ferner das Tageslicht anzuschauen. Ruedeli, der etwa vier Jahre älter war als sein Schwesterchen, heftete sein großes braunes Auge auf ihr leichenähnliches Antlitz und schlug mit gebaltener Faust auf sein Knie, als hätte er an diesem einen großen Zorn auszulassen; dann wendete er den Kopf ab und drückte ihn auf's Kissen nieder.

„Mutter,“ fragte nach einer Weile das kleine Mareile, „kommt der Waldbvogt auch in den Himmel?“

„Das weiß allein der liebe Gott, Kind,“ war die Antwort.

„Ich glaube, er kommt nicht in den Himmel,“ fuhr das Kind fort.

„Warum sagst du das?“ —

Ruedeli richtete sich auf und horchte gespannt, den Kopf auf die Hand stützend.

„Ich glaube,“ sagte Mareile bedächtig, „es ist eine große Sünde vom Waldbogte, daß er Ruedeli schlagen und einsperren will, wenn er noch einmal

Holz holt — und wir müssen doch so sehr frieren. — Müssen die Engeln im Himmel auch frieren?“

„Nein, du armes Kind,“ antwortete die Mutter, „das müssen sie nicht.“ Die letzten Worte sprach sie mit matter, kaum hörbarer Stimme, lehnte sich zurück und fiel von Schwäche überwältigt in tiefen Schlummer.

Ruedeli kroch vom Bette herunter und betrachtete einen Augenblick die Mutter, ob sie auch gewiß eingeschlafen sei, dann zog er ein Paar zerrissene Schuhe an. „Was willst du, Ruedeli?“ fragte Mareile leise. Ruedeli legte den Finger auf den Mund, nahm eine kleine Axt, die im Ofenwinkel stand und winkte seinem Schwesterchen, geräuschlos die Thüre öffnend, hinauszukommen. Mareile folgte ihm rasch und erschrocken nach. „Hör,“ sagte es, „ich komme auch; wenn uns der Waldbogt antrifft, muß er mich mit dir schlagen.“

„Ich geh' nur an's Fuchsloch hinüber; die kleine, schon lange abgedorrte Tanne will ich holen — du mußt bei der Mutter bleiben.“ Der Kleine zog die baumwollene Mütze ins Gesicht und war mit einem Sprunge im Walde verschwunden.

Mareile schaute noch lange unerschlossen nach der Stelle hin, wo die am Waldrande stehenden dichten Tannengebüsche hinter dem keden Bruder zusammengeschlagen hatten; endlich wurde es von den in sein Gesicht wehenden Flocken und dem eisigen Winde genöthigt in die Stube zurückzulehren. Die Mutter schlief noch immer; das besorgte Kind zog die Decke höher über dieselbe und begann darauf die Fensterriegen mit kleinen Lappen auszustopfen; dabei schaute es unruhig auf das einsame winterliche Feld hinaus und lief wieder zurück an die Thüre, ob es noch nicht die Tritte des heimkehrenden Bräuderchens hören könne.

Aber es schaute und horchte lange vergeblich. In dem armen Stübchen ging keine Schwarzwälder-Uhr, die mit ihrem traulichen Tiktak die Zeit gemessen und die tödtliche Stille belebt hätte; diese wurde nur unterbrochen durch das hohle Pfeifen des Windes, der wie ein Gespenst in dem Häuschen herumrumpelte, flüsternd an den Wänden hinstrich und dann wieder plötzlich mit lautem Geschrei durch das Dach aufwirbelte. Sie und da seufzte die Mutter und sprach im Traum unverständliche Worte; vielleicht sah sie im Geiste ihren todten Mann, den Vater ihrer Kinder, der so gut gewesen und den sie so sehr geliebt hatte. Ach, seit seinem Tode war die Noth eingelehrt. Das arme Mareile konnte sich kaum noch erinnern, den Vater einmal gesehen zu haben. Er war vor acht Jahren mit den aargau-

ischen Truppen in's Feld gezogen, als die Landleute am Zürichsee, im sogenannten Bockenriege, sich gegen die Regierung empörten, und dort war er, wie es hieß, von Frevlerhand erschossen worden.

Das kleine Mareile wußte nun freilich von dieser Sage noch nichts; es fürchtete den Waldbogt bloß, weil er ein harter, erbarmungsloser Mann war, der dem Ruedeli mit Schlägen und Gefangenschaft gedroht hatte, wenn er ihn noch einmal mit der Axt im Walde treffe. Immer ängstlicher und banger wurde dem Kinde in der einsamen Stube; die Mutter schlief in halbbohnmäßigem Schlafe fort, als wollte sie nie wieder zum Leben aufwachen, und Ruedeli kehrte noch immer nicht zurück, obwohl er schon mehr als zwei Stunden fort sein mußte. Die Angst ließ Mareile keine Ruhe mehr. Horchend schlich es auf den Zehen von dem Fenster zur Thüre und wieder von der Thüre zum Fenster, und bebte erschrocken zusammen, wenn der Wind mit grellem Pfiß durch eine Ritze fuhr — es meinte jedesmal einen Hülfeschrei Ruedeli's zu hören. Endlich begann es bereits dunkler zu werden, und jetzt konnte das besorgte Schwesterchen seine Befürchtungen nicht mehr bemeistern. Vor Kälte und Angst zitternd band es ein kleines Tüchlein um den Kopf, warf noch einen Blick auf die schlafende Mutter und ging hinaus. Der Wind wehte ihm die dichter fallenden Flocken entgegen und fuhr mit schneidender Kälte durch seine Kleider, wie durch Spinnweben. „Laß deine Engeln bei mir sein,“ betete es, als es in den im Winde rauschenden Wald trat, und eilte, so schnell als seine zitternden Füße es zu tragen vermochten, den wohlbekanntem Weg dem Fuchsloch zu.

Kaum die Hälfte dieses Weges hatte das angstvolle Kind zurückgelegt, als es mit einem gellenden Jammergeschrei in die Knie sank. Da lag auf dem Boden ein abgehauenes Stück von jener kleinen abgedorrtten Tanne am Fuchsloch. — Mareile hatte sie auf den ersten Anblick an den harzigen Knorren erkannt. Daneben waren in dem zusammengetretenen Schnee frische Blutspuren sichtbar. „Ruedeli, Ruedeli,“ schrie das Schwesterchen, „der Waldbogt hat dich getödtet — Mutter, Mutter!“ Namenlose Angst und heftiges Weinen erstickten seine Stimme; schluchzend umfaßte es das abgehauene Stämmchen, als könnte es sich daran wie an einem rettenden Arme festhalten.

Plötzlich fühlte Mareile an seinem in die Händchen gedrückten Gesichte einen feuchten schnobernden Athem und eine starke Stimme rief: „Hieher, Prinz, hieher!“ Das Kind blickte auf's Neue erschreckt empor und neben ihm stand mit Flinte und Waid-

tasche ein schöner junger Mann, an einer langen Schnur einen Hund haltend. — „Warum weinst du so, Kleine?“ fragte der Fremde mit freundlicher Stimme; aber Mareile konnte vor Schrecken keine Antwort geben; der Hund stand ihm so nahe und schaute mit seinen großen, braunen Augen so neugierig drein, daß es sein Gesicht wieder mit den Händen bedeckte und mit halberstickter Stimme „Kuedeli, Kuedeli!“ rief. — „Zurück, Prinz!“ rief

denn hier? — Fürcht' dich doch nicht,“ sagte der Herr noch einmal.

Mareile begann nun zu erzählen, wie es seinen Bruder habe suchen wollen, „und den hat der Waldbvogt todtgeschlagen,“ schloß es, von Neuem in Thränen ausbrechend, indem es auf die Blutspuren wies. Der freundliche Jüngling bückte sich nieder und sagte halblaut: „Die Spuren sind noch frisch — der Schnee zertreten — such', Prinz!“ Der Hund



der Jäger, und sich auf das Kind niederbeugend, zog er ihm freudlich die erstarrten Händchen von den thränenvollen Augen weg. „Liebes Kind, fürchte dich nicht, der Hund thut dir nichts zu leid; — warum weinst du so? — hast du Hunger?“ Er zog ein Stück Weißbrod aus seiner Waidtasche und gab es der Kleinen. Mareile hatte in seiner Angst allen Hunger vergessen, aber die freundliche Gabe machte ihm Muth. Es schaute auf und erkannte in dem Jäger den Herrn, der droben vor dem Dorfe in dem großen Hause wohnte, wo es sich immer so sehr vor den Hunden gefürchtet hatte. — „Was machst du

schoberte an den Blutflecken herum, hob dann den Kopf, wie nach etwas spähend, in die Höhe und begann so heftig zu zerrn, daß ihn der Jäger kaum von der Leine losmachen konnte. In wenigen Sägen war er, den Schweiß hoch in der Luft tragend, verschwunden. „Komm, Kind,“ sagte der Herr, „ich will dir deinen Kuedeli suchen helfen.“

Er faßte Mareile an der Hand; aber es vermochte vor Kälte und Angst nicht aufzustehen. Der Jäger hing seine Flinte über die Schulter, nahm Mareile auf den Arm und eilte mit starken Schritten vorwärts; manchmal stand er einen Augenblick

still und horchte. Jetzt erscholl weit unten aus dem Walde herauf Hundegebell. — Der Jüngling faßte Mareile in beide Arme und begann so schnell vorwärts zu rennen, daß dem Kinde fast Hören und Sehen verging. Das Hundegebell wurde immer heftiger; aber plötzlich, als sie an den Walbrand kamen, verstummte dasselbe und eine zornige Stimme rief: „Da liegst du, Bestie!“ — „Laßt mich — zur Mutter!“ rief eine andere Stimme dazwischen. Mareile, das bisher ruhig und fast besinnungslos in den Armen des Jägers gelegen, wand sich auf und schrie: „Das ist Ruedeli!“ aber im nächsten Augenblick stand es auf den Füßen und schlang seine Arme um das Brüderchen, dessen Gesicht bleich und mit geronnenem Blute bedeckt war.

„Warum habt Ihr meinen Hund getödtet?“ fragte der Jäger den Waldbvogt mit barscher Stimme, als er den treuen Prinz mit zerschmettertem Kopfe im Schnee liegen sah.

„Weil er mich beißen wollte, Herr Brütel,“ entgegnete der wüßtbärtige, schielende Waldbvogt trotzig, indem er seine blutige Art an einem Tannenbusche abwischte.

„Weil er Euch beißen wollte?“ fragte der Jäger verächtlich; — „ich dachte, ein alter Soldat würde sich nicht so schnell vor einem Jagdhunde fürchten. — Wohin wollt Ihr mit dem Knaben?“

„Zuerst zum Kommissär in's Dorf hinaus, dann muß er in's Gefängniß als Holzdieb.“

Ruedeli, der sich überrascht und verwirrt von Mareile das Blut aus dem Gesichte hatte wischen lassen, trat bei diesem Worte rasch einen Schritt vor und blickte bittend auf den Jüngling, als wünschte er etwas zu seiner Vertheidigung vorzubringen. „Nun, — Kleiner?“ sagte Herr Brütel. — „Herr,“ sprach Ruedeli unerschrocken, „ich wollte kein Dieb werden; aber wenn ich nicht ein wenig Holz holte, so mußte die Mutter und Mareile erfrieren.“

„Ach Gott, wie wird die Mutter Angst haben, wenn sie erwacht,“ seufzte Mareile.

„Aber konntest du nicht anderswo, als gerade da im Walde, Holz bekommen?“ fragte Herr Brütel.

„Ich hat gestern den Waldbvogt um einen Arm voll und wollte ihm dafür arbeiten helfen oder Gänge machen, aber er gab mir keins.“

Der Jäger maß den Waldbvogt schweigend vom Kopf bis zu den Füßen mit einem Blicke, der mehr Verachtung als Zorn ausdrückte. Der Waldbvogt, der diesen Blick verstand, sagte trotzig: „Ich kann meine Almosen geben, wem ich will, Alfred Brütel.“

„Aber du hättest ja zu jemand Anderm gehen

können,“ fuhr der Jüngling zu Ruedeli fort, ohne auf des Waldbvogts Worte zu achten.

„Ja, aber der Waldbvogt drohte mir, er wolle mich als Bettler einsperren, wenn ich anderswohin gehe um Holz zu heischen — er gebe Acht auf das Vagabundenpack, sagte er.“

„Warum hast du da Blut an der Wange?“

„Der Waldbvogt hat mich geschlagen, weil ich der Mutter das Holz nach Hause bringen wollte, bevor ich in's Gefängniß ginge.“

Des Jägers Gesicht übergoß bei diesen Worten eine dunkle Purpurröthe; er biß die Lippen zusammen und besann sich einen Augenblick. Darauf wandte er sich ab, faßte Ruedeli bei der Hand und sagte freundlich: „Kommt, Kinder, ich gehe mit euch zur Mutter.“ Aber der Waldbvogt, der seine Fassung bald wieder gewonnen hatte, sprang einen Schritt vor und rief drohend: „Herr Brütel, Ihr werdet Euch einer obrigkeitlichen Person bei Ausübung ihres Amtes nicht widersetzen wollen.“

„Gebt Euch keine Mühe,“ erwiderte der Jäger kalt, „Ihr wißt, wie ich heiße und wo ich zu finden bin.“ Diese Worte begleitete er mit einer Handbewegung, als ob er auf den Griff seines Waidmessers deuten wolle. Der Waldbvogt trat aus dem Weg und schaute den Abgehenden nach, bis sie dem Walbrande entlang im Dunkel des Abends verschwunden waren. „Herr Brütel, Herr Alfred Brütel, Ihr gebt einen prächtigen Rekruten unter die Ahtzehntausend,“ wurmelte er grinsend und schnalzte dabei mit den Fingern, als ob er den köstlichsten Fund gethan hätte.

Böse Rathschläge.

Um die letzten Worte des Waldbvogtes zu verstehen, muß man wissen, daß obige Begebenheit in den ersten Tagen des Februars 1812 vorgefallen war. Damals war für Jünglinge und Eltern ein gar banges Leben in der Schweiz. Man konnte an Sonn- und Feiertagen Land auf- und abgehen und nirgends hörte das Ohr wie sonst die fröhlichen Lieder oder lustigen Geigentöne, die zum Tanze lockten. Der munterste Jüngling ging still und ehrbar seines Weges, wie ein weißhaariger Greis, ja noch stiller, und wenn der Abend hereingebrochen war, wagte sich noch kaum einer auf die Straße. Das hing folgendermaßen zusammen. Der Kaiser Napoleon rüstete gewaltige Heerschaaren, um nach dem fernen Rußland zu ziehen. Auf allen Straßen Europa's, vom Mittelländischen Meere bis an die Nordsee, zogen Kriegsvölker, um sich unter die Adler des gewaltigen Herrschers zu sammeln und, wenn

auch ungerne, seinen Winken zu gehorchen. Wie die Könige und Fürsten anderer Länder, so mußten auch die Regierungen der schweizerischen Cantone dem französischen Kaiser ein Heer stellen, oder wie es damals hieß, die Achtehntausend vollzählig machen. So nannte man nämlich ein Armeecorps, das die Schweiz seit vielen Jahren dem Kaiser Napoleon aus Landesföhnen in Sold geben mußte. Natürlich rissen die Schlachten, die in den Gebirgen Spaniens, auf den norddeutschen Ebenen und an den Ufern der Donau geschlagen wurden, alljährlich gewaltige Lücken in die Reihen dieser Achtehntausend, und diesmal sollten diese Lücken vollständiger als je wieder ausgefüllt werden, da der Kaiser all seiner Mittel bedurfte, um den mächtigen Herrscher von Rußland zu demüthigen.

Aber der Dienst unter den Achtehntausend war in der Schweiz, wie man sich leicht denken kann, von Allen gefürchtet. Es war nicht wie sonst, daß gleich ein Zug von kräftigen, kampflustigen Jünglingen versammelt war, wenn irgendwo die Werbtrommel erklang — denn es war in diesem Dienste wenig Ehre und Gewinn zu finden, diese behielten die Franzosen für sich selbst. Ungenannt und unbekannt lagen die Gebeine der Alpensöhne in fernen Ländern, und daheim darbteten die armen Eltern, die des arbeitenden Armes ihres Sohnes beraubt worden waren. Wer einmal über die Grenze zog, um unter die Achtehntausend zu gehen, der konnte noch einmal stille stehen und zurückschauen nach den ferneren Bergen, oder nach seinem Dörfchen, das am blauen See oder am rauschenden Flusse unter Bäumen versteckt lag; er konnte im Geiste nochmals Abschied nehmen von seiner weinenden Mutter und all den trauernden Lieben, — er wußte ja doch, daß er sie schwerlich wieder sehen würde.

Darum hatten die Regierungen ihre schwere Noth, die nöthige Mannschaft aufzubringen; gezwungen ohne Veranlassung durfte keiner werden, und freiwillig wollte niemand gehen. Vergeblich wurden dem Aermsten reiche Handgelder geboten und goldene Versprechungen gemacht — er wollte lieber in der Heimat sein kärgliches Brot durch Arbeit verdienen, als in der Fremde in blutigen Kämpfen Wunden oder einen frühen Tod suchen; deswegen wurden Verordnungen getroffen, das unbedeutendste Vergehen eines Jünglings dadurch zu ahnden, daß er, statt mit Gefangenschaft oder Geldbuße bestraft zu werden, unter die Achtehntausend gesteckt wurde. Die Regierungen nahmen es dabei nicht so genau; sie waren froh, wenn die Gemeindebehörden nur die betreffende Anzahl Mannschaft

lieferten. Wie mancher wackre Bursche bezahlte ein fröhliches, nächtliches Rauchzen, oder ein muthiges Wort gegen einen ungerechten Vorsteher, wie es sonst einem freien Manne wohl erlaubt ist, durch ein unbekanntes Grab in den Schluchten der spanischen Gebirge oder in den Schneefeldern Rußlands! — Daher das trübe, traurige Leben in den sonst fröhlichen Thälern und auf den Alpen, daher die Angst in den Gemüthern, als ob der Todesengel einer Pest über dem Lande schwebte, und daher auch die schadenfrohe Drohung des hartherzigen Waldbvogts: „Herr Brütel, Ihr gebt einen prächtigen Rekruten unter die Achtehntausend!“

Als der Waldbvogt diese Worte gesprochen hatte, schlug er den Weg ein, der über das Feld nach dem eine halbe Stunde entfernten Dorfe führte. Er spürte nichts von dem scharfen Winde, der noch immer über die Ebene heranziffte; er sah auch nicht, wie hier und da ein Stern mit klarem Lichte zwischen den jagenden Wolken niederschante —; er rieb sich vergnügt die Hände und murmelte: „Madame Brütel, jetzt hat Ihr Bulldogg, wie Sie mich gnädigt zu nennen belieben, einmal Zähne und wird beißen — verlassen Sie Sich drauf, Gnädigste.“ Bei diesem Gedanken wendete der Waldbvogt seine Schritte links, von wo aus einiger Entfernung Licht herüberschimmerte; fast athemlos gelangte er an das Haus, das hier einsam an der Straße stand. Es war ein alterthümliches, fast schloßartiges Gebäude mit einer weiten hohen Hofmauer umgeben, über welche jetzt blätterlose Linden ragten. Der Waldbvogt stand vor dem verschlossenen Hoftore still, schwenkte seine Pelzmütze im Winde und rief vor sich hin: „Madame Brütel, kocht noch eine gute Suppe für Euer Söhnlein, bevor es auf die Wanderschaft geht; sobald wird's nicht wieder heim kommen.“ Dann sprang er auf den Zehen an der Hofmauer hin auf die Straße nach dem Hofe zu.

Das erste Haus im Dorfe, an das er nach einer Weile gelangte, war eine neue stattliche Wohnung, von Stein erbaut, die mit dem rothen Ziegeldach sich sehr vortheilhaft gegen die strohbedeckten übrigen Häuser abhob. Der Waldbvogt trat rasch hinein in eine Stube, in der ein großer, breitschulteriger Mann in einer Zeitung las. Es war der allmächtige Amtmann des Dorfes, der übrigens mehr durch seinen Reichthum als durch die Liebe seiner Mitbürger so gewaltig war. Wie er zu diesem Reichthum gekommen, war eine zweifelhafte Sache. Als die Franzosen vor vierzehn Jahren in's Land kamen, war er noch ein wenig bemittelter Mann, der mit einem einspännigen Fuhrwerke wöchentlich

zweimal von Baden nach Aargau und Zofingen Waaren brachte. In der unruhigen Kriegszeit, während welcher auf dieser Straße ein mannigfaltiger und lebhafter Verkehr stattfand, vergrößerte sich sein Geschäft, und bald nach der Schlacht bei Zürich im Herbst 1799 fing er an sein neues Haus zu bauen, und warf dabei mit Geld um sich, als hätte er ganze Frachtwagen Bernerthaler heimgebracht. Zugleich wurde er ein Freund der Franzosen und als solcher ein Gegner der gestürzten aristokratischen Regierung von Bern. Das erhob ihn, nebst seinem Gelde, zum Vorsteher der Gemeinde und zum „Kommissär“; als solcher hatte er alle Requisitionen und Lieferungen, welche in der Umgegend für die französischen Truppen erhoben werden mußten, zu vollziehen und abzuliefern. Freilich wurde hie und da etwas gemunkelt, was kein günstiges Licht auf den neuen Gewalthaber werfen konnte. Es sei ihm von dem ehemaligen Bernerlandvogt auf Viberstein eine Kiste mit Geld anvertraut worden, die er mit seinem Fuhrwerke zu der österreichischen Armee vor Zürich zu bringen versprochen habe, und diese Kiste habe er unrechtmäßiger Weise für sich behalten. Daher rühre sein plötzlicher Reichtum. Das wenigstens hatte der alte Brütel, der Vater unseres Jägers, behauptet, und hinzugefügt, er habe Beweise dafür in Händen, von denen er bei gelegener Zeit Gebrauch machen werde. Später war der alte Herr bei einer Entenjagd in der Aare verunglückt und sein Leichnam erst einige Tage nachher aufgefunden worden. Seitdem hatte Niemand gewagt, über den mächtigen Kommissär Nachtheiliges zu äußern. Der Kommissär wußte aber, daß diese Beweise sich noch in den Händen des jungen Brütel befanden.

Sei dem wie ihm wolle, so viel ist gewiß, das Herz des Kommissärs war so kalt und hart wie dasjenige seines getreuen Untergebenen und Dieners, des Waldbogts. Als dieser in die Stube getreten, stellte er seine Art in eine Ecke und setzte sich dann an den Tisch.

„Wahrscheinlich hast du den armen Jungen, den Tannzapfen-Ruedeli, erwischt, daß du so wichtig thust,“ sagte spöttisch der Kommissär.

„Errathen“ — grinste der Waldbogt; „aber was würdet Ihr sagen, wenn ich zu dem armen Jungen noch einen reichen erwischt hätte, der erst kürzlich von der fremden Hochschule heimgekommen ist — so einen Rekruten für die Achtehntausend — wir haben ja Mangel daran.“

„Was willst du sagen, den jungen — —?“ rief der Kommissär von seinem Stuhle aufspringend; aber, als schämte er sich seiner voreiligen Hoffnung,

fügte er, sich wieder setzend, hinzu: „Nein, du bist ein zu alter Narr zu solch klugem Streiche. Doch komm,“ sagte er nach einer Pause ruhiger, „und erzähle, was mit dem Jungen vorgefallen ist.“ —

„Nun, nun,“ sagte der Waldbogt, „ich habe den jungen Herrn Brütel im Garne — er entwischt nicht mehr.“ Dann erzählte er den Vorgang im Walde. — „Was meint Ihr nun?“ schloß er, „hab' ich meine Sache nicht gut gemacht? Ich erschlug den Hund absichtlich, als ich merkte, welches Edelwild im Triebe sei, und wirklich — er kam ordentlich in's Feuer. Der Junge sieht ganz respektabel aus, wenn er im Zorne ist. Morgen früh laßt Ihr ihn kommen, wir nehmen die Geschichte zu Protokoll, das er unterschreibt, und dann morgen Nacht können wir das Vöglein einfangen.“

Der Kommissär hatte seinem Spießgesellen mit gespannter Aufmerksamkeit zugehört, und durchmaß jetzt das Zimmer nach allen Richtungen in hastigen Schritten, als jagten ihn seine stürmischen Gedanken umher. Endlich blieb er vor dem Waldbogte stehen. „Hör,“ sagte er mit gepreßter Stimme, „wenn der Streich gelingt, so hast du heute 100 Gulden Tagelohn verdient. Ist das Herrlein einmal unter den Achtehntausend, so sind wir sicher vor ihm; der Weg nach Rußland ist weit; — aber — er wird sich wehren.“

„Bah — wehren!“ entgegnete der Waldbogt aufstehend, „hat er das Protokoll unterschrieben, so lassen wir ihn durch Landjäger sicher nach Aarau bringen — Widerseßlichkeit und Bedrohung einer obrigkeitlichen Person — Beschützung eines Diebes — das ist hoffentlich genug. Der Aristokratensohn wird ohnedies keine so mächtigen Gönner haben — und ist er einmal in die Rekrutenliste eingetragen, so mag er immerhin desertiren; nur um so besser — dann ist er vogelfrei. Glück auf morgen und gute Nacht.“

So trennten sich die beiden Männer, mit ihrem Tagewerk ebenso zufrieden, wie der edle Jüngling mit dem seinigen, der, nachdem er in der Hütte der Armuth Trost und reichliche Hülfe zurückgelassen, sorglos durch die Nacht seinen Heimweg suchte.

Die Aufschläge werden ausgeführt.

Alfred Brütel hatte am folgenden Morgen mit Hülfe seiner Mutter gerade einen Korb mit Kleidern und Lebensmitteln fertig gepackt, den er seinen armen Schülkingen in die Hütte am Walde schicken wollte, und suchte für Ruedeli noch nach einem Mäntelchen, das er selbst als Knabe getragen, als der Gemeindebote erschien und dem Jüngling den Befehl brachte,

ungefäumt vor dem Kommissär zu erscheinen. Die Mutter erschrak, daß sie an allen Gliedern bebte und anfänglich kein Wort hervorzubringen vermochte, bis sich ihre Angst in Thränen löste. — „Ach Gott, ach Gott!“ seufzte sie, ihren Sohn in die Arme schlingend; „er wird nicht ruhen, bis er mich zur kinderlosen Mutter gemacht. Ich armes, unglückliches Weib; er weiß, warum er dich fürchtet, und wird dich verderben.“

Es half nichts, daß der Jüngling alle möglichen Trostgründe vorbrachte. — „Meine Ahnung sagt mir zu gewiß, was er im Schilde führt,“ sagte die leidvolle Mutter; — „wenn Gott nicht hilft, so sind wir verloren.“ Und wieder sang sie bitterlich zu weinen an.

„Ich darf mich nicht von ihrer Angst anstecken lassen,“ sagte der Jüngling vor sich hin. — „Lebt wohl, Mutter — schickt den Korb gleich fort, sonst verderben die armen Leute; — in einer halben Stunde bin ich wieder da.“

Er trat rasch hinaus und mochte nicht mehr umkehren, obgleich er die bange Stimme hörte, mit der ihn die Mutter noch einmal zurückrief. Er spürte, daß ihn ihre liebevolle Angst befangen machen könnte. Wohl war es ihm bekannt, daß schon mancher arme Bursche des kleinsten Fehltritts wegen auf das Schlachtfeld geliefert worden, und er verhehlte sich nicht, daß sein gestriges Benehmen von einem feindseligen Richter schlimm genug gedeutet werden könnte. „Aber,“ dachte er, „wird er es wagen, mich so leicht anzutasten? Ohnehin ist der 15. Februar nahe, wo die Angeworbenen abmarschieren müssen — so lange kann ich die Sache verziehen und dann unparteiisches Gericht finden.“ Auf die Weise verscheuchte er seine sorglichen Gedanken und trat mit ruhiger Würde vor den Mann, gegen den er von Jugend auf einen so schweren Argwohn im Herzen getragen; aber fast mußte er sich zwingen seinen Zorn niederzulämpfen, als der Waldbvogt erschien und ihm mit spöttischem Lächeln einen tiefen Büchling machte. Er wendete sich stolz ab, ohne seinen Ankläger eines weiteren Blickes zu würdigen.

Unbefangen erzählte Alfred den Vorgang von gestern Abend, wie er vor seiner Seele stand, ohne das Geringste verheimlichen zu wollen.

„Ihr seid also geständig,“ fragte der Kommissär, „einen Diener des Gesetzes in der Ausübung seiner Pflicht verhindert zu haben?“

„Wenn der Diener des Gesetzes seine Pflicht darin sah, einen armen wehrlosen Knaben blutig zu schlagen — Ja!“

„Ihr seid ferner geständig, einen Waldfrevler

und Holzdieb absichtlich und mit Wissen geschügt zu haben?“

Der Angeklagte erkannte die Verfänglichkeit dieser Fragen recht gut; doch erklärte er ohne langes Besinnen mit fester Stimme: „Wenn ein Knabe seine kranke Mutter, die die Hartherzigkeit der Gemeindevorsteher dem Tode des Verhungerns und Erfrierens überläßt, durch Fällung eines abgedorrten Stämmchens zu retten sucht, und deswegen Holzdieb und Waldfrevler gescholten wird — ja, dann habe ich einen solchen geschügt.“

Der Kommissär und Waldbvogt verschluckten diese bitteren Pillen; sie waren genugsam verlüßt durch die stolze und unumwundene Beantwortung der vorgelegten heimtückischen Fragen. Ohne Anstand bestätigte der Angeklagte seine Aussagen durch seine Unterschrift. — „Ich habe meine Menschenpflicht gethan,“ sagte er auf dem Heimwege zu sich selbst, „der Menschen Gesetze mögen sagen, was sie wollen.“ — Von diesem Bewußtsein gehoben, wartete er ruhig der Dinge, die da kommen sollten. —

Die Folgen dieser erfüllten Menschenpflicht waren in der armen Hütte am Waldrande deutlich genug sichtbar. Zwar pfiff der Wind immer noch hie und da durch eine Fensterritze, immer noch wehte er die Halme auf dem kleinen Strohdache durcheinander, wie die Halme eines losen Strohbündels, und noch fauste er mit unheimlichem Tosen in den Wipfeln der Tannen, die ihre dunkeln Kronen über die Hütte hinausbeugten — aber die drei Bewohner der kleinen Stube waren nicht mehr die nämlichen, die wir gestern gesehen haben. Es war, als ob die vergangene Nacht die lange Grabenacht gewesen, aus der sie verjüngt und verklärt zu einem bessern Leben erstanden wären.

Die Mutter saß auf einem Stuhle am Ofen, durch dessen Wände ein prasselndes Feuer seine erquickende Wärme trieb. Bleich und matt sah sie allerdings noch aus; aber die Zufriedenheit und Hoffnung, die über ihrem Gesichte lag und ihre Blicke mit einem freundlichen Lichte belebte, ließen sie um zehn Jahre jünger erscheinen als gestern. Vor ihr, halb auf seinen Knien, halb auf ihrem Schooße, lag Mareile und hielt der Mutter lächelnd ein Stück Weißbrod entgegen. Am glücklichsten jedoch, aber auch drollig genug sah Kuedeli aus. Er stand am Fenster in einen kleinen, freilich etwas verschoffenen blauen Mantel gehüllt, der ihm jedoch herrlicher vorkommen mochte, als einem Könige sein Hermelin. Der Knabe schien viel größer als gestern, es war, als ob die von ihrer Last befreite Seele den Körper in die Höhe geschneilt habe. In den Händen hielt

er einen Brief, dessen Aufschrift er, wie mit Kennermiene, von allen Seiten recht sorgfältig betrachtete.

„Mutter,“ sagte er endlich, „ich bin nun doch schon über vierzehn Jahre alt und kann noch nicht Geschriebenes lesen; Gedrucktes — nun das hast du mich ein wenig lesen gelehrt; wenn ich nur auch in die Schule gehen könnte.“

„Wollte Gott,“ antwortete die Mutter; „aber warum möchtest du nun auf einmal Geschriebenes lesen können?“

„Ja, sieh,“ erwiderte Ruedeli ganz ernsthaft, den Brief in die Höhe haltend, „ich weiß zwar schon, daß da drauf steht: Herrn Doctor Schmuziker in Narau, und daß darin steht, er solle mir Arznei geben für dich; aber ich möcht's lesen können, so Buchstabe für Buchstabe, weil's der Herr Brütel geschrieben hat; ach, das ist ein Mann — nicht wahr, Mareile?“

„O ja, lieber und freundlicher als ein Engel im Himmel,“ meinte die kleine Schwester.

„Freundlich — freundlich!“ wiederholte Ruedeli mit wichtigem Kopfnicken; „freilich gegen dich und mich und die Mutter; aber wie hat er den Waldbvogt angeschaut — auch freundlich?“

„Nein, Mutter,“ sagte Mareile, „da hab' ich mich recht gefürchtet, da hat er ein erschreckliches Gesicht gemacht.“

„Ein Gesicht,“ fuhr Ruedeli eifrig fort, „ein Gesicht — ich glaube, so macht der Herr Gott eines, wenn er donnert und mit einem Blitze die höchste Tanne zusammenschlägt. — So schaute er den Waldbvogt an!“

Bei diesen Worten trat Ruedeli einen Schritt zurück, kreuzte die Arme über die Brust und funkelte mit seinen großen, dunkeln Augen unter den schwarzen Brauen hervor, daß gewiß der Waldbvogt selbst, hätt' er ihn jetzt gesehen, vor dem Knaben Respekt bekommen hätte.

Die Mutter betrachtete ihren Sohn eine Weile mit stillem Lächeln und ermahnte dann: „Gewiß, Kinder, der gute Herr ist uns ein Engel, den Gott in der größten Noth hergesandt. Wir dürfen unser Leben lang nie aufstehen oder schlafen gehen ohne für ihn zu beten.“

„Beten will ich für ihn all' Stund,“ fiel Mareile die Händchen faltend ein.

„Und ich will auch für ihn beten,“ meinte Ruedeli; „aber lieber möcht' ich, er wäre in einem brennenden Hause drinnen, wie's im Sommer in Lenzburg brannte; da wollt' ich hineinspringen und ihn aus dem Feuer heraus holen.“

„Gottloses Kind,“ strafte die Mutter, „du

wünschest deinem Wohlthäter ein Unglück, aus dem du ihn doch nicht retten könntest.“

Ruedeli lehrte sich, über diesen Gedanken halb erschrocken, gegen das Fenster und fing an mit den Fingern eifrig auf den Scheiben herumzutrommeln. „Nu,“ sumnte er vor sich hin, „so ist's nicht gemeint — bewahr! — Ich meine nur, wenn ich einmal so was thun könnte — 's wäre mir eine Freude! — Aber wißt ihr auch,“ begann er sich umwendend, offenbar froh, den peinigenden Gedanken los werden zu können — „wißt ihr eigentlich auch, warum ich gestern so lange fortblieb, bis mich dann zuletzt der Waldbvogt erwischte? — Seht, als ich an's Fuchsloch kam, fror ich so heftig, daß mir's unmöglich war das Beil festzuhalten; da ging ich an die Felsen hinunter in die Höhle — wißt ihr dort hinter den Erlen — um mich ein wenig zu erwärmen. Es ist so windstille und warm in der Höhle wie in einer Stube, und sie ist ganz mit trockenem Laub angefüllt. Finster ist's freilich drin — der Zugang ist so dicht mit jungen Tannen überwachsen, daß ich selbst ihn kaum finden konnte. Dort habe ich mich verspätet; drum erwischte er mich später. — Aber jetzt muß ich doch gehen, Mutter.“

Ruedeli trat einige Schritte, dröhnend wie ein bespornter Reiter, in die Stube vor und schaute dann lächelnd auf seine Füße nieder. „Ich meine, ich bin viel größer in den Stiefeln da, die mir der Herr Brütel geschenkt hat — das tönt, wenn man so daher geht. Und prächtig warm geben sie an den Füßen herauf; — aber springen könnt' ich doch nicht recht drin.“

„Du mußt noch warten, Ruedeli, bis du gegessen hast, ich lasse dich sonst nicht fort. Es ist jetzt bald fertig.“ —

Es war schon ziemlich spät am Nachmittage, als Ruedeli von Buchs her über das Feld nach Narau wanderte. Die Kälte war etwas gebrochen; aber schwere schwarze Wolken, die weit über die Höhen des Jura herabgingen, ließen eine frühe stürmische Nacht erwarten. Das kümmerte den kleinen Wanderer indessen wenig. Fest und aufrecht marschierte er in Stiefeln und Mantel einher, wie ein Junkerjähnlein; die Hoffnung, der Mutter schnellhelfende Arznei nach Hause bringen zu können, übergoß sein braunes Gesicht mit einem Glanze von Freude und Glück, wie er noch nie auf dem Antlitz des armen Knaben geleuchtet hatte; dabei dachte er an den Herrn Brütel, was das für ein herrlicher Mann sei, und bemühte sich eifrig demselben in Gang und Haltung nachzuahmen. — „Wenn nur der Doctor auch so freundlich ist,“ sagte er vor sich

hin; — „nicht daß ich mich fürchte, das thu ich in meinem Leben nicht mehr vor einem Menschen; der Herr Brütel hat sich vor dem Waldbvogt auch nicht gefürchtet; — aber ich denke, wenn der Doctor so recht freundlich ist, wird die Mutter eher gesund.“ —

Kuedeli mußte lange warten, bis er erfahren konnte, ob der Herr Doctor seinen Erwartungen entsprechen würde. Er sei ausgegangen, sagte eine hoffärtige Magd, Kuedeli solle da im Gange warten. Der Knabe setzte sich auf eine Bank und vertrieb sich die Zeit mit schönen Lustschlößern. Bald sah er sich hoch zu Ross mitten im Kriegsgetümmel; dort kam der Waldbvogt und wollte den Herrn Brütel mit einem großen Schwerte rücklings niederstechen. Kuedeli sprengte vor und mit einem Hiebe lag der Waldbvogt zu Boden geschmettert. „Du hast dich brav gehalten, Kuedeli,“ sagte Herr Brütel mit einem dankbaren Blicke, „ohne deine Hülfe wär' ich erstochen worden.“ Bald wieder sah sich Kuedeli als Herr und Gebieter auf einem hohen Schlosse, wo Alles von Gold und Silber funkelte. Da trat ein Mann herein, mager und bleich, in zerrissenen Kleidern. „Kuedeli,“ — sagte der — „ich bin der Alfred Brütel, der deiner Mutter einmal aus der Noth geholfen; jetzt hat mich der Waldbvogt und seine bösen Mithelfer um Hab und Gut gebracht — gib mir ein Almosen.“ „Heiliger Gott,“ antwortete Kuedeli, „Ihr seid der schöne, brave Herr Brütel — dem Himmel sei's geklagt, ich hätt' Euch nicht mehr erkannt. Wißt Ihr was? — Ein Almosen kann ich Euch nicht geben; aber da zieht meine Kleider von Sammt und Seide an und seid an meiner Statt Herr und Gebieter dieses Schlosses; ich will Euer treuer Diener sein. — Keine Widerrede, Herr Brütel, ich thu' es durchaus nicht anders; ich bin jetzt Meister. Meint Ihr, ich hab's vergessen, daß Ihr einmal den armen Kuedeli dem Waldbvogte abjaget und ihm dann noch Stiefel und einen herrlichen Mantel geschenkt habt? — Nein, ich hab's nicht vergessen, wenn Ihr jetzt schon nichts davon sagt. Ich möcht' Euch nur umarmen und küssen, Herr Brütel, wenn ich's wagen dürfte.“

Dem dankbaren Kuedeli traten bei solchen träumerischen Gedanken Thränen in die Augen; er fühlte sich so selig, als wären sie wirklich schon zur Wahrheit geworden; er bemerkte nicht, daß der Abend bereits herein gebrochen war, bis endlich auf der Treppe sich Tritte hören ließen und zwei Herren in eifrigem Gespräche am Ende des Ganges erschienen.

„Ich sage Ihnen, Herr Doctor, es hilft nichts,“ sagte der eine der Herren, „der junge Brütel wird

unter die Ahtzehntausend gesteckt; die Landjäger sind bereits fortgefahren, um ihn herein zu bringen. Sein Vergehen liegt zu klar am Tage. Er selbst hat eingestanden und sein Geständniß durch Unterschrift bestätigt, sich gestern dem Waldbvogt gewaltsam widersetzt und einen Holzdieb beschützt zu haben. Es thut mir leid um ihn — er ist sonst ein wackerer Jüngling.“

„Aber mein Gott,“ sagte der andre Herr, — es war der Doctor Schmuziker — „aber mein Gott, er, der einzige Sohn seiner alten Mutter, der seine Studien soeben vollendet hat — ich bin überzeugt, bloß sein edles Herz hat ihn zu dem Fehltritte verleitet. Ist denn gar keine Rettung möglich?“

„Ich wüßte keine,“ erwiderte der Erstere, die Achsel zuckend; hätte er sich nur zehn Tage versteckt halten können — dann wäre die Gefahr vorbei gewesen und er vielleicht mit einer kleinen Buße davon gekommen. Jetzt ist's zu spät; die Landjäger sind abgegangen, und wir können keine Rücksicht nehmen, wir müssen die nöthige Anzahl Leute haben. In wenigen Tagen wird er über die Grenze gebracht und dann ist die Flucht unmöglich. Wohin sollte ein französischer Deserteur fliehen? Des Kaisers Arm reicht durch ganz Europa. Der Brütel und seine Mutter dauern mich; aber er muß nach Rußland. Leben Sie wohl, Herr Doctor, ich habe noch dringende Amtsgeschäfte.“

„Mein Gott, mein Gott,“ sagte der Doctor vor sich hin, dem abgehenden Herrn die Treppe hinunter nachschauend, „der arme, gute Alfred; wie konnte er nur so unvorsichtig sein — was wird das für ein Jammer werden!“

Kuedeli stand jetzt auf und wankte den Gang hinunter; er hatte von dem Gespräche keine Silbe verloren; aber die Worte: „der junge Brütel muß unter die Ahtzehntausend,“ sausten noch immer wie ein betäubender Donner Schlag in seinen Ohren. Jedes Kind verstand in damaliger Zeit den Sinn dieses Todesurtheils; man pflegte schon die Kleinen in der Wiege damit zu schrecken, und der unartigste und wildeste Knabe wurde zahm, wenn ihm gedroht wurde: warte, du mußt unter die Ahtzehntausend. Zudem hatte der klare Verstand Kuedeli's, dessen ganze Seele, all' sein Sinnen und Trachten ohnehin nur mit seinem Wohlthäter beschäftigt war, aus den wenigen Worten sogleich geschlossen, daß der gestrige Vorfall hier im Spiele sei.

„Was willst du, Kleiner?“ fragte der Doctor, durch Kuedeli's Tritt aus seinen Gedanken aufgeweckt.

„Wenn Ihr der Herr Doctor Schmuziker seid,

so hab ich hier einen Brief an Euch, vom jungen Herrn Brütel."

"Brütel? fragte der Doctor, den Brief heftig erbrechend und die Zeilen durchfliegend; „wer bist du?"

"Ich bin eben der Holzdieb von gestern, wie der Herr da sagte."

"Du?" staunte der Doctor, den Knaben vom Kopf bis zu den Füßen betrachtend, — „du? der Holzdieb? — Hör'," fuhr er nach einigem Besinnen leiser fort, „ist dir der Herr Brütel lieb?"

"Lieber als mein Leben," antwortete Kuedeli ernst.

"Gut, so komm!"

Mit wenigen Sätzen war der alte Herr durch

den Gang weg, rannte in seiner Stube an das Pult und schrieb hastig einige Worte. „Hier, Kleiner, hast du einen Brief, den du dem Herrn Brütel überbringen sollst; aber springen mußt du, was deine Füße vermögen. Ich will dir deutlicher sagen, warum. Zwei Landjäger sind auf einem Wägelchen heraus gefahren, die den Herrn fangen sollen, weil er dir gestern geholfen hat. Vielleicht daß sie sich draußen im Wirthshause aufhalten und du ihnen zuvorkommen kannst. Kommst du aber zu spät, so zerreiß den Brief und sage keinem Menschen davon. Die Arznei für deine Mutter bringe ich morgen selbst. Hast du verstanden?"

"Ja, Herr Doctor," sagte Kuedeli entschlossen und slog die Stiege hinunter. (Schluß folgt.)

Aus den Liedern eines einsamen Wanderers.

Von

Friedrich Güll.



om Wandern müde kehrt' ich ein
In eines Dorfes Schenke,
Doch schmeckt mir nicht der süße Wein,
Denn leer sind Stühl' und Bänke.

Es pikt die Uhr, die Wirthin spinnt,
Der Staar duckt unter'm Ofen,
Und einsam meine Seele sinnt
Wie träumend dunkle Strophen.

Auf einmal les' ich rings umher
In meines Tisches Rahmen;
Tief eingeschnitten, kreuz und quer,
Der Freunde theure Namen.

Wie wird so heimisch jetzt das Haus,
So traulich mir die Kunde;
Ich schenke ein, ich trinke aus,
Und segne froh die Stunde.

Hat uns das Leben auch verstreut
Im Land nach allen Winden,
Ich feire mit euch allen heut
Ein fröhlich Wiederfinden.

Du mit dem schwarzen Vodenhaar,
Stets ernst und in Gedanken,
Der nun mit kühner Reiterschaar
Unschwärmt der Feinde Flanken;

Du mit den Augen blau und klar
Und kindlichem Gemüthe,
Der jetzt verkündet am Altar
Das Wort der ew'gen Güte;

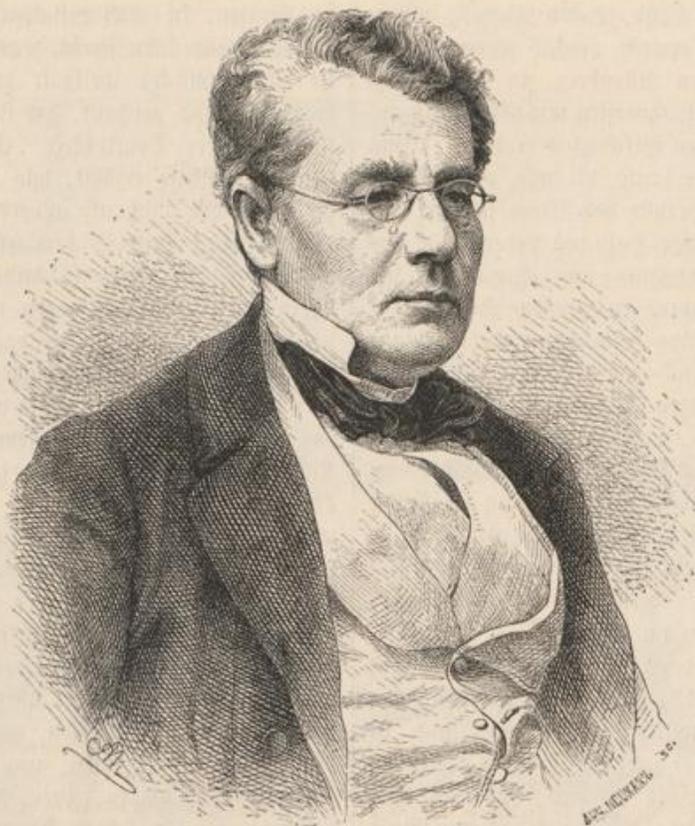
Und du, der schon als Knab' mit Fleiß
Den Nußbaum großgezogen,
Jetzt stehet in der Schnitter Kreis
In goldenen Kornes Wogen:

Euch Allen sei dieß Glas gebracht,
Mit Allen angeklungen,
Die einst der Jugendliebe Macht,
Der Jugend Lust umschlungen.

„Flucht vor dir her und deiner Schaar,
Und Sieg mit deinem Schwerte!" —
„Dir Frieden jetzt und immerdar,
Und Frieden deiner Heerde!" —

„Und Segen dir in Feld und Haus!" —
„Und — ew'ge Ruh' den Todten!"
So bring' das volle Glas ich aus
Und leer's bis auf den Boden.

Mein traurer Tisch, o möchtest du
So gastlich Jedem grüßen,
Und ihm die kurze Wanderruh
Wie heute mir versüßen.



Joseph, Ritter von Führich.

Geb. 1800, gest. 1876.

Von

Max Jordan.

Mit dem Portrait und Compositionen des Künstlers. *)

(Für die älteren unserer Leser.)

Der Mann, dessen biederfreundliches Antlitz über diesen Zeilen steht, ist wohl allen Lesern der „Deutschen Jugend“, groß und klein, längst bekannt. Oft haben Schöpfungen seines Griffels unsere Blätter geziert; immer waren es tiefernste Gegenstände, die zwischen Spiel und Scherz zerstreut, die Aufmerksamkeit mit geheimnißvoller Macht an sich zogen, wie Glockentöne, die mitten im lauten Geräusche des Tages an unser Ohr schlagen, erst leis, dann mächtiger, bis man gar nichts Anderes zu hören meint als sie.

Der Gott, dem Joseph Führich mit Herz und Hand gebient, hat ihm das schöne Loos bescheert, bis mitten in die siebenziger Jahre des Lebens rüstig schaffen zu können, ein wundervolles Geschenk für den seelenreinen Menschen, der alle Tage für den Himmel bereit war. In der Befriedigung, die sein Wirken ihm verschaffte, in der Wonne ununterbrochener Thätigkeit zum Lobe des Höchsten hat er den Vorgesmack des Paradieses empfunden.

Er war ein mächtiger Prediger im Worte. Seine Blätter, in zahlreichen Büchern weit verbreit-

*) Die beigegebenen schönen Blätter sind einigen der bedeutendsten Illustrationschöpfungen des Meisters entnommen, das erstere dem großartigen Bilderwerke „Der Pfalter“, das folgende den Compositionen, mit denen der tief sinnige Künstler „Thomas a Kempis Nachfolge Christi“ verherrlicht hat. Außer diesen Hauptwerken gehören die herrlichen Darstellungen zum „Buche Ruth“, „Der verlorne Sohn“ und die beiden größeren Bildercyklen: „Er ist auferstanden“ und „Der Bethlehemitische Weg“, zu den erhabensten Schöpfungen Führichs, die durch den Stich resp. Holzschnitt Vervielfältigung gefunden haben.

Der Herausgeber.

tet über das deutsche Land, haben überall, wohin sie kamen, die Herzen erweckt, ähnlich jenen wunderbaren Bilderbogen von Nürnberg, in denen einst Albrecht Dürer seinen Zeitgenossen mit tief eindringender Sprache die heiligen Geschichten erzählte. Wenn aber uns Menschen von heute, die wir, ob im Lenze der Jugend oder im Herbst des Alters stehend, alle etwas empfinden von der Hast des Lebens, die das Jahrhundert der Eisenbahnen nun einmal mit sich bringt — und besonders in großen Städten —, wenn uns solche Gebilde Führichts vor die Augen treten, dann erfüllt uns eine tiefe Sehnsucht nach der ruhigen, gleichmäßigen Stimmung des Gemüthes, aus welcher sie stammen, nach der weihervollen Sammlung der Sinne und des Geistes, die sie ausströmen. Aber der Künstler, der sie schuf, ist kein Einsiedler gewesen, er hat im werththätigen Leben gestanden, ja in großen Städten gelebt — nur eben ohne sich mit fortreißen zu lassen, sondern in sich beruhend als einer von den „Stillen im Lande.“

Wie wird man denn ein Künstler? So hat sich der Knabe Führicht, eines armen böhmischen Landmalers Sohn, freilich nicht gefragt und ist vielleicht deshalb einer geworden. Den bildenden Künstler aber macht nichts Anderes, als was auch den Dichter dichten lehrt: das Herz, das von Einer Empfindung ganz erfüllt ist. Wenn Führicht als Kind in den Tannen- und Fichtenwäldern seiner Heimath umherschlenderte, dann zu Berge stieg und weit ins Land hinaus sah — mütterseelenallein, da ist es zuweilen über ihn gekommen wie ein himmlisches Gesicht. Wer hat nicht auch einmal den wunderbaren Eindruck empfunden, den alle Dinge in freier Natur auf uns machen, wenn man, auf würzigen Rasen oder tief in wogendes Korn hingestreckt, nur die obere Sphäre der Erde gewahrt wird. Alle Gegenstände nehmen dann ein seltsames Licht an, Fernen werden nah und Nähen fern, der Himmel mit seinen ziehenden Wolken senkt sich leise, leise, fast greifbar zu uns nieder — dort eine Grille im Gras oder die Lerche hoch oben, da der Rauch eines Häuschens oder — wie es der böhmische Knabe oft gehört — die Fiedel im Dorfe: in solchen Stunden feiert die Seele ihren wahren Sabbath, eine Welt von Gestalten kehrt bei ihr ein, ein entzückendes Gefühl des Daseins kommt über uns, wir dünken uns frei und leicht und gut, und eine Bekommenheit, die dich weder zum Weinen noch zum Lachen kommen läßt, verkündet dir: Gott ist um dich.

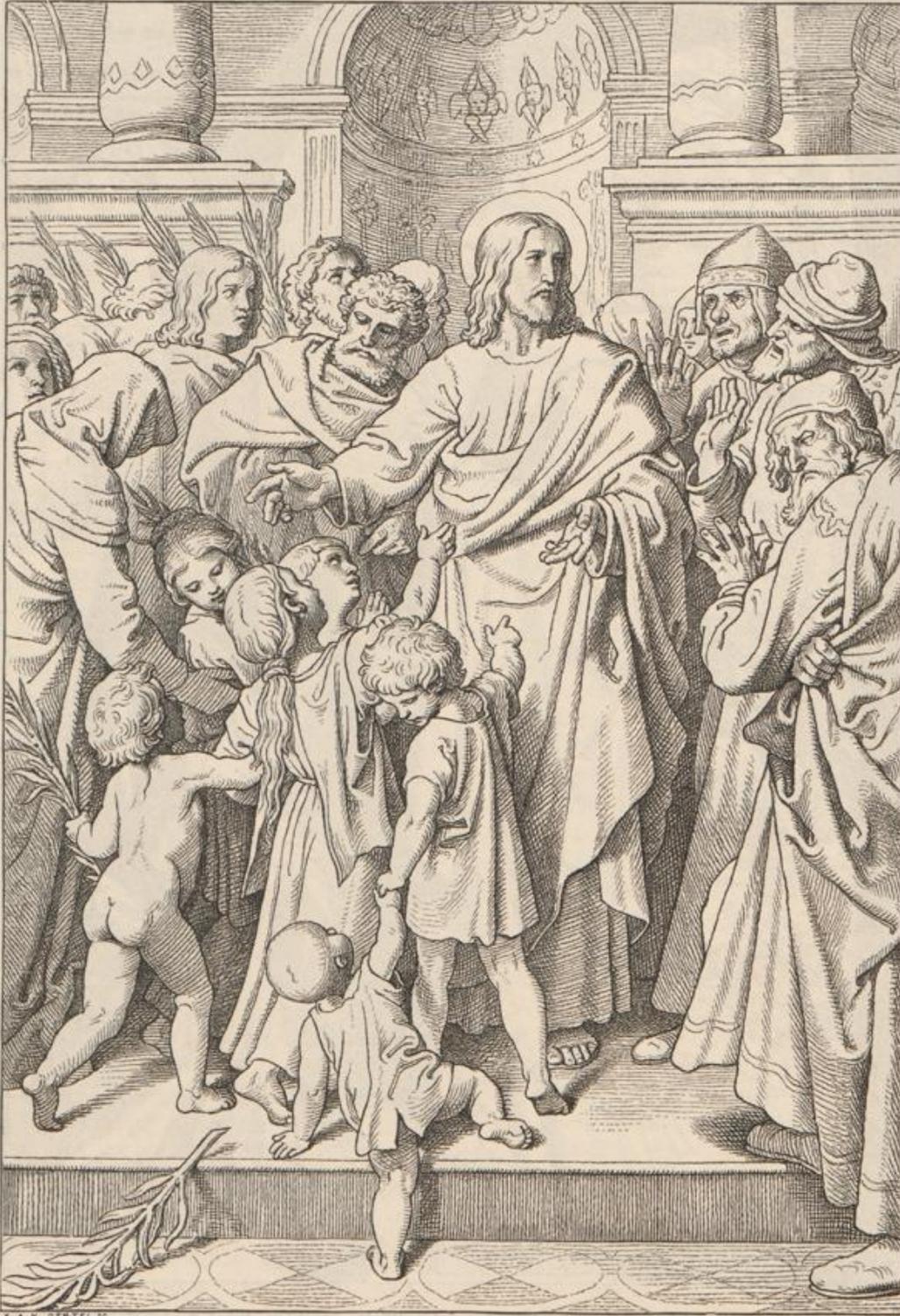
Wem solche Empfindung oft begegnet, der wird ein Künstler — gleichviel, ob er in Klängen oder

in Worten, in Steingestalten oder in Form und Farbe auszudrücken strebt, was ihn bewegt. Führicht ist dieses Glückes theilhaft gewesen, und was er halb träumend geschaut, hat sich ihm eingepägt mit unverlierbarer Deutlichkeit. Er selbst aber hat in rührender Weise erzählt, wie er von Kindheit auf die schöne Welt sich nie anders habe denken können, als mit jenen Denk-Zeichen erfüllt, welche die Kirche namentlich in seinem katholischen Heimatlande überall den Menschenkindern vor Augen stellt, um sie zu allen Stunden an das Heil der Seele zu mahnen. Aber wo Tausende ihr Gebetsprüchlein oder den ihnen selbst nur halb verständlichen Heilgruß vor den Gnadenbildern murmelten, da wurde der Knabe, wenn er an der Hand seines frommen Vaters über Land ging, tief gerührt, so daß ihm jene Gewohnheit, die heiligen Stätten zu besuchen, immer lieber wurde und immer größere Bedeutung gewann. Wie nach der Erzählung der Schrift den Jüngern auf brausendem Meere Christus über die Wasser zuschritt, so leuchtete ihm in dem Wirrsal des Lebens, aus Irrthum und Zweifel überwältigende Gewißheit in den heiligen Geschichten, welche von der Erlösung der Menschheit erzählen, und er gab sein ganzes Wesen daran, um in seiner Sprache dieses Heil zu verkündigen. In seiner Phantasie flossen Religion, Kunst und Natur zu einem Ganzen zusammen. Alle natürlichen Gegenstände, die er sah, bekamen höhere Weihe, das Heilige wurde ihm natürlich, und über Beides wob sein poetisches Gemüth den Schleier der Schönheit. Der Frühling brachte dem frommen Knaben die Vorstellungen der Auferstehung, der Herbst das Allerseelenfest mit seinem ernstem Sinn, der Sommer die Pfingstbilder, der Winter die Advent-Erzählungen vor die Seele. Vielleicht das Erste, sagt er selbst, was er mit Kindes Händen im Wilde zu gestalten versucht, war die Weihnachts-Krippe.

Tausend- und tausendmal sind diese lieblich-ernsten Vorgänge von Bildnern und Malern dargestellt worden, und immer kommen neue Darstellungen hinzu. Erschöpfen sie diesen Quell nicht? Warum sehen wir denn, daß die Künstler aller Jahrhunderte immer und immer wieder zu den biblischen Gegenständen zurückkehren? Nicht allemal deshalb, weil sie besonders gläubige Menschen sind, sondern aus einem andern Grunde.

Wenn man die Gegenstände, welche von der Kunst am liebsten behandelt werden — die Mythologie, die Geschichte, die Bibel — untereinander vergleicht, so bemerkt man, daß die Erzählungen des alten und neuen Testaments, besonders die der mosaïschen Ueberlieferung, einen Vorzug vor jenen

vorans haben, welcher für den Künstler von großer Wichtigkeit ist. Wer berichtet, will vor allen Dingen deutlich machen, — der Maler aber muß sich im engen Rahmen seines Bildes zusammenfassen; er



verstanden sein. Der Erzähler oder Dichter kann in reichhaltigem Wort sich seinen Hörern oder Lesern | kann nicht Erläuterungen und Erklärungen geben, und darum wird er darauf bedacht sein, recht ein-

fache Gegenstände zu wählen. Was aber wäre der Mehrzahl der Menschen so vertraut wie die heilige Griechenlands oder als Kaiser und Könige, Feldherren und andere hervorragende Persönlichkeiten



Geschichte? Auf den ersten Blick erkennen wir die großen Gestalten des alten und neuen Testaments weit leichter als die schönen Götter und Göttinnen der Weltgeschichte. Was das biblische Bild vorstellt, ist uns fast auf den ersten Blick schon klar; die Gegenstände selbst sind so einfach, daß sie auch der

so genannte Ungebildete versteht: Vater, Mutter, Kinder, ein König, ein Volk und über ihnen Ein Gott — das sind die Bestandtheile, aus denen sich das biblische Gemälde zusammensetzt. Und in den Erzählungen handelt es sich um Dinge, die fast jeder Mensch einmal selber erfahren: um gute und böse That, um Wahrheit oder Lüge, um Glauben und Misglauben. Deshalb übt aber auch der Maler religiöser Gegenstände die schönste Wirkung, er erfasst unser Herz in seinen Tiefen — gleichwie das einfache Wort des Evangeliums tiefer eindringt als alle Kunst der Poesie.

Joseph Führich besaß jenes geläuterte Gemüth, in dem sich der Widerschein der Dinge stets wie auf reiner Spiegelfläche darstellte, und er besaß die Kraft der Andacht, das, was seinem innern Auge erschien, in voller Lauterkeit und Schöne zu gestalten. Bei seiner gläubigen Versenkung in die Schrift wurden ihm denn nun diese Erzählungen zu Ereignissen, die er selbst erlebte. Er frohlockte mit den Hirten an der Wiege im Stalle zu Bethlehem, weinte mit den Getreuen unter dem Kreuz auf Golgatha — ja, wie er sie Schritt für Schritt begleitete, diese lieben heiligen Menschen, erfuhr er auch mehr, als wir Andern aus den Büchern lesen. — Er sah den Knaben Jesus, wie er zum ersten Mal voll froher Kindesgedanken Jerusalem an der Seite seiner Eltern betrat, sah ihn seinem Vater helfen bei der Arbeit; er sah dann die Qual des heiligen Dukters und was ihr folgte. In jener großen Nacht, da Jesus, von seinen Feinden bewältigt, zu Grabe getragen war, geht der Künstler unsichtbar mit dem römischen Hauptmann an die verschlossene Felsengruft und harret mit ihm sinnend, indeß fernab die Soldaten der Wache aufgeregt von dem Ereignisse sich erzählen; er begleitet die beiden betrüb-

ten Männer, die am nächsten Tag gen Emmaus wandern, mit der Qual im Herzen, daß ihre Hoffnung, die sie auf den Propheten aus Nazareth gesetzt, nun doch zu Schanden geworden durch seinen Tod; alle diese Scenen sind von ihm dargestellt worden.

Und mit gleich innigem Antheil mischt sich unser Künstler unter das Volk des alten Bundes. Niemals hat einer das Buch Ruth mit gleich liebevollem Verständniß gelesen wie Führich. Denn vor seiner Einbildungskraft bezieht sich diese rührende Geschichte von dem treuen moabitischen Weibe noch einmal, als wäre sie heut oder gestern geschehn. Auch das schöne Gleichniß vom verlorenen Sohn hat er in solcher Weise, in einer Reihe von Darstellungen bildlich wiedererzählt, und da erkennen wir, wie die frühesten Eindrücke seiner Jugend sich verbinden mit den gereiften Gedanken des Alters: überall sind die Menschen, die er uns zeigt, heimisch in der schönen Natur, in der sie wohnen und walten. Wir sehen in Führich's Blättern zugleich Städte und Landschaft an uns vorüberziehen, so deutlich und wahr, daß wir meinen, wir wären schon selber in ihnen gewandelt.

Von äußeren Schicksalen Führich's ist wenig zu melden. Bescheiden und eifrig seiner künstlerischen Arbeit hingegeben, lebte er in Prag und später in Wien, nachdem er sich durch einen längeren Aufenthalt in Italien und durch den Umgang mit gleichgesinnten deutschen Meistern in der Welt von Gebilden und Gedanken heimisch gemacht, die immer mit ihm ging als seine geistige Wohnstätte. Göttliche Schönheit, vollkommene Reinheit, lautere Wahrheit im Dienst der Kirche und des Glaubens auf Erden zu verbreiten: das war der Inhalt seines gesegneten Lebens.

Sprüche von Emanuel Geibel.

Das ist die Wirkung edler Geister:
Des Schülers Kraft entzündet sich am Meister,
Doch schürt sein jugentlicher Hauch
Zum Dank des Meisters Feuer auch.

Was gereift in stiller Stunde,
Erst ein aufhorchsam Ohr
Lockt's aus deines Busens Grunde
Wie der Lenz die Saat hervor.

Süß ist's den Reiz der Welt zu saugen,
Wenn Herz und Sinn in Blüte stehn,
Doch süßer noch mit deines Kindes Augen
Die Welt noch einmal frisch zu sehn.

Stets zweischneidig ist große Kraft;
Willst du sie fesseln deswegen?
Lieber was sie dir Uebles schafft,
Nimm in den Kauf zum Segen.

Das Wild des Waldes.

Von

Adolf Müller.

Mit einer Illustration von G. Mühel.*)



1. Der Strauchdieb.

Die Waldblässe herüber rennt ein halbwüchsiges Häschen, was es laufen kann. Gleich dahinter her huscht eine rothe lange Gestalt. In ein paar Sägen hat sie das Häschen im Rachen, das erbärmlich klagt.

Der Räuber ist eine Füchsin. Das zeigt uns ihr magerer Leib, dessen Balg (Pelz) von der Zungenpflege und dem unruhigen Hin- und Hertreiben nach Raub für die Kleinen sehr abgenutzt ist. Die grauweißen und schwarzen Spitzen über den Rücken hin, die der männliche Fuchs so wohl-erhalten trägt, fehlen, und nur hin und wieder hat sich ein Fleck solcher Haare an dem schmutzig rothen Leib erhalten. Nur die Ruthe oder Lunte (Schwanz) ist dick und buschig geblieben und endigt in der weißen Spitze oder Blume. Die Läufe haben sich von den Knien abwärts in der schwarzbraunen Färbung ihrer kurzen Haare erhalten. Auch die Schnauze hat die weißen Lippen mit dem schwarzen Strich beiderseits über den Schnurren. Die Wangen und die Halskrause schimmern weiß, doch die Unterseite erscheint in ihrer grauweißen Trübung. Aus den grüngelben schiefen Augen leuchtet die Siegesfreude über den eben verübten Raub an dem jungen Häschen.

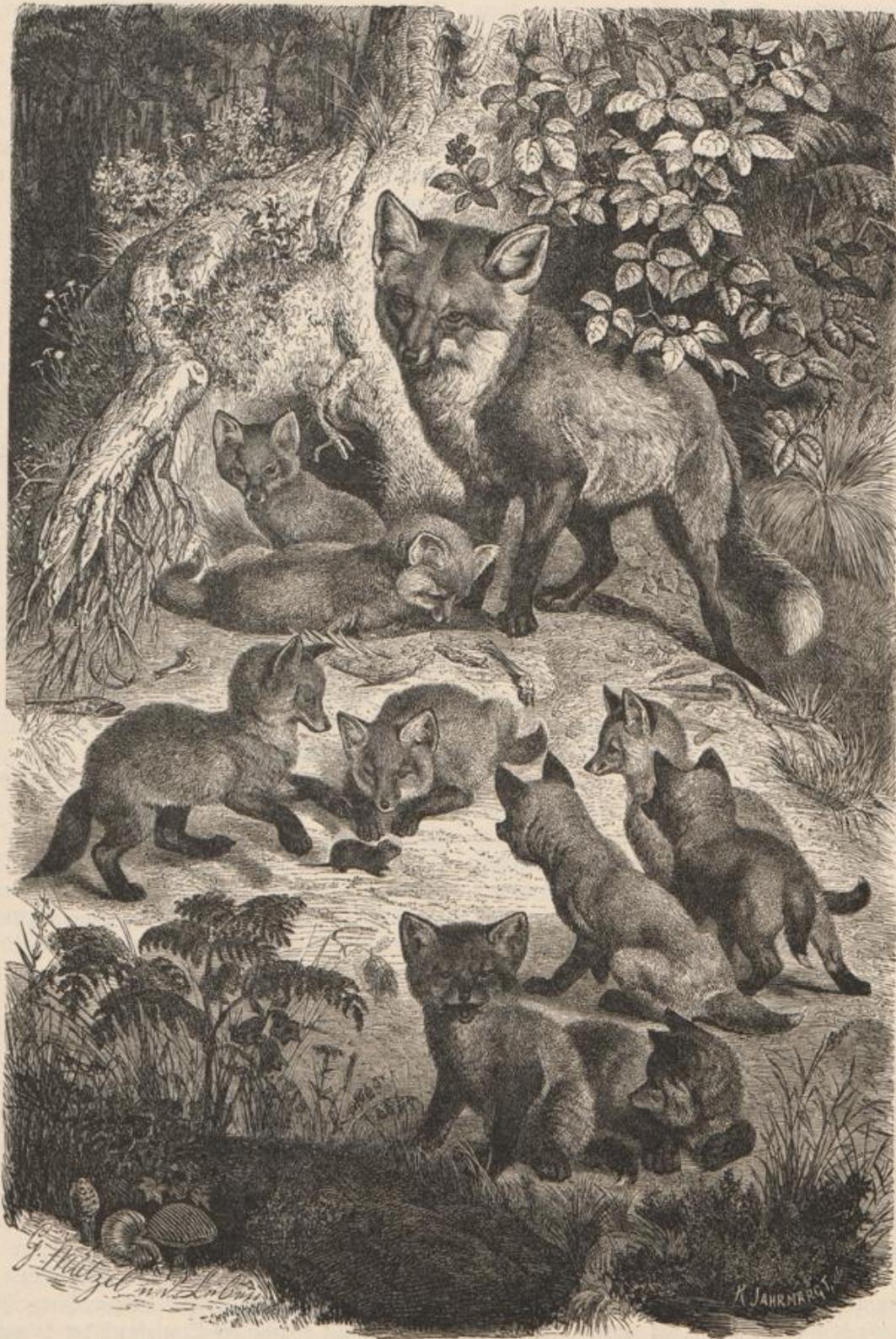
Da steht vor uns das leibhaftige Bild des vollendeten Strauchdiebs der Wälder. Das Thier hat eine unverkennbare Aehnlichkeit mit unfrem Spitz, und erweist sich äußerlich schon als ein Vertreter der Familie der Hunde (Canes) in der Ordnung der fleischfressenden Raubthiere (Rapacia), in welcher sich der Fuchs mit einem besonders ausgeprägten Raubsinn kennzeichnet.

Unruhig dreht sich die etwas erhobene Ruthe der Füchsin hin und her, und bei dem Klagen des Opfers im Rachen hebt die Räuberin nach allen Seiten den Kopf mit gespitztem Gehöre. Nachdem die Umgegend ausgesichert, schleicht sie dem Gebüsch

zu. In diesem tragt sie ihren gewohnten, ausgetretenen Pfad (Paf) einen Hang hinab zu einem Rain. Sie steht plötzlich still. Hier ist unter Strauchwerk und einigen alten Waldbäumen der Bau der Füchsin, die berühmte Feste Malepartus, wie sie uns schon aus der alten Thiermäre „Reinecke der Fuchs“ bekannt ist. Wir zählen in einem Umkreis von 10—15 Schritten ungefähr sechs Löcher, welche in die Erde gehen. Das sind die Röhren oder Ausgänge des Baues. Diese durchkreuzen sich hin und wieder unter der Erde, und die Hauptröhren führen gewöhnlich zu einer sackförmigen Erweiterung, dem Kessel. Hier stecken die jungen Füchschchen, das Gehech genannt. Im April geboren oder geworfen, sind sie Anfang Juni schon tapfer und verlassen Mittags und Abends den Bau zu Spiel und Kurzweil.

Auf einen murksenden Ton der Füchsin erscheinen wie Berggeister die jungen Füchschchen, eines um das andere, in den Ausgängen. Mit lebhaftem Feuer leuchten ihre schiefstehenden Augen. Aber noch tragen die Thierchen nicht das ausgeprägte Bild ihrer Alten. Ihre Körperfarbe ist noch grau, kaum hier und da mit einem gelbbraunlichen Anhauche versehen. Nur die wolligen Rütthchen tragen das weiße Abzeichen, das Blümchen. Noch sind die Köpfe dick und die stumpfe Schnauze hat sich noch nicht bezeichnend zugespitzt. Immerhin aber bekundet das junge Volk schon die Fuchsnatur. Das gewahrt man jetzt, wo die Alte auf die Mitte des Baues tritt und das Gehech den Raub bemerkt. Wie ein Wirbelwind Blätter bewegt, so fährt von allen Seiten das junge Volk aus den Röhren nach der Alten hin. Diese aber ist mit einem Satz aus dem Bereiche ihrer Kleinen, die sogleich hurtig der Mutter folgen. So geht's sprungweise bald hier-, bald dorthin. Immer bewegter und wilder wird das Fliehen der Alten und das Nachfolgen und Hafschen der Jungen. Endlich im Höhepunkt des Eifers läßt die Füchsin das Häschen fahren. Dieses ist

*) Die schöne lebendige Darstellung, welche diesem anziehenden Thierbilde unfres verehrten Mitarbeiters beigegeben worden ist, wurde uns vom Bibliographischen Institut in Leipzig, als eine Probe aus der soeben erscheinenden zweiten Auflage von Brehms klassischem Buche „Das Thierleben“, in bereitwilliger Weise zur Verfügung gestellt. Das ausgezeichnete, einzig dastehende Werk findet in seiner eingehenden Umarbeitung die lebhafteste Anerkennung aller hervorragenden Fachgelehrten. Wir vermögen dem einstimmigen Lob der Kenner nichts hinzuzufügen und benutzen nur die Gelegenheit, den Erwachsenen unter unsern Lesern das, auch in seinen Illustrationen unübertroffene Werk auf das Wärmste zu empfehlen. D. S.



nur mattgedrückt und will sein armes Leben durch Entrinnen retten. Es kann aber nur eine kurze Strecke fort, und im Nu haben es die Füchsen erhascht. In einem Haufen übereinander sind diese auf das Opfer gestürzt und zausen es nach allen Seiten grausam hin und her. Bald entsteht ein Gemurr unter dem jungen Raubvolk, dessen Blutgier mit jedem Augenblicke wächst. Schon sind einige Geschwister an einander gerathen und zeigen in ihrer Verbissenheit den Ingrim und die Wuth echten Raubgesindels. Aber zwischen die Streitenden hinein fährt die Alte und hat flüchtig den Raub ihnen wieder entrisen. Nun geht das Zagen und Haschen wieder von neuem und mit verdoppeltem Eifer an. Endlich hat eins vom Geheck glücklich das Hintertheil des Häschen gefast und nun beißen sich von allen Seiten auch die andern in das Opfer ein. Die Alte hilft zerfleischen, und in wenigen Minuten ist der Raub zerrissen und unter das Geheck von der Mutter vertheilt. Jeder der jungen Strauchdiebe hat sich nun mit seinem Fegen vereinzelt und hält seine Mahlzeit hinter Strauch und Gebüsch oder in den Röhren des Baues. Auf ähnliche Weise spielt das Geheck mit Geflügel und dem vielfältig von der Alten herbeigeschleppten kleineren Raube, wie mit der Maus auf unsrem Bilde.

Keine fünf Minuten sind verflossen, so kommt eines und das andere des Gehecks wieder zum Vorschein. Da hat ein junger Fuchsbruder neckisch sein Schwesterchen am Rütchen gefast. Das gerupfte dreht sich stül um und zaut das Brüderchen am Kragen. Ein anderes fährt aus dem Hinterhalt und erfast eines der zwei zuerst an einander gerathenen.

Jetzt kommt ein viertes hinzu und gleich darauf das ganze Volk spielend hinter einander her. Zuerst geht es Haschens um einen Felsblock des Baues herum auf dem tief ausgetretenen Pfade, der von der Häufigkeit dieser Spiele zeugt. Die Mutter selbst ergreift jetzt auch die Spiellust. Sie legt sich zur Seite und wälzt sich bald mit einem Paar ihrer Kleinen auf dem Bau. Hier gibt sie einem mit der Pfote eine Ohrfeige, dort zaut sie unversehens ein anderes; jetzt auf einmal springt sie auf und flüchtet vor den ihr nachellenden, läßt sich aber einholen und entwischt ihnen dann wieder. Nun beginnt sie Springübungen mit den Kleinen, die sich bald als aufgeweckte Schüler ihrer Lehrmeisterin zeigen. Hier ist ein Stein von derselben zum Ueberfegen gewählt. Mehrmals springt sie über, bald versucht's eines, dann das andere, bis zuletzt die ganze Gesellschaft es der Mutter nachthut. Dort wird nun eine Mulde auserschen. Hopp! da setzt

die Alte darüber. Hopp! jetzt springt ein gelehriges Füchsen auch hinüber, nun machts ein anderes nach, und nun geht's hopp! hopp! hopp! hopp! die ganze Reihe der Geschwister durch. Aber auf einmal hält die Fuchsmutter inne, reckt den Kopf und stößt einen eigenthümlichen bellenden Ton aus. Das ist der Warnruf. Sie hat mit ihren scharfen Sinnen eine nahe Gefahr entdeckt, und, wie vom Sturmwind zerstoßen, ist das Geheck im Bau und die Füchsin im Gebüsch verschwunden. —

Doch wo bleibt — fragen wir — bei der Pflege und den Spielen der Jungen der Vater, der alte Fuchs? In den Naturgeschichten aber dürfen wir Fragenden uns nicht Rath's erholen. Denn da heißt's, daß Fuchs und Füchsin den Jungen emsig Nahrung zutragen und auf dem Bau mit ihnen spielen. Davon ist aber kein Wort wahr. Der alte Fuchs oder Rübe ist der schlechteste Familienvater, den man sich nur denken mag. Er weiß in der Regel gar nichts von seinen Jungen, und wenn er auch von ihrem Vorhandensein weiß, so bekümmert er sich nicht um sie, geht vielmehr der Füchsin und dem Geheck aus dem Wege. In einem Dickicht oder einsamen Baue oder auf dem weichen Moos eines Felsengerölles lungert er den Sommer herum und schleicht seinen eignen heimlichen Wandel. Er ist von der stärksten Eigenliebe besessen, meidet jede Gemeinschaft mit seinesgleichen und gönnt keinem andern den Raub als sich selber.

Ende Juni oder im Juli finden wir das halbwüchsiges Geheck schon im Walde vertheilt. Um diese Zeit führt es die Alte gern in's Getraide der Felder oder in Remisen und bebüschte Raine. Jetzt ist der junge Fuchs schon das leibhaftige Kleinbild der Alten. Sein Gesicht hat den Gaunerausdruck. Die Augen stehen schief und glänzen in gelbgrünem Feuer, die Schnauze hat sich ausgespißt und das Rößchen hat ganz die Färbung des Balges der Eltern. Das Nefligchen bis hinunter zur Maus, das Geflügel des Waldes, Feldes und Hofes, die Raupe, der Käfer und der Wurm am Boden, der Schmetterling in der Luft, der Krebs und Fisch im Wasser, das Obst des Gartens und des Feldes, die Traube des Weinbergs — Alles ist vor der Räuberhand nicht sicher.

In der Schule der Alten wächst so die junge Gesellschaft heran zu einer in Diebstkünsten und Räubereien aller Art bewanderten Sippchaft. Im Spätherbst steht unser ziemlich ausgewachsener Fuchs schon als ein angehender Strauchtrieb der heimischen Wälder da. Doch von jetzt an bethätigt er sich oft von einer ganz andern Seite als vorher. Wenn es

nämlich viele Mäuse gibt, dann sehen wir ihn allabendlich oder auch vielfach schon bei Tage in den Feldern herumschleichen. Wie er da auf den Aedern vorsichtig mit lang gezogenem Leibe vorfrücht und mit einer blitzschnellen Wendung oder einem Satz da und dort eine Maus erhascht! Anfangs verzehrt er die Mäuse mit Haut und Haaren. Etwa 18—20 reichen zu seiner Sättigung auf Stunden hin. Die fängt er etwa in einer Stunde. Dann raubt er aus bloßer Mordlust oder Vergnügen an der Mausjagd. Von jetzt an läßt er die todtgebissenen Mäuse liegen und setzt seine Jagd oft Stunden lang unermüdet fort. So pflegt er sich im Mäusejagen des Herbstes weidlich, und er geht in den Winter dann als ein wohlgenährter, dickbebalgter rother Freibeuter.

Aber da kommen oft ganz andere Tage für ihn. Suchen wir ihm in dieser Zeit wieder zu begegnen.

Ein kalter Nordwind streicht über die schneeigen Wälder und Felder hin. Alles thierische Leben ist wie ausgestorben. Denn unsere Sommergäste, die wärmeliebenden Vögel, sind nach den Gegenden des Südens ausgewandert oder haben sich theils, wie unsere Schlafthiere, in ihre Winterverstecke geflüchtet, theils sind sie, Nahrung suchend, in die Nähe menschlicher Stätten gezogen. Die schlimme Zeit ist nun auch für den sonst so unempfindlichen Fuchs gekommen. Eben tritt er aus der schneebehangenen Dichtendickung des Waldes und läßt sein kurzes Bellen mit angehängtem Heulen hören. Jetzt kommt er in's Freie. Welch ein erbärmlicher Anblick! Ist das der leichte, bewegliche Freibeuter vom Sommer und Herbst? Kaum kennen wir ihn an seinen Bewegungen wieder. Zwar ist sein Rock dicker, ein rechter Wintermantel. Aber wie hängt und schlottert Alles an dem Dahintrollenden! Alle Glieder scheinen wie gelähmt. Er geht mit hängendem Kopf, die lange Ruthe nachschleifend, am Wege dahin. Jetzt sucht er emsig nach jedem Brocken, der ihm seinen quälenden Hunger stillen könnte. Jetzt wäre ihm die Dolbe des Vogelbeerbaums, die er im reichen Segen des Herbstes verschmähte, ein Leckerbissen, jetzt ist er glücklich, wenn er eine Wurfischale oder sonst einen Abfall am verlassenen Holzhauerfeuer findet, ja jetzt kaut er sogar am Stück alten Leders, das er am Wege findet.

Da sitzt er über dem Dorfe am Kreuzweg auf den Keulen wie ein Hündchen. Er beleckt sich die Schnauze vor Küsternheit, wie er das Gackern der Hühner drunten hört. Aber die Hofraithen sind ihm zu belebt von dem Knecht, der Magd und den Bauersleuten und vor Allen von den wachsamem

Hofhunden, als daß sich unser kluger Strauchdieb hinunter wagte. Nein! um Alles vermeidet der Schleicher Aufsehen und Lärm. Alles geschieht in der Stille und im Schatten der Nacht. Doch wenn einmal ein Gehöfte unbewacht und der Hühnerstall offen gelassen ist, dann wird der schlaue Fuchs gewiß da sein, den Einbruch mit List und Verschlagenheit zu wagen.

Heute wendet er sich auf das offene Feld. Bald kommt er auf eine Hasenspur. Aufmerksam beschnüffelt er sie und folgt ihr eine lange Strecke in's Feld. Plötzlich steht er an einer Stelle stille. Hier ist der Wiebergang des Hasen, d. h. hier ist derselbe auf seiner eigenen Spur eine Strecke zurückgegangen. Dem erfahrenen Fuchs ist dies ein Zeichen, daß der Hase nicht weit im schneeumbüllten Lager sitzen muß. Der Fuchs hat recht vermuthet, denn aus dem Wiebergang heraus bemerkt der aufmerksame den ersten Absprung oder den ersten Abdruck des Sprunges im Schnee, welchen der Hase, abseits der Spur, gemacht hat. Jetzt fängt der Fuchs an vorsichtig zu kreisen, um den Hasen im Lager zu wittern (riechen). Hier hat er den zweiten Absprung entdeckt, und jetzt schleicht der Räuber mit gespanntem Körper und wachen Sinnen im Winde, das Hasenlager aufzufinden. Ein Luftzug trägt ihm die warme Witterung desselben zu. Da steht er auf einmal, wie ein Hühnerhund vor dem Wilde, jede Sehne seines Körpers angespannt zum Sprunge. Hepp! gewandt und meisterhaft ist der Satz ausgeführt gerade in's Lager. Aber, o Täuschung — es ist leer! — Frühe schon hatte der wache Hase im Lager das Heranschleichen seines Todfeindes im krachenden Schnee vernommen und ist aufgestanden. Dort sitzt er vor der nahen Waldhege und schlägt einen Keckel, indem er sich auf den Hinterläufen hoch aufrichtet und die rothe Mordgestalt von ferne betrachtet. Der Fuchs muß den Hasen in den Wald laufen sehen. Halb enttäuscht und halb mürrisch trollt er weiter wie ein Taumelnder.

Doch sieh! mit einem Male ist er wie verwandelt. Das eine Vorderbein gehoben, die Ruthe wagrecht gelüftet, den Kopf vorgereckt, steht er am ganzen Körper wie gehoben da, seine Aufmerksamkeit auf einen Punkt vor sich gerichtet. Jetzt neigt er den Kopf mit gespißtem Gehör zur Seite und wupp! mit einem hohen Satz mit allen vier Läufen zugleich springt er auf den Punkt vor sich los, schiebt blitzschnell die Schnauze tief in den Schnee und zieht im nächsten Augenblick eine Maus aus der Schneedecke hervor. Mit ein paar Bissen ist sie im hungrigen Magen, für diesen aber nur ein Stillungsmittel von kurzer Dauer. Weiter treibt ihn der

Hunger. Jetzt geht's mit gutem Winde an einem bedornten Rain entlang. Hier vermuthet er Feldspäßen und Goldammern im ersten Schlafe, weil es inzwischen dämmerig geworden. Aber die Schneedecke kracht zu stark selbst unter seinen Schleichtritten, und die Vögel flattern aufgeschreckt vor ihm in die Luft. Doch da findet er halb erfrorene Hagebutten am Strauchwerk. Diese selbst sind ihm jetzt willkommen, und er richtet sich empor, die niedrigsten von der Hecke zu erlangen.

Behutsam lenkt er seinen Paß nach einem einsamen Birnbaum der Hecke. Der hat eine niedrige Höhle. Nichtig! die kennt der aufmerksame Fuchskopf. Vorsichtig naht sich die Nase dem Loche, und wahrlich! wie eine Fliege in einer Klappe gefangen wird, hat er einen der Feldsperlinge im Rachen. Wie mundet ihm der Bissen und wie beleckt er die Schnauze nach dem Schmause! Aber im Genuße erwacht nur verstärkt die Gier nach weiterem Raube. Im Vorbeigehen wird der Schindanger besucht. Doch es fehlt daselbst an gefallenem Vieh oder, wie es der Jäger benennt, an Luder, und unser Wanderer kann nur einige trockne Knochen benagen. Der enttäuschte muß weiter traben.

Da findet er plötzlich einen verführerisch duftenden Brocken. Der wird gefressen. Wie vortrefflich schmeckte der! Die Fuchsnase windet weiter, und es kommt ihr vor, als witterte sie andere süß duftende Brocken. Wahrlich! da liegt wieder einer und dort noch einer. Vortrefflicher Fund! Das geht noch eine Strecke so fort. Auf einer Menschenspur entlang liegen in gewissen Abständen solche kleine Leckerbissen, die wie zuvor bedächtigt aufgenommen werden. Mit einem Male ist da eine Stelle mit einem größeren Brocken. Gewiß ein köstlicher Fund für unsern hungernden Wanderer! Aber schau! warum greift dieser nicht zu und bleibt eine Strecke davon behutsam stehen, die Stelle aufmerksam betrachtend? Jetzt umkreist er sie sogar immer misstrauischer. Und jetzt, o Wunder! kehrt er ihr den Rücken, mit gehobener Ruthe und mit einem Sprung zur Seite weiter trabend. Es lebe der erfahrene Schlaufkopf! Er hat das im Schnee verborgene Eisen, den Schwanenhals, gewittert, das für seinen grausamen Fang vom Jäger wahrscheinlich nicht vorsichtig genug gestellt war.

Mit bewundernder Theilnahme folgen wir dem schlauen Thiere weiter. Bald ist es in der Nähe einer Meierei angekommen. Da sieht es wieder sinnend auf dem Hintertheile, wie vor einigen Stunden seines heutigen Schleichganges. Fürwahr eine tüchtige Wanderung, ein meilenweiter abenteuerlicher

Raubzug im Zickzack! Plötzlich ist der unruhige wieder auf den Läusen, dem Hofe zu. Was hat er vor? Lebhaft ist in ihm die Erinnerung an den früher mißlungenen Einbruch in den Hof aufgetaucht. Da hatte er das läderlich nur halb herabgelassene Fallthürchen des Entenstalls bemerkt und war eben im Begriff das Thürchen zu heben und hineinzuschlüpfen, um ein Blutbad unter dem Geflügel anzurichten. Aber da ist der wachsame verhaßte Spitzpommer über ihn her, und der Bauer wirft ihm die Mistgabel nach. Kaum hat er da die Lücke im Hinterhof noch glücklich erreicht, durch die ihn der Hund bis zum nahen Holze verfolgte.

Aber der Schlaufkopf Fuchs erinnert sich jetzt, daß der Pommer an der Kette liegt, und will bei den jetzigen schlechten Zeiten auf gut Glück zum zweiten Mal einen Einbruch versuchen. Die wohlbekannte Lücke des Hinterhofs nach dem Teich zu ist bald gefunden und offen. Lange sichert der Rothe davor, und endlich schlüpft er hinein. Nichts regt sich im Hofe. An der Mauer geht's wie ein Schatten hin nach dem nahen Entenstall. Hui! wie wittert's da nach Entenbraten. Und wahrhaftig! Da hat die läderliche Lisbeth das Thürchen wieder nur halb heruntergelassen. Schon steckt die Fuchsnase witternd im offen gelassenen weiten Zwischenraum. Jetzt drückt der Kopf und Hals das leichte Thürchen nach oben, so daß der ganze Körper des Diebes nachfolgen kann. Glücklich drinnen im Stalle ist der Meister, aber klapp! da fällt das gehobene Thürchen herunter in die Falze. Der Strauchdieb ist gefangen im Stalle. Die Enten sind erwacht und erregen beim Anblick des fürchterlichen Nachtgastes ein schallendes Quaken und Flügel schlagen. Davon wird der Hofhund wach und tobt an der Kette. Er ruht nicht mit Bellen und Heulen, bis der Bauer kost an's Fenster kommt und horcht. Der hört's im Entenstall lärmen, und jetzt ahnt's ihm, was los sei.

In einigen Minuten ist der Bauer mit dem Knechte und dem Pommer „Fellauf“ am Entenstall, und die Laterne beleuchtet in der inneren Thür des Hinterbaues den rothen Dieb, dessen Augen aus einer Ecke des Stalles verrätherisch leuchten. Flugs sind Mistgabel und Knüppel über den Fuchs her, der vom Pommer gefaßt und rasch erschlagen ist.

Die Laufbahn des Raubmörders und Strauchdiebs der Wälder hat mit verdientem Lohne geendet. Des andern Tages schon guckt sein Balg, mit der schwellenden Ruthe und der weißen Blume, auf's Brett gespannt, zum Gaubloch der Meierei heraus. Denn jetzt im Winter lebt auch beim Bauer das Sprüchwort: „Stirbt der Fuchs, so gilt der Balg.“

Probe aus „Die Ammenuhr“.

(Aus des Knaben Wunderhorn.)

In Holzschnitten nach Zeichnungen von

E. Bendemann, A. Ehrhardt, J. Hübner, E. Oehme, Th. v. Oer, E. Peschel, E. Rietschel, T. Richter, O. Wagner.

Zweite Auflage. Pracht-Ausgabe. Eleg. cart. Preis 2 Mark. Leipzig, Verlag von Alphonse Dürr.



Anmerkung. Das alte, rührend naive Volkslied: „Die Ammenuhr“, das von Geschlecht zu Geschlecht seinen warmherzigen Zauber auf die Kleinen ausübt, wurde bekanntlich von jenem Kreise hervorragender Dresdner Künstler, denen wir auch die köstlichen Blätter zu „Robert Reinick's ABC-Buch“ verdanken, auf das wir hier unsere Leser nochmals aufmerksam machen wollen, mit zehn herzigen Bildern geschmückt, deren jedes eine der Strophen des bekannten Liedes illustriert.

Wir empfehlen das Büchlein, für dessen dauernden Werth die Namen der Künstler bürgen, denjenigen Eltern, welche sorglich über den ersten Eindrücken wachen, die Wort und Bild der Kinderseele zuführen.

Das Buch erscheint hier in schöner und gebiegener Ausstattung in zweiter Auflage.

Der Herausgeber.

Der Fischer.

Märchen von

E. Feuerbach.

Mit Original-Zeichnung von Eugen Klimsch.



Es war ein armer junger Fischer, der wohnte am Meeresstrande. Seine Hütte lag auf öder Sandebene. Landeinwärts sah man blumige Hügel, Baumgruppen und Wiesen.

Stundenlang saß der Fischer des Tages am Ufer, die Angel neben sich im Sande. Seine Hände ruhten im Schooße und er seufzte schwer auf: „Ach, wär' ich doch ein Königssohn!“

Es hat das Meer dem Fischer ein Lieb zuge-rauscht, vor langen Jahren schon, da er noch ein Kind war, das am Strande mit bunten Steinchen und Muscheln spielte. Und mit dem Liebe hat es in dem Kinde ein Sehnen geweckt.

Das ewige Meer rauschte Tag für Tag und Jahr um Jahr; es wuchs das Kind heran und mit den Jahren stieg in ihm das Sehnen. Und wie das Kind einst horchte, so horcht der junge Fischer jetzt auf das rastlose Rauschen und immer von neuem muß er seufzen: „Ach, wär' ich doch ein Königssohn!“

Denn wunderbar tönte das Lied aus den Wellen heraus mit seinen krystallinen Palästen und lieblichen Korallen, den Fischen, die in Gold und Purpur glänzten — seltsam sprach das Lied vom Meerkönig mit den Silberlocken; doch das Schönste von Allem war die schöne Königstochter, und so rauschte es und rauschte immer zu.

Und wenn der Fischer des Abends müde den Strand verläßt und nach seiner Hütte geht, dann wirft er sich auf sein Strohlager nieder und seufzt, ehe er die Augen schließt, noch tief auf: „Ach, wär' ich doch ein Königssohn!“

Wie liegt die Nacht so einsam draußen auf dem öden Lande, eintönig schäumen die Wogen. Aber unten im Meeresgrunde da schimmert es so hell und klar, da klingen die krystallinen Säulen; auf der Schwelle des Palastes sitzt die schöne Königstochter, das Gesicht in ihre weißen Hände vergraben, und seufzt: „Ach, wär' ich doch ein Fischermädchen!“

Ihr Vater, der Meerkönig, mit seinen Silberlocken, mit dem Barte, der glänzend wie Meeres-schaum niederwallt, hat seinen seegrünen Mantel um die Schultern geschlagen; er sieht! sein Kind da sitzen und klagen, und schüttelt sein lockiges Haupt, dann greift er nach der Goldharfe, setzt sich der

Tochter gegenüber und fängt so wunderbar zu singen an, daß ringsum die Wellen vor Lust aufjauchzen und tanzen und klingen.

Die Königstochter hebt ein wenig ihr Köpfchen empor und sagt: „Singe nur immer das Lied wieder, das Lied vom fernen Lande, von seiner Sonne, von seinem Monde und vom Fischerkind.“

Der Vater sang:

„Im fernen Lande, Kind, da liegt das Meer zu deinen Füßen dem gezähmten Löwen gleich und schläft. Ueber deinem Haupte wogt eine Luftsee, die ist so tiefblau, warm und lind — man nennt sie Himmel im jenem Lande.“

Und mitten in der Luftsee geht ein großes stilles Feuer; es wacht den ganzen Tag, und am Abende sinkt es in purpurglühende Wellen nieder. Sonne ist sein Name im fernen Lande.

Und ist das Feuer eingeschlafen und der Purpurschein verglüht, dann wird es dunkel ringsum und ein silbernes Schiffelein schwimmt ganz stille durch die Luftsee, ohne Ruderschlag und ohne Segel. Und viel tausend Perlen flimmern rings und leuchten ihm, damit es nicht den Weg verliere. Das ist der Mond mit seinen Sternen.

Wunderbare Muscheln sind im fernen Lande; viele wiegen sich auf grünem Grunde und duften fein: es sind die Blumen. Viele schweben mit Flügeln durch die See und singen Lieder: es sind die Vögel. Schöne Gestalten, grün wie mein Königsmantel, bergen jene in ihren Schatten: das sind die Bäume in jenem Lande.

Nicht weit vom Meere auf dem Erdengrund steht fest die Hütte, darinnen wohnt das Fischerkind. Sein ist Sonn- und Sternenglanz, sein die Pracht der Vögel und der Blumen, sein das weite Land!“

Der König schwieg. Mit gesenktem Haupte saß er vor seiner Harfe; die Finger glitten an den Saiten hinab und er schlief ein.

Da erhob sich die Königstochter, löste sachte eine große Muschel, die an der Thürsäule befestigt war, sie wußte selbst kaum, was sie wollte, ließ das Fahrzeug in den Wellen treiben, und lenkte es dann langsam aufwärts.

Wie wurden mit einem Male die Wellen so ruhelos und glänzten in fremden Lichte; nun schlugen

sie auseinander und feucht tauchte die Gestalt des Mädchens hervor.

Hoch über ihrem Haupte brannte ein Feuer; es sandte heiße Strahlen auf sie nieder. Ueber dem Meere aber hingen schwarze Wogen, Wetterwolken, die sich dumpf und schwer heranwälzten; schauerlich war es und schwül, wie sie immer näher kamen: nun deckten die Wogen das Feuer, daß es ringsum Nacht ward. Und horch, was war das für ein schreckliches Tosen?

Es brauste aus der Ferne ein Feuerroß herbei, darauf ein Reiter aus lebendigem Feuer saß, und sein Flammenhaar flackerte im Winde. In der Rechten schwang er ein gluthrothes Schwert. Mit lautem Brüllen ballten sich hinter ihm die Wolkewogen zusammen, die er mit Roß und Schwert gespalten hatte. Ueber der Königstochter hielt er den Zügel an. Himmel, Erde und Meer flammten in grellem Glanze auf. Er beugte sich vom Rosse nieder und sprach, und seine Stimme klang wie helles Sturmesrauschen: „Tochter des Meerkönigs, sei gegrüßt in meinem Richte; rasch, wie ich Nacht in Tag verwandle, sei dein Wunsch gewährt.“

Die Königstochter fühlte, wie sein Feuerblick ihr in das tiefste Herz eindrang, und im nächsten Augenblicke stand sie in armer Fischerkleidung am Ufer.

Das Meer rauschte laut auf und seine Wogen wälzten sich vom Gestade zurück. Aus der Tiefe drang ein Harfenton; sie erkannte die Stimme ihres Vaters, die ihr zurief, und in die Stimme mischten sich die brausenden Wogen, so daß das unermessliche Meer in den Worten zusammenklang:

„Fahr' hin, du bist im fremden Lande; du magst dort weilen. Doch freit ein Erdensohn um dich, dann sollen dich die kühlen Wellen erreichen und dich mit sich in die Heimath niederziehen, denn du bist unser auf ewig!“

Das Fischermädchen erfaßte ein Grauen, als es das Singen hörte und die Meeresfluth sah, die vor ihm zurückwich. Fürchterlich heulte der Sturm und jagte über die Sandebene hin. Die Fischerin eilte dem Ufer entlang, fand die Hütte und pochte leise an. Darinnen saß der Fischer, den Kopf auf die Hand gestützt.

„Wer mag bei dem schrecklichen Gewitter draußen sein?“ sprach er.

Es pochte abermals. Er öffnete die Thüre und sieh, das schöne Fischermädchen stand vor ihm. Sie sprach:

„Kann ich bei dir bleiben?“

Er wies nach der hölzernen Bank hin. Sie ließ sich nieder und er lehnte sich an die Wand.

Draußen tobte das Gewitter, die Meereswogen bäumten sich himmelhoch. Endlich ließ der Sturm nach. Der Fischer öffnete die Thüre und das Fischermädchen trat hinaus; er folgte ihr. Das Meer erglänzte in Gold und Purpur, die Sonne strahlte wie Feuer, und Blumenduft zog herüber und kräftiger Athem der Fichten und Tannen.

Da verklärte sich das Angesicht des Fischermädchens. Sie breitete die Arme aus, eilte auf das Meer zu, schöpfte Schaum in ihre weiße Hand und berührte ihn mit den Lippen.

„Vater,“ rief sie, „ich schaue dein Lied! Die Luftsee, die Sonne und die lebendigen Muscheln! Du sangst zur Harfe:

„Nicht weit vom Meere, auf dem Erdengrund, steht fest die Hütte, darinnen wohnt das Fischerkind. Sein ist Sonn- und Sternenglanz, sein die Pracht der Vögel und der Blumen, sein das weite Land.“

„Dort steht die Hütte,“ sprach der Fischer, der sie liebevoll anschaute, „fest auf dem Erdengrund, und ich bin das Fischerkind.“

Sie gingen dem Meere zu und ließen sich am überhangenden Felsenufer nieder.

Der Fischer warf sein Netz aus. Siehe da, es ward so schwer, daß er es kaum emporziehen konnte. Auf seinem Grunde glänzte es wunderbar.

„Wehe,“ rief das Fischermädchen, „das sind die Saiten der Königsharfe! Mein Vater hat sie zerissen, er grämt sich um mich.“

„So ist dein Vater der Meerkönig mit den Silberlocken?“ sagte der Fischer, „und du bist die schöne Königstochter.“

Das Fischermädchen aber begann weinend mit ihren Fingern die Saiten der Harfe ineinander zu flechten; und als die Sonne dem Scheiden nahe war, lag eine glänzende Goldplatte auf ihren Knien, die sie aus den Saiten gewunden hatte. Sie rißte mit einem Steine den weißen Arm und schrieb mit ihrem Blut auf das Gold:

„Vater, bekleide die Harfe mit Saiten, reiße sie nimmer wieder los, du zerreihest mir das Herz. Ich bin im fernen Lande, mein ist Sonnen- und Sternenlicht und mein das Fischerkind.“

Da faßte der Fischer ihre Hand und sagte: „Seit ich denken kann, hat mir das Meer von dir gesungen. Du bist endlich gekommen, so bleibe nun auch ewig bei mir.“

Das Fischermädchen sah ihn an mit lächelndem und mit Thränen in den Augen.

Horch, wie das Meer so wild rauscht, und wie die Fluth emporsteigt!

Das Gesicht der Fischerin deckt Todtenblässe.

Sie gedenkt der Worte ihres Vaters: „Freit ein Erdensohn um dich, so erreichen dich die kühlen Wellen und ziehen dich in die Heimath nieder.“

Sie wendet sich und will entfliehen. Doch die Fluth schwillt über das Ufer hin: die Wellen eilen

und sang nicht mehr. Ringsum legten sich die Wogen und schliefen ein. Es war eintönig und kühl, wie nie zuvor, und die Königstochter lag auf der Schwelle, ihr Angesicht in ihren Armen vergraben. Sie hatte ja nicht einmal den letzten Trost der Menschen, sie konnte nicht sterben.

Hoch über ihr am Strande stand der arme Fischer. Die Morgensonne brannte auf sein Haupt,



ihr nach. Sie haben sie erreicht und sie zum Meere gezogen. Sie winkt dem Fischer zum Abschied mit der weißen Hand. —

Unten in der Tiefe war lautes Frohlocken, als der Meerkönig sein Kind in die Arme schloß. Aber seine Freude verkehrte sich bald in Leid, denn sie war trauriger als je zuvor, und wie er seine Finger an die goldenen Saiten legte, weinte sie, als sollte ihr Augenlicht in Thränen erlöschen.

Da lehnte der König die Harfe an die Säule

ihre Funken machte ihm die Augen wund. Er schaute auf die Wellen nieder, die kühl an das Ufer plätscherten. Da ward ihm leicht und wohl im Herzen, er konnte ja sterben.

Er sprang in die Fluthen hinab. Sie schlugen laut zischend über ihm zusammen.

In der Tiefe unten stand der Meerkönig. Er sah die Gestalt niedersinken und breitete seine Arme aus sie zu umfassen.

„Bist du es, Fischerkind?“ sagte er. „So hat

das alte Lied recht verkündet. Liebe kennt nicht den Tod; ja selbst ihr armen, schwachen Menschenkinder, sobald ihr liebt, habt ihr Unsterblichkeit.“

Er legte ihn sanft in seiner Königshalle nieder, griff nach der Goldharfe und sang:

„Ich will dich mit demselben Liede wecken, Fischerkind, das ich dir sang, als du noch ein kleines Kind warst. Stille ist im Meeresgrunde. Im Meeresgrund schweigt alles Leid. Kommt herab und ruhet euch hier aus, ihr Mädchen.“

Die Wellen singen euch ein Wiegenlied, und Fische in Gold- und Purpurglanz ziehen dahin so wohligh und kühl.

Im krystallinen Palaste sitzt der König an seiner Goldharfe; weiß wallt ihm der Bart herab, glänzend wie Meereschaum; den seegrünen Mantel hat er um die Schultern geschlagen, und er spielt und singt.

Singt er laut und wild, so dringt es in die Seele, daß die Wogen sich bäumen; singt er leise, so wird das Meer ruhig, und schweigt er, so schläft es ein.

Der König schweigt, das Meer ist eingeschlafen; weiße Schaumkronen nicken wie im Traume, und kleine Wasserperlen rieseln an das Ufer.

Und in das Rieseln stimmt ein feines Klingen, das sind die krystallinen Säulen, die fangen an zu tönen, wenn die schöne Königstochter leise in die Halle tritt“

In dem Augenblicke trat die Königstochter, gelockt von ihres Vaters Stimme, die das alte Lied sang, in die Halle.

Der Vater lehnte die Harfe an die Säule, neigte sich über den Schlafenden und rief: „Wache auf, wache auf, mein Königssohn!“

Da erhob sich der Fischer aus dem Schlafe empor. Der Meerkönig legte ihm das seegrüne Gewand um und in die Locken wand er ihm die Perlenkrone.

Die Königstochter aber schaute ihn an, und die Beiden sanken schweigend vor dem Vater auf die Kniee, denn ihre Seligkeit war so groß, daß sie nicht Worte fanden um sie auszusprechen.

Es tönten die krystallinen Säulen, die Harfe klang, die Wogen umschlangen sich in rauschender Lust, die weite Meeresfläche stimmte gewaltig mit ein und ihr Rauschen wird in alle Ewigkeit nicht enden.

Ein nettes Kleeblatt.*)

Original-Zeichnung von Oscar Pletsch.

Reime von Victor Blüthgen.



Das sind die Räuber, die schrecklichen drei,
Die kennen kein Erbarmen;
Sie füllen den Wald mit Kampfesgeschrei
Und fechten mit den Gendarmen.
Der größte heißt Rinaldo,

Der zweite ist der Grimaldo,
Der dritte ist ein kleiner Herr,
Jedoch sehr dreist und vermessen;
Sein Name behält sich immer so schwer,
Drum hat er ihn immer vergessen.

*) Aus dem in Kürze im Verlag von Alphons Dürr in Leipzig erscheinenden neuen Cycus von Oscar Pletsch: „Stillsvergnügt“. 21 Original-Zeichnungen in Holzschnitt. Mit Reimen von Victor Blüthgen. Preis 4 M. 50 Pf.



Der Martinstag in Nordhausen.

Von

S. Kahner.

Mit Original-Zeichnung von
N. Schuster

nach einer Skizze des Verfassers.

Dort wo die vom südlichen Oberharz herabsteigende Sorge die lachenden Fluren der goldenen Aue erreicht und ihnen im Sommer mit traulichem Flüßtern, zur Frühlingszeit aber in brausendem Getöse von den lauschigen Thälern, dem Waldesgrün ihrer Heimath erzählt, da liegt auf mäßiger Erhebung, hoch genug um hier nach den blauen Harzbergen, dort nach dem alten Kyf-

häuser hinüber zu schauen, Nordhausen, die alte freie Reichsstadt.

Stolz genug glänzt sie mit dem Kranze ihrer alten Ringmauern und Thürme weit hinaus in die reichen Fluren, trotzig genug blickt sie hinüber zu den alten Burgen des Hohenstein, der Ebersburg, des Straußberg und der Rothenburg, welche ihr einst Fehde boten und die sie alle siegreich überdauert hat.

Und so strömt noch heute frisches Leben in ihren Adern; der Mauerring ward ihr zu eng, auf allen Seiten wanderten darüber hinaus die Gebäude, die Gärten mit ihren Villen, an den Straßen entlang, in denen die Fabriken rauchen, Tag und Nacht des Handels Verkehr nicht rastet.

Es ist ein kraftvolles, nimmer müßiges Ge-

schlecht, welches dort sein Heim sich erbaute; „aus eigener Kraft“ heißt sein Wahlspruch, und derselbe Stolz, welcher einst die frei-reichsstädtischen Vorvordern erfüllte, wogt noch heute in den Herzen der Bürger und brandet wohl auch hier und dort gegen den Zwang der Zeit.

Und wie sich hierin das Alte erhielt, so bewahrt auch der Nordhäuser den alten Sitten und Gebräuchen die Treue, und feiert seine Feste, wie sie von den Vorfahren seit Jahrhunderten begangen worden sind.

Festlicher aber erscheint wohl kein Tag der alten Stadt Nordhausen als der Martinstag, und wie klopft dem Stadtkinde in der Ferne das Herz, wenn es an jenem Tage nicht daheim sein darf und des Jubels gedenkt, welcher die ganze Stadt, Straßen und Plätze, bis zum letzten Hause der Vorstadt erfüllt!

Gilt es doch für das stets gut protestantische Nordhausen, den Tag festlich zu begehen, an welchem vor fast vierhundert Jahren der große Reformator, Martinus Luther, das Licht der Welt erblickte und ist doch die alte Stadt ganz besonders stolz darauf, daß der Held der Kirchenverbesserung gar oft als lieber Gast in ihren Mauern weilte, allwo sein Freund und Gehülfe Justus Jonas geboren ward.

Und damit noch nicht genug: es berichtet auch den Nordhäusern eine liebe Legende, daß einst Doctor Martinus grade an einem Martinsabend in Nordhausen eingelehrt sei und am Tische seines Gastfreundes mit von der Martinsgans gegessen habe.

So feiert nun die Stadt an jenem Tage den großen Mann als ihr so recht angehörig, und zu seiner Ehre und Erinnerung entfaltet sich hauptsächlich das festliche Leben des Martinsabends.

Da leuchten denn aus allen Fenstern die bunten Martinslichter, auf denen gar zierlich die Helden der Kirchenverbesserung abgebildet sind, da bewegt sich ein Festzug von Tausenden nach dem weiten Platz am alten Rathhause, um dort das Schutz- und

Trug-Lied der Reformation „Eine feste Burg“ zu singen, welches der alte Bau und der seinen Eingang hütende Roland schon von den Eltern und Ureltern der Sänger oftmals an jener Stelle gehört haben.

Und wie damals den Gast aus Wittenberg die befreundete Schwelle aufnahm, so öffnet sich heute jedes Haus gastlich dem Besuch, der zum Martinsfest oft aus weiter Ferne herbeigeeilt ist, und zeigt sich die alte reichsstädtische Gastfreundschaft in einer Weise, die weit und breit nicht ihres Gleichen findet.

In reicher Zahl lehren sie ein die Freunde des Hauses, die Kunden des Handels Herrn, aus der goldenen Aue, vom Eichsfelde, von den Harzbergen her; alle sitzen sie mit am reich versorgten Tische und dürfen darnach auch ein nächtliches Obdach nicht verschmähen.

Wer es nur irgend vermag, setzt an jenem Abend die Martinsgans auf den Tisch, und der Blaurock, welchen auch Luther damals auf der Tafel seines Gastfreundes gefunden haben soll, darf dazu nicht fehlen.

Da ist denn manchem Hundert des Martinsvogels dieser Tag der letzte gewesen, und damit neben dem Vogel auch der Fisch nicht fehle und außer der Luft und der Erde auch das Wasser dem Tage sein Opfer bringe, hat die alte Bischofsstadt Merseburg

nicht gesäumt, ihre weithin berühmten Karpfen auf den Nordhäuser Markt zu senden.

Und welch ein Festtag ist den Kindern der Stadt heute erschienen! Sie versäumten am Vorabend es nicht, ein Stück Brot neben das Glas voll Wasser zu legen, auf daß die Wunderkraft des heiligen Martin daran sich bethätigt und am nächsten Morgen jenes in das schwachhafte Martinshörnchen, dieses aber in lauterem Wein verwandelt habe.

Dann bringt die Jugend dem Lehrer die Martinsgans zum festlichen Geschenk, und wie prägt das abendliche Glockengeläut, das tausendstimmige Kirchenlied dem kindlichen Gemüth sich ein, daß es fortan in allen späteren Jahren an dem alten Gebrauch festhält und jene Klänge ihm, wenn es einstmals in der Ferne weilt, am festlichen Martinsabend wie ferne Grüße in den Ohren klingen, als Heimweh durch die Seele ziehn.

Denn wie des alten Nordhäufens treuer Sohn Justus Jonas seinen Freund Martinus Luther auf dessen letzter Reise nach Eisleben begleitete und an dessen Sterbelager stand, so ist die Treue ein Erbtheil der Nordhäuser Kinder geblieben; treu sind sie ihren alten Gebräuchen und Sitten, ihren Freunden, ihrer Vaterstadt und ihrem Vaterlande.

Die Junker von Nesselrath.

Von

Wolfgang Müller.



Der bergische Herold durchzieht das Land
Und ruft in die Burgen: „Nun seid zur Hand!
Nur-Köln und Geldern rüsten stark
Gegen Brabant und Jülich und Berg und
Markt!“

Den Freiherrn und Junkern ist er genaht,
Er mahnt auch den Ritter von Nesselrath.*)

Da seget der Alte rasch durch das Haus,
Die Panzer und Schwerter sucht er heraus,
Stallbuben säubern das Pferdegeschirr,
Durch Hof und durch Halle erschallt das Geklirr.
Sieben Söhne zielt er mit Ritterstaat,
Dann ruft nach den Rossen Herr Nesselrath.

Und wie er aufsteigt mit der rüstigen Schaar,
Wird erst sein Treiben die Burgfrau gewahr.

*) Die Ruinen von Nesselrath liegen an der Wupper. Das Geschlecht blüht noch in den jetzigen Grafen von Nesselrode.

„Die Knaben willst du mir führen zum Streit?
Man sieht nicht mit Kindern, wie? bist du gescheidt?“
Doch lacht er: „Als Knaben nehm' ich sie grad,
Daß als Ritter sie lehren nach Nesselrath.“

Wohl spricht sie noch manches vergebliche Wort,
Er grüßet sein Weib, dann reitet er fort,
Es grüßen die Söhne die Mutter zumal
Und stürmen ihm nach in das dampfende Thal;
Dort ziehen sie manchen gewundenen Pfad,
Bis schwinden die Thürme von Nesselrath.

Sie reiten zum Heere, man reißt sie ein,
Dann setzen sie über den blizenden Rhein.
Bei Werringen harret das feindliche Heer,
Die Schlacht beginnt wild, fürchtbar und schwer,
Die Ernte ist Blut, denn Zorn war die Saat.
„Ihr Knaben frisch auf!“ ruft Nesselrath.

Der Alte führet die Söhne zum Streit;
Wo am höchsten er wegt, da ist er nicht weit,
Da folgt ihm sein schlankes und blankes Geschlecht.
Wie schwingen den Stahl sie im hellen Gefecht,
Hei, was da Wunder der Tapferkeit that
Mit seinen Sprossen Herr Nesselrath!

Sahier gegen die dreifache Uebermacht
Gewannen Brabant und Berg die Schlacht.
Horch, wie so freudig der Siegruf gellt!
Doch leichenbedeckt ist das weite Feld,
Und wer am besten half bei der Mahd,
Das waren die Kämpfer von Nesselrath.

Graf Adolph erfah sie voll Staub und Blut
Und rief: „Die Wunden stehen euch gut!“
Zum Herzog von Brabant führt er sie hin:
„Sind's Knaben von Haupt, es sind Männer von Sinn,
Drum schlägt sie zu Rittern auf meinen Rath,
Die sieben Söhne von Nesselrath!“

Wohl that Herr Brabant, was Jener begehrt,
Der goldenen Sporen waren sie werth.
Und als sie ritten nach Hause zu Haus,
Da grüßte der Alte die Burgfrau hinauf:
„Sieben Knaben führt' ich zum Kriege den Pfad,
Sieben Ritter bring' ich nach Nesselrath.“

Beschauliches von Julius Lohmeyer.

Die sterbenden Blumen.

Gemäht ist die Wiese im dämmernden Thal,
Hinstarben die Blumen im glühheißen Strahl,
Doch fällt ihrer Seelen aufsteigender Duft,
Die Kühle durchwürgend, noch lange die Luft;
Ein Opfer des Daut's wallt den Sternen er zu —
So blühe, o Mensch, und so scheide auch du!

Ein kleines Nest.

Ein kleines Nest, o sagt mir an,
Was uns so herzlich rührt daran?
Ein Halmenkranz ist es doch bloß,
Ein Büpflein Gras, ein Flöcklein Moos,
Darin ein Blatt, ein Borkenstück
Und — eine ganze Welt voll Glück!

Drei Spiele für die Jüngeren.

Von

Robert Löwike.

I.

Aufgezäumte Vögel.

Aufgezäumte Vögel? Das muß doch ein Druckfehler sein, denkt gewiß mein bester Knackmantelkunde, mein junger Freund Ernst, in seiner Quartaner-Weisheit, wenn er die Ueberschrift liest. Aber es ist doch kein Druckfehler, und mit den „aufgezäumten Vögeln“ hat es wirklich Wichtigkeit. Wenn du mit gutem Appetit ein gebratenes junges Huhn verzehrst, oder im Herbst dir ein paar gebratene Drosseln gut schmecken läßt, so denkst du gewiß nicht daran, was für Mühe die Köchin beim Knipsen gehabt, und daß sie den Vogel, ehe sie ihn in den Bratofen schob, erst hat aufzäumen müssen. Aufzäumen? Nun ja; sie hat ihm den Kopf, die Flügel und die Füße fest zusammengesteckt, um ihn dann im Bratofen bequem wenden zu können und so einen recht guten Braten zu erhalten. Doch nun genug davon und sogleich zu unserm lustigen Spiel oder Zeitvertreib, dem wir den Namen „aufgezäumte Vögel“ geben wollen.

Es können sich bei diesem Spiel zunächst nur zwei Mitspieler thätig betheiligen. Die andern müssen warten, aber nur kurze Zeit; denn die Reihe kommt sogleich auch an sie. Die beiden Mitspieler, z. B. du und einer deiner

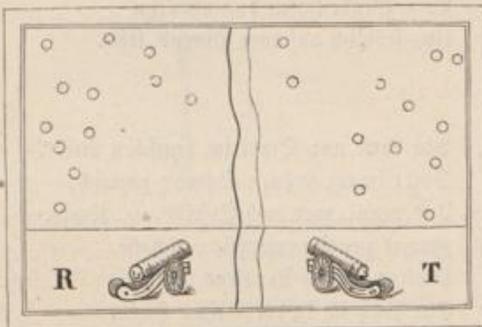
Fremde, werden also aufgezäumt, aber nicht um gebraten zu werden, sondern um zum Ergötzen aller Zuschauer und ihrer selbst mit einander zu kämpfen. Ihr müßt euch zunächst hockend beide auf den Fußboden setzen. Dann binden die andern Kameraden jedem von euch beiden die Hände mit einem Taschentuch an den Handgelenken fest zusammen, ebenso mit einem andern Taschentuch die Füße an den Fußgelenken. Darauf streifen sie euch die Arme über die Kniee recht weit nach unten und stecken jedem von euch einen starken Stock über den einen Arm weg unter den Knien fort und auf der andern Seite über den andern Arm wieder heraus. So seid ihr aufgezäumt, und eure Kameraden setzen euch nun einander gerade gegenüber und zwar so, daß ihr euch mit den Füßen berührt. Einer der andern zählt: eins, zwei, drei, und der Kampf beginnt. Jeder von euch beiden muß nun darauf achten, daß er durch einen geschickten Stoß oder Schub mit den Füßen den andern aus dem Gleichgewicht bringt und unwirkt. Freilich muß er sich auch davor hüten, daß er nicht selbst, wenn er sein Ziel verfehlt, das Gleichgewicht verliert. Wer auf den Rücken oder auf die Seite fällt, ist besiegt und muß den Kampfplatz verlassen. Der Sieger behauptet das Feld und erwartet einen neuen Gegner.

II. Schatten-Rathen.

Meinen jungen Freunden schlage ich vor, einmal folgendes Spiel zu versuchen. Einer aus der Gesellschaft setzt sich in die Nähe einer möglichst kahlen, hellen Wand, indem er der Wand das Gesicht zugehrt. Einige Schritte hinter seinem Rücken wird ein Licht, besser noch eine gutleuchtende Petroleumlampe ohne Glas aufgestellt, und einer der andern Mitspielenden geht dann zwischen dem Licht und dem Rücken des Dasitzenden langsam durch. Man rückt die Lampe in die geeignete Entfernung, um einen möglichst scharfen Schatten zu bekommen. Der Eigende hat nun, ohne daß er sich umsehen oder auch nur schielen darf, aus dem auf die Wand geworfenen Schatten zu errathen, wer eben hinter seinem Rücken vorbeigegangen ist. Komische Bewegungen und Geberden desjenigen, dessen Schattenbild auf der Wand entsteht, machen das Rathen schwieriger und erhöhen den Reiz des Spieles.

III. Russen und Türken.

Au dem Russen- und Türken-Spiel können sich zunächst nur zwei Kämpfer thätig betheiligen. Auch hier also gilt es einen Kampf. Das Schlachtfeld ist eine Schiefertafel oder ein Stück Papier, die Waffen ein Tafelstein, oder ein Bleistift. Nehmt nun einmal eine

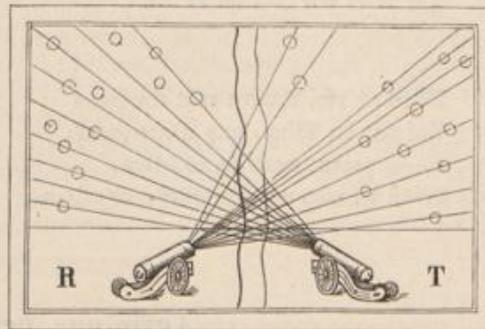


Schiefertafel und macht darauf eine Eintheilung nach dem Muster der oben gezeichneten Figur. Die beiden parallelen Linien in der Mitte der Tafel bedeuten die Donau. Auf der einen Seite stehen die Russen, auf der andern die Türken. R ist eine russische, T eine türkische Schanze. Seht nun einmal zu, wie der Artilleriekampf ablaufen wird, welcher zwischen Walter, dem Anführer der Russen, und Alfred, dem Anführer der Türken, sogleich stattfinden soll.

Walter hat seine zwölf Russen in beliebiger Ordnung

oder vielmehr Unordnung aufgestellt, ebenso Alfred seine zwölf Türken. Dann fährt Walter auf seiner Schanze eine Krupp'sche Rieskanone auf und richtet sie gegen die Türken. Gleich darauf zeigt sich aber auf der türkischen Schanze eine andere Krupp'sche Rieskanone, die gewiß ebenso weit und ebenso sicher schießt, wie die russische. Walter feuert nun den ersten Schuß, indem er von der Mündung seiner Kanone recht schnell einen möglichst geraden Strich in der Richtung nach den Türken hin zieht. Wer von den Türken durch diesen Schuß gestreift oder getroffen wird, gilt als kampfunfähig oder todt. Nun ist die Reihe an den Türken und Alfred zieht nun seinen Schuß von der Mündung seiner Kanone nach den Russen hin. So wird abwechselnd gefeuert, und es kommt natürlich darauf an, mit möglichst wenig Schüssen alle feindlichen Soldaten kampfunfähig zu machen. Da es Walter gelungen ist, durch zehn Schüsse alle zwölf Türken zu tödten, während er selbst noch drei Russen übrig behalten hat, so ist er Sieger geblieben, und Alfred muß sich für überwunden erklären.

Meine jungen Freunde, welche nun dieses Spiel versuchen wollen, mache ich noch darauf aufmerksam, daß alle die kleinen Kreise, welche die russischen und die türkischen Soldaten bedeuten, möglichst gleich groß gezeichnet werden müssen. Auch muß jeder Schuß recht rasch und in möglichst gerader Linie gezogen werden, und wenn er etwas gekrümmt ist, so darf die Krümmung doch nur wenig von der geraden Linie abweichen. Jeder Schuß, welcher eine zu starke Krümmung oder einen Winkel enthält, wird für ungiltig erklärt. Beim Aufstellen seiner Soldaten hat man so viel als möglich darauf zu achten, daß durch einen Schuß nicht mehr als einer getroffen werden kann. Wer seine Soldaten ungeschickt aufstellt, wird Gefahr laufen, durch einen einzigen feindlichen Schuß zwei oder auch mehr als zwei von seinen Soldaten zu verlieren. Die folgende Figur giebt euch ein Bild von dem Schlacht-



felde, wie es ausgesehen hat, nachdem der Artilleriekampf vorüber und der Sieg entschieden war.

Sprüche von Friedrich Güll.

„Ein Augenblick ist keine Zeit;“
doch mit dem Augenblick verscherzt
Der Leichtsinn, was zeitlebens ihn
wie eine offene Wunde schmerzt.

Des Spruches Sinn ist völlig dem nur klar,
Der seine Wahrheit selber schon erfahren;
Doch ist es gut, sich einen Spruch, der wahr,
Der künftigen Erfahrung diensam — sparen.



Von

Friedrich Güll.

1.

Die Woge spült mich an den Strand,
Da lieg' ich weiß wie Schnee im Sand.
Auch weiß wie Schnee bin ich ein Stein,
Zum Schneiden weich und leicht und fein;
Und will der Türk behaglich schmauchen,
Aus mir allein nur mag er rauchen.

2.

Bin stets mit n des Feldes Schutz,
Dem Bock und Schwein zum Trost und Trutz;
Jedoch mit m bin ich beständiger —
In Reiters Hand — Roßbändiger.

3.

Mit w verschling' ich Geld und Gut
und Haus und Hof und Mannesehre;
Mit s—t dämpft der Bürger mich
mit seinem Blut nach tapftrer Wehre;
Mit w ist mir die Eitelkeit,
Die Noth mit s—t im Geleit.

4.

Mit noch drei Andern ruht ein Haus
Auf mir im Wind- und Wetterbraus;
S—p voran, werd' ich es leiden,
Willst du mich mit dem Messer schneiden.

Von

Wilhelm Fischer.

1.

Das Erste ist „nicht ganz“,
Das Zweite selten hell;
Das Ganze lockt zum Tanz,
Zu Scherz und Mummenschanz
Manch' närrischen Gesell.

2.

Ganz ist's der reine Himmel, Kind,
Kopfslos der sanfte Sommerwind.
Streich' noch ein Zeichen vorn, und schau',
Dir bleibt, recht passend, eine Au,
Da magst du drin spazieren gehn,
Bom Winde lassen dich umwehn
Und fröhlich auf zum Himmel sehn.

3.

Bin Land und Stadt im deutschen Reich,
Stadt in der schönen Schweiz zugleich,
Und nenn', was euch Erfrischung, Kraft,
Zumal zur Sommerzeit verschafft.
Kopfslos bin an Arabiens Strand
Ein Play ich in der Briten Hand.
Streich' nun den letzten Laut, so klingt
Ein Wort, das oft zu Thränen zwingt,
Dggleich es Segen wünscht und bringt.

Auflösung der Räthsel Seite 30.

Räthsel von **Friedrich Güll.**

1. Weißzeug, Reißzeug.

2. Die Gabel.

3. Der Keller.

4. Standbild, Wandbild.

5. Steigbügel.

Räthsel von **Robert Löwike.**

1. Eulenspiegel.

2. Ader, Adler.

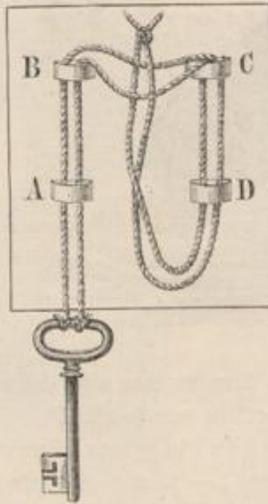
3. Bernstein.



von Robert Löwike.

I.

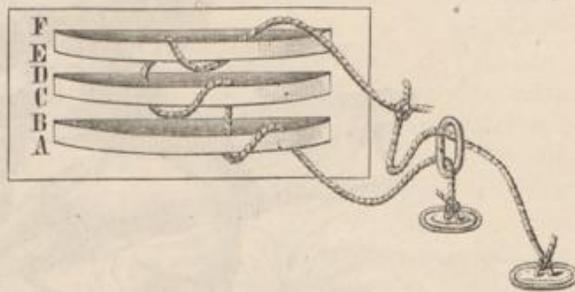
Heute bringe ich meinen jungen Freunden Knackmandeln von anderer Art. — Nehmt einmal ein Stück steifes Papier und schneidet in dasselbe nach dem Muster der



oben stehenden Figur vier Doppelschlitze A, B, C, D. Knüpft dann an einen Schlüssel zwei gleichlange Fäden, faßt die freien Enden derselben, zieht diese durch die Schlitze A, B, C, D, schlingt sie dann um den Doppelfaden zwischen B und C und knüpft sie dort zusammen.

Es gilt nun, den Schlüssel sammt dem ganzen Doppelfaden aus dem Papier zu ziehen und frei zu erhalten, ohne einen der Knoten zu lösen und ohne das Papier zu zerreißen.

II.



Schneidet nach dem Muster der obenstehenden Figur in ein Stück steifes Papier drei wagerechte schmale Doppelschlitze A B, C D, E F. Nehmt dann zwei große Knöpfe und bindet an jeden derselben einen Faden. Zieht nun die Enden der beiden Fäden durch einen kleinen Ring oder Schlüssel, steckt das Ende des einen Fadens, indem ihr das Papier wagerecht haltet, durch den Schlitze A von oben nach unten, dann durch B von unten nach oben, wieder durch A von oben nach unten und durch B von unten nach oben; darauf durch C von oben nach unten, durch D von unten nach oben, wieder durch C von oben nach unten und durch D von unten nach oben; dann durch E von oben nach unten, durch F von unten nach oben, wieder durch E von oben nach unten und durch F von unten nach oben; und nun knüpft das Ende dieses Fadens an das Ende des andern.

Es kommt jetzt darauf an, die beiden Knöpfe sammt dem verbindenden Faden aus dem Ringe und dem Papier zu ziehen und frei zu erhalten, ohne einen der Knoten zu lösen und ohne das Papier zu zerreißen.

Auflösung der Knackmandeln Seite 31.

- | | | |
|--------------------------|-----------------------|------------------------|
| I. Pavian — Pavia. | II. Drang — Dran. | III. Ziegel — Ziege. |
| IV. Lenau — Lena. | V. Schiller — Schill. | VI. Main — Man. |
| VII. Iller — Ill — Ille. | VIII. Händel — Hände. | IX. Meteor — Meter. |
| X. Danton — Anton. | XI. Neze — Neg. | XII. Die Sunda Inseln. |
| XIII. Poseidon. | XIV. Pruth — Ruth. | XV. Gros — Cos. |
| XVII. Leta — Lea. | XVIII. Aller — Alle. | XVI. Seine — sein. |
| | XX. Athene — Athen. | XIX. Basen — ja — so. |

Die beiden Hunde.

Fabel von
Victor Blüthgen.

Mit einer Original-Zeichnung von Fritz Wegner.



Frischen knüpfte mit der Leine
Einst zu wunderlichem Bund
Mamas Windspiel sich, das kleine,
An des Vaters Wasserhund.
Lustig nach dem Bügel fassend
Trieb er dann das Zweigespann,
Bis er endlich, sie verlassend,
Sich ein ander Spiel ersann.

Frei nun über Feld und Wiesen
Schweifte das verbundene Paar,
Denn es lud, sie zu genießen,
Just die Sonne warm und klar.
Ganz erhitzt vom wilden Traben
Stehn sie plötzlich vor dem Teich.
„Hei! ein Trunk soll hier uns laben!“
Ruft der Wasserhund sogleich,
„Und ein Bad in frischen Wellen! —
Wahrlich, bekres wünsch' ich nicht.“
Teichwärts drängt er den Gefellen; —
Kengstlich bellt der arme Wicht:
„Bruder! laß mich aus dem schlimmen
Wasserteich! Er scheint nicht leicht!

Ach, ich Kernster kann nicht schwimmen
Und erkälte mich so leicht!“
Doch da hilft kein Zittern, Sperren, —
Plumps! — schon waten beide drin,
Und mit ungestümem Zerren
Reißt's den Kleinen her und hin.
Ganz vergeblich sich bemühend,
Winfelt, zappelt er und ringt,
Bis der Freund ihn nach sich ziehend
An das Land und heimwärts bringt.

Windspiel ist in's Bett gekrochen,
Als man's hat gelöst vom Strick,
Lag im Fieber sieben Wochen
Und besenzte sein Geschick;
Und der Vater in der Stille
Für die viele Arznei
Gab dem Doctor mit der Brille
Wohl zwei Thaler oder drei.

„Frischen,“ spricht er dann gelassen,
„Geh' zum armen Hund und lern':
Freunde, die zu dir nicht passen,
Halte dir mit Vorsicht fern!“

Von den Thaten und Schicksalen des Deutschen Ordens in Preußen.

Von

Fedor von Köppen.

Original-Zeichnungen von Wolbemar Friedrich.



I. Die ersten Ordens- ritter in Preußen.

In den Niederungen zwischen Weichsel und Memel bis an die bernsteinreichen Küsten der Ostsee wohnte vor vielen hundert Jahren ein rohes, heidnisches Volk litauischen, d. h. slavischen Stammes, ihren Sitten und Gebräuchen nach aber dem altgermanischen Stamme der Gothen verwandt, welche vor der großen Völkerwanderung diese Sitze eingenommen hatten. Seine niederen Wohnhütten, meistens nur aus Weidengeflecht und Schilfdächern be-

stehend, lagen verstreut in den Lichtungen zwischen Wald, Sumpf und See, die das Land weithin bedeckten. Hier und

dort waren die Hütten näher an einander gerückt und bildeten Dörfer; einzelne Häuser wurden auch schon aus Holz und Steinen gebaut.

Das Volk war in verschiedene kleine Völkerschaften — jede unter ihrem eigenen Häuptling — getheilt; die einzelnen Landschaften waren durch Waldverhaue gegen einander abgeschlossen. An den Grenzen des Landes erstreckten sich gegen Süden und Osten dichte Waldungen und undurchbringliche Sümpfe, darunter einige von der Breite mehrerer

Tagereisen. Hölzerne Burgen bewachten die zugänglichen Stellen. Das Innere des Landes war selbst den Nachbarvölkern wenig bekannt. Man nannte die Bewohner Porussen d. i. die bei den Russen Wohnenden, später auch Prussen oder Preußen.

Was Wald und Feld, Fluß und See boten, war ihre Nahrung, Jagd und Fischfang neben dem Ackerbau ihre Hauptbeschäftigung. In der Wildniß, welche die jetzt wohlangebauten Landstrecken damals bedeckte, jagten sie nicht allein die Wildarten, welche unsere heutigen Wälder bergen, sondern auch den Auerochsen und das Elenn, auch den Wolf, Fuchs und Bären, deren Felle sie zur Kleidung brauchten oder auch in Tauschhandel verwertheten. Auch wilde Pferde wurden von ihnen gefangen und gebändigt.

Kunst und Bildung waren den Bewohnern fremd. Sowohl ihre Streitwaffen als ihre friedlichen Werkzeuge waren von der rohesten Art. Erst von anderen Völkern lernten sie den Gebrauch des Eisens und die Kunst des Schmiedens. Der Schrift waren sie unkundig und verwunderten sich, als sie erfuhren, daß man durch geschriebene Zeilen einem Abwesenden seine Gedanken mitzutheilen vermöge.

Im Hause gebot der Mann, das Haupt der Familie. Er hatte seinen Hochsitz am Feuerherde; ihm gehorchten Alle, die zur Familie gehörten. Willkommen war der Gast, der beim Eintritt den Namen des Hauswirths nannte. Ihn zu pflegen und zu beschützen war heilige Pflicht aller Hausgenossen; denn der Gast galt als ein Geschenk der Götter. War ein edles Familienhaupt gestorben, so wurden mit dem Todten zugleich seine Knechte und Mägde, seine Kofse, Hunde und Falken, seine Waffen, Kleider und Geräthe auf dem Scheiterhaufen verbrannt. Die Asche ward in Urnen gesammelt und in einem Hügel, innerhalb eines Ringes von Steinen, beigesezt.

In heiligen Hainen verehrte das Volk seine Götter. Der oberste der Götter hieß Perkunnos, der Gott des erwärmenden Feuers, zugleich der Spender des Sonnenscheins und der wohlthuenenden Gewitter. Sein Bild war das eines zornigen Mannes mit flammendem Haupte, seine Sprache der rollende

Donner. Ihm wurden nicht nur die besten Rosse und Kinder der Heerden, sondern auch gefangene Feinde geopfert.

Ihm zunächst stand Potrimpos, der Gott des befruchtenden Gewässers, der Beschützer der Saaten. Sein Bild war ein blühender Jüngling, das Haupt mit einem Lehrenkranz umwunden. Als Opfer brannten ihm Getreidegarben, auch stieg der Weihrauchdunst des Bernsteins zu seinem Bilde empor.

Der dritte unter den drei Hauptgöttern war Pikullos, der Gott des Todes und der Vernichtung. Was Potrimpos erschuf, ward durch Pikullos zerstört. Sein Bild war das eines hageren Greises mit langem grauen Barte. Auch ihm wurden Thiere und Menschen geopfert.

Neben diesen drei obersten Gottheiten verehrten die Preußen noch andere göttliche Wesen, welche den Wechsel in der Natur bewirkten, die Winde erzeugten, die Gewässer erregten, das Grün in den Auen und an den Bäumen hervorlockten und den Blumen des Feldes ihre Farben gaben.

Im Innern des Landes erstreckte sich in meilenweiter Ausdehnung ein heiliger Hain. Keines Fremdlings Fuß durfte ihn betreten; in ihm durfte kein Baum gefällt, kein Zweig gebrochen, kein Thier getödtet werden, denn der Wald mit Allem, was darinnen wuchs und lebte, war den Göttern geweiht. Mitten im Walde grünte auf einer lichten, anmuthigen Aue zu Sommers- und Winterszeit eine uralte, mächtige Eiche, deren Aeste und Zweige weit umher Schatten gaben und gegen Regen und Sonnenhitze schützten. Dies war das heilige Komowe, d. i. der Ort der Ruhe und des tiefen Schweigens, der Wohnsitz der Götter. In drei Nischen, die in den dicken Stamm der Eiche gehöhlt waren, standen die Bildnisse der drei obersten Götter. Vor dem Bilde des Perkunnos brannte ein ewiges Feuer aus Eichenholz, von Priesterhänden unterhalten. Hier beredeten sich die Priester von Munde zu Munde mit den Häuptlingen des Volkes über alle wichtigen Unternehmungen; hier deuteten sie nach dem Willen des Donners, nach dem Gange und Wiehern der heiligen weißen Rosse und nach dem Nimmern des Opferblutes den Willen und Rathschluß der Götter; hier opferten sie bei der Heimkehr aus dem Kriege ihre gefangenen Feinde.

Auch andere Orte des Landes galten dem Volke für heilig. An den Quellen der Flüsse, auf Bergeshöhe, im Rauschen alter Eichen ahnte man die Gegenwart der Götter. Die Heimat selber war mit dem Götterglauben innig verwachsen und durch ihn geheiligt.

So war das Volk von Urväter Zeiten her in Furcht und Liebe der Götter erzogen, denen es Wachstum und Gedeihen der Saaten, Wohlfahrt und Glück, Freiheit und Unabhängigkeit dankte.

Unter den Nachbarvölkern im Süden und Westen — in Masovien und Polen, sowie in dem auf dem linken Weichselufer angrenzenden Pommerellen und Pommern — hatte das Christenthum bereits Eingang und Verbreitung gefunden. Immer näher rückten den Grenzen des heidnischen Preußenlandes die Thürme der christlichen Gotteshäuser, und an den Wegscheidungen sah man das Kreuz mit dem Erlöser erhöht.

Fromme, gottbegeisterte Männer drangen in das unwirthliche Land ein, um unter den Heiden die christliche Lehre zu verkünden. Beinahe tausend Jahre nach Christi Geburt (997) fuhr der Bischof Adalbert von Prag mit wenigen Gefährten zu Schiffe die Weichsel hinab bis in die Gegend von Danzig. Viel Volk lief zusammen, neugierig zu erfahren, was die Fremdlinge wollten; aber sie verstanden ihn nicht und lehrten ihm den Rücken. Da bestieg er wieder sein Schifflein, fuhr an dem Küstensaum entlang und landete da, wo der Fluß Pregel in das frische Haff sich ergießt. Auch hier sammelten sich um ihn die Heiden, und er redete zu ihnen mit vielem Feuer. Als sie aber vernahmen, daß er sie von ihren Göttern abwendig machen wolle, lästerten sie ihn und drohten ihn zu tödten. Der fromme Mann ließ sich dadurch in seinem Vorhaben nicht abschrecken, sondern ging mit seinen Genossen tiefer ins Land hinein. Nach einer meilenweiten Wanderung in dichtem Walde kamen sie auf eine liebliche, mit Blumen geschmückte Aue. Der stille Friede des Ortes lud die müden Pilger zur Rast; sie lagerten sich und suchten im erquickenden Schlummer neue Kräfte zur Weiterreise zu sammeln, ohne eine Ahnung der Gefahr, die über ihren Häuptern schwebte. Unbewußt hatten sie den heiligen Wald durchschritten, und das Feld, auf dem sie ruhten, gehörte zu dem Heiligthum Komowe, das nach des Landes Gesezen kein Ungeweihter betreten durfte, ohne mit dem Leben zu büßen.

Aus ihrem sorglosen Schlummer schreckte die Pilger plötzlich wildes Gehen. Ein Haufe grimmiger Heiden stürmte heran, schwang die Keulen und forderte Sühne für das entweihte Heiligthum. Ein Götzpriester, Führer des Haufens, drang auf Adalbert ein und durchstieß mit dem Speere seine Brust. Die Arme ausstreckend, in Kreuzesgestalt sank der fromme Adalbert zu Boden und gab seinen Geist auf. Er war der erste Märtyrer des christlichen

Glaubens in Preußen und ward in späterer Zeit als Schutzheiliger des Landes verehrt.

Einige Jahre nach ihm erlitt der Mönch Bruno aus Querfurt, welchen das Vorbild des heiligen Abalbert zu gleichem Vornehmen begeistert hatte, ein ähnliches Schicksal. —

Zwei Jahrhunderte hindurch ruhten darauf die Befehrungsversuche; da trieb den Mönch Christian aus dem neugegründeten Kloster Oliva bei Danzig sein Glaubenseifer, sich als Apostel unter die heidnischen Preußen zu begeben. Unterstützt von dem Herzoge Konrad von Masovien, dessen Gebiet an der mittleren Weichsel mit dem Lande der Preußen zusammenstieß, begann er sein Werk in der zunächst angrenzenden Kulmer Landschaft mit Vorsicht und Erfolg. Einige unter den Vornehmen empfangen die Taufe; ihr Beispiel wirkte auch auf die Geringeren. Aber schon bald darauf, als Christian zum Papste nach Rom gegangen war und von diesem für seine Verdienste mit der Würde eines Bischofs von Preußen belohnt wurde, fiel ein großer Theil der Neubekehrten in das Heidenthum zurück. Herzog Konrad kam zu der Einsicht, daß er durch eigene Kraft kaum die Grenzen seines Landes vor den räuberischen Einfällen des heidnischen Nachbarvolkes zu schützen, noch weniger dieses zur Annahme des Christenthums zu zwingen vermochte, und wandte sich deshalb mit der Bitte um Hülfe an die Genossenschaft des Deutschen Ordens, von dessen Thaten im fernen Morgenlande er viel Rühmliches vernommen hatte.

Dieser Orden war etwa vier Jahrzehnte vor der Zeit, von welcher wir sprechen, von deutschen Pilgern im Morgenlande gestiftet worden. Als damals (1190) das Heer der deutschen Kreuzfahrer, welche Kaiser Friedrich mit dem rothen Barte nach dem heiligen Lande geführt hatte, — noch trauernd um den Tod seines heldenmüthigen Führers, über dessen Leichnam die Wellen des Saleph dahinrollten, — an dem Berge Taron vor Accon, nahe der syrischen Küste, lagerte und viele Noth, Mühsal und Krankheiten auszustehen hatte: da fühlten Kaufleute aus Bremen und Lübeck christliches Erbarmen mit ihren kranken Landsleuten. Sie nahmen die Segel aus ihren Schiffen und spannten sie als Zelte zur Aufnahme der Kranken aus, versahen dieselben mit Betten und Zubehör und empfahlen das so gegründete Hospital dem Schutze der barmherzigen Jungfrau Maria. Herzog Friedrich von Schwaben, zweiter Sohn des Rothbart, welcher nach dessen Tode die Führung des Kreuzheeres übernommen hatte, wandte der neuen Stiftung seine

Fürsorge zu und erwirkte für die Brüderschaft vom Deutschen Hause zu St. Marien, wie sich die Pfleger des Hospitals nannten, gleiche Rechte, wie sie die bereits früher von Italienern und von Franzosen gestifteten Orden der Johanniter und Templer besaßen. Ein weißer Mantel mit schwarzem Kreuze war das Ordenskleid der Brüder; ihr erster Sitz war Accon. Diese mildthätige Stiftung deutscher Bürger bildete die Anfänge jener Genossenschaft des Deutschen Ordens, welcher durch Schenkungen von Kaiser und Papst an Macht und Besitz von Jahr zu Jahr zunahm und bald über bedeutende Ländereien in Deutschland und Italien gebot. Während Johanniter und Templer mehr und mehr in Ueppigkeit und weltliches Leben versielen, bewahrten die Brüder des Deutschen Ordens die Gottesfurcht und die ritterlichen Tugenden, welche den ersten Kreuzfahrern zur Zierde gereicht hatten.

Zu hohem Ansehen stieg der Orden, als der Thüringer Hermann von Salza, ein Mann von weisem Rathe und tapferem Muth, der bei dem deutschen Kaiser Friedrich II. in besonderer Gunst stand, von den Ordensbrüdern zu ihrem Hochmeister erkoren ward. An diesen sandte Herzog Konrad von Masovien seine Botschaft mit der Bitte um Hülfe gegen das heidnische Preußenvolk, und ließ dem Orden als Preis des erwarteten Beistandes das Kulmer Land als Eigenthum antragen, welches der Orden freilich erst vorher erobern mußte.

Die Gesandtschaft traf den Hochmeister in Italien am Hofe Kaiser Friedrichs II., der sich öfters seines Rathes bediente. Vieles bedachte der treffliche Meister, bevor er den Voten seine Entscheidung kundthat. Vor Allem hielt er es für nothwendig, sich für dieses gefahrvolle und weitaussehende Unternehmen der Zustimmung des Kaisers und Papstes zu versichern. Aber der Zeitpunkt war kein günstiger. Die beiden Oberhäupter der Christenheit lebten unter einander in Zwiespalt. Der Papst hatte den Kaiser in den Bann gethan, weil dieser zu lange zögerte den von ihm gelobten Kreuzzug nach dem heiligen Lande in Ausführung zu bringen.

Einstweilen entsandte Hermann von Salza einige Ordensritter mit reisigem Volke nach Preußen, um ihm Bericht zu erstatten über die Zustände des fremden Landes und den Nachfolgenden mit dem Schwerte Bahn zu brechen. Zu ihrem Führer wählte er einen tapferen und erfahrenen Kriegsmann, Namens Hermann Balk, aus Westfalen.

Von den Grenzburgen Masoviens am linken Ufer der Weichsel spähten die Ordensritter über den gelben Strom auf Wald und Hügel des Kul-

mer Landes, welches der Schauplatz ihrer Kämpfe und ihre Heimath werden sollte. Aber die neue Heimath dünkte ihnen gar unwirthlich und rauh, und das Volk war wilder, als sie gedacht hatten. Auf kleinen Streifzügen suchten sie die Kampfweise der Heiden zu erkunden und verstanden es, ihnen Achtung vor dem Schwerte der Ordensritter einzulößen. In der Gegend, wo heutzutage Thorn liegt, ging Hermann Ball mit seiner kleinen Schaar auf das andere Ufer des Weichselstromes über. Hier gewahrte er eine mächtige, uralte Eiche, welche auf einem weitschauenden Hügel stand und den Preußen für heilig galt. Diese wählte er zur ersten Warte der Ordensritter im Kulmer Lande. Er ließ den Raum rings um den Stamm durch Wälle und Pfahlwerk befestigen, ließ über die unteren starken Aeste Dielen strecken und den Gipfel mit feinen niederhangenden Zweigen zu einer Laube wölben, welche gegen Sturm und Wetter schützte. Eine schmale gewundene Treppe führte von den Wurzeln zu dem gebietten Raum in der Krone hinauf. Für die Rosse ward ein Verhau angelegt. Ein Pfahlweg leitete zum Ufer hinab, wo die Rähne lagen. Dieser Behausung der Ritter gab Hermann Ball den Namen Turon, gleichwie der Berg in Syrien geheissen war, an dessen Fuße dereinst das erste Hospital der deutschen Brüder gegründet ward.

Von Turon herab zog Hermann Ball gegen die Burgen der Heiden an der Weichsel, zerstörte sie und nahm ihre Besatzungen gefangen. An Stelle der zerstörten Burg Chelmo ließ er eine neue Ordensburg, die zweite im Kulmer Lande, bauen. Ward er von den übermächtigen heidnischen Kriegshaufen bedrängt, so warf er sich mit seinen Rittlern wieder in die feste Burg Turon. Seine letzte Zuflucht war die Eiche selbst, in deren weit verschränktem Geäst er sich, gleichwie der Adler in seinem Horste, wider die Feinde wehrte.

Während Hermann Ball auf diese Weise die Pforten des Kulmer Landes öffnete, hatten die Dinge im Morgenland eine günstigere Wendung genommen. Kaiser Friedrich II. hatte trotz des päpstlichen Bannfluches, der auf ihm ruhte, den gelobten Kreuzzug endlich unternommen und durch die Ueberlegenheit seines Geistes, sowie durch geschickte Unterhandlungen Jerusalem und die heiligen Stätten wieder in die Hände der Christen gebracht (1229). Bald darauf war durch Vermittelung Hermanns von Salza die Ausöhnung zwischen Kaiser und Papst zu Stande gekommen, und der letztere war jetzt mehr als je geneigt, die Bestrebungen des Deutschen Ordens zur Ausbreitung des Christenthums in Preußen zu unterstützen.

Allenthalben in deutschen Landen predigten Priester und Mönche das Kreuz gegen das wilde Heidenvolk, und verhiessen Allen, die sich dem Zuge anschließen würden, Ablass und Vergebung der Sünden. Viele, welche die weite und beschwerliche Reise nach dem Morgenlande gescheut hatten, nahmen jetzt das Kreuz wider die Preußen. Jedem Zuge mit Gewaffneten folgte ein Troß von Wagen und Karren mit Frauen und Kindern, beladen mit Saatkorn, Haus- und Feldgeräth, von starken Rindern gezogen; denn es war den Leuten gesagt worden, daß dort im Osten eine große und fruchtbare Landschaft gewonnen sei, die, entvölkert und verwüstet, von Neuem des Anbaues bedürfe.

Mit den Kreuzheeren drangen die Ordensritter schrittweise tiefer in das Innere ein, indem sie jeden eroberten Strich Landes durch Anlage neuer Burgen sicherten. Mit einigen Schiffen, die mit Balken und Baugeräth beladen waren, fuhr Hermann Ball von Chelmo die Weichsel hinab bis zu einem Werder, der von verschiedenen Armen des Flusses gebildet ward. Hier errichtete er eine neue Burg, empfahl sie dem Schutze der heiligen Jungfrau und nannte sie Marienwerder. Sie sollte ihm als Stützpunkt für sein weiteres Vordringen dienen.

Erschreckt über diese Anstalten, sandten die Heiden der nächsten Landschaft, welche Pomesanien genannt ward, Boten an die Ritter und erklärten sich freiwillig bereit das Christenthum anzunehmen. Es war aber ein trügerisches Vorgeben; denn als Bischof Christian unter dem Schutze einiger Kriegsknechte zu ihnen kam, um das Kreuz zu predigen und die Taufe zu vollziehen, wurden sie plötzlich von den Heiden umringt, die Kriegsmannschaft bis auf den letzten niedergemacht und der Bischof in die Gefangenschaft fortgeschleppt.

Solche Treulosigkeit konnten die Ordensritter nicht ungestraft lassen. Vor Kurzem waren neue Schaaren von Kriegern und Kreuzfahrern angekommen und begehrten nach dem Kampfe. Starcker Frost hatte die weiten Brüche und Moore mit einer Eisdecke überspannt und dadurch die Annäherung an die Wälder erleichtert.

An einem Flusse, welcher die Sirgune genannt ward und heute die Sorge heißt, lagen die Kriegshaufen der Heiden in großer Uebermacht vor dem Rande eines ausgedehnten Waldes. Es galt bei ihnen den doppelten Kampf für ihren Herd und für ihre Götter; denn der Wald, auf dessen Schwelle sie lagerten, war heilig und barg einen uralten Göttersitz. Um Mittag begann die Schlacht. Tapfer kämpfte das Kreuzheer, von den Ordensrittern zum

Angriff geführt. Sie waren von heiligem Muthe erfüllt, dem Kreuze den Sieg über die heidnischen Götzen zu verschaffen, und Manche, die unter den Keulen und Speeren der Heiden erlagen, glaubten sterbend zu sehen, wie der Himmel sich über ihnen aufthat und die heilige Jungfrau mit dem Jesuskinde ihnen am Himmelsthor winkle. Die Heiden

eindringen. Da entsank den Heiden der Muth und es verließ sie das Vertrauen in die schützenden Götter. Viele von ihnen gaben den Kampf auf und ergriffen die Flucht; andere warfen sich in eine feste Burg nahe dem Walde, die ihre letzte Zuflucht bildete, und versuchten hier noch einmal Widerstand zu leisten. Aber auch diese ward von den nachdringen-



aber wähten, beim Rauschen des Sturmes in den Waldwipfeln die zornige Stimme der Götter zu vernehmen, welche sie aufforderte das Heiligthum gegen die eindringenden Fremdlinge zu beschützen. Wildes Kampfgetöse durchhallte den Wald, in dem sonst friedliche Stille waltete. Speere und Schilde splitterten, das Blut der Heiden tränkte den Boden der heiligen Eichen. Da entschied Suantepolk, der Pommern Herzog, die Schlacht zu Gunsten der Christen. Er besetzte mit seinen Schaaren ein Gebüsch im Rücken der Feinde, während die Ordensritter von mehreren Seiten gleichzeitig in den Wald

den Kreuzschaaren erstürmt.

Wo das Schwert der Ordensritter Bahn gebrochen, folgten die Priester mit dem Kreuze, um die christliche Lehre zu verkündigen, und wo die Kriegsmänner ihre Burgen zu Schutz und Trutz erbaut hatten, da gründeten die nachfolgenden Ansiedler friedliche Hütten. Fehlt ihnen die Steine, so schichteten sie die Stämme des Waldes zu den Wänden. Wie durch Zauber wuchsen die freundlichen Wohnstätten der Menschen aus dem Boden. Wenige Monate nach der Ankunft der ersten Einwanderer bewegte sich die wohlgeordnete Gemeinde

auf dem Markte und in den Straßen der neugebauten Stadt. Der Kaufmann bot seine Waaren feil, der Handwerker schnitt und hämmerte, und der Landbauer fuhr mit seinem Erntewagen den ersten Hafer ein. Die heiligen Eichen wurden gefällt und die schreckhaften Götzenbilder gestürzt. An ihrer Statt erhob sich das Kreuz des Erlösers, und wo sonst die schauerlichen Menschenopfer stattfanden und bange Klageklänge die Wildniß durchhallten, da hörte man jetzt den Klang der lieben Kirchenglocken und den Chorgesang der frommen Gemeinde, der als Danklied zum Himmel emporstieg.

So entstanden im Schutze der Burgen Turon und Chelmo die ersten deutschen Städte in Preußen Thorn und Kulm (1232), vier Jahre später Elbing, die Tochterstadt Lübecks, ferner Graudenz, Rehden, Braunsberg u. a. D. m. Aber nicht immer blieb Frieden im Lande. Noch war das Christenthum nicht in Herz und Blut der Neubekehrten übergegangen. Nur aus Furcht hatten die überwundenen Landeseingeborenen ihre Nacken unter dem Kreuze gebeugt. Sobald sie den Abzug des Kreuzheeres gewahrten, erhoben sie die Stirnen wieder trotziger und lehnten sich gegen die Herrschaft des Ordens auf. Da wuchsen auf der einen Seite die Strenge der Gebieter, auf der anderen die Erbitterung und der Zorn der Unterworfenen, welche nur auf die günstige Gelegenheit warteten, um das ihnen verhasste Joch abzuschütteln. Eine solche schien sich ihnen im Jahre 1241 zu bieten.

Ein wildes, häßliches Volk, die Mongolen aus den Steppen Asiens, hatte sich Schrecken verbreitend über die Länder der mittleren Weichsel ergossen und zog wie eine schwere Gewitterwolke gegen Deutschland heran. Während die Fürsten der bedrohten Grenzländer ihre Kriegsmacht an der Oder sammelten, um dort dem Alles verheerenden Völkerstrom Halt zu gebieten*), brachen die Ordensritter zum Schutze der südlichen Landesgrenzen aus ihren Burgen auf. Die Gefahr, die von Seiten der Mongolen drohte, zog an Preußen zwar vorüber, aber eine größere Gefahr kam aus dem Lande selbst über den Orden. Während die Ritter die Grenzen

*) Herzog Heinrich der Fromme von Niederschlesien stellte sich mit einem kleinen Heere zuerst den einbrechenden Feinden entgegen und lieferte ihnen bei Wahlstatt unweit Liegnitz eine blutige Schlacht (9. April 1241). Obgleich das zahllose Heer der Mongolen den Sieg davontrug und der tapfere Herzog selbst den Tod in der Schlacht fand, löste die heldenmüthige Tapferkeit des kleinen Christenheeres den wilden Horden doch solche Furcht ein, daß sie nicht weiter nach Deutschland vorzudringen wagten, sondern umkehrten und Schlesien räumten.

gegen den äußeren Feind hüteten, erhoben sich die Eingeborenen in wilder Empörung. Sie überfielen die verlassen Burgen, erschlugen die christlichen Ansiedler in den neugegründeten Städten und schleppeten Weiber und Kinder zu noch schlimmerem Loose in die Wildniß fort. Die Kirchen wurden beraubt und geplündert, die Priester vor den Altären erschlagen. Um das Unglück voll zu machen, trat auch der frühere Bundesgenosse des Ordens, Herzog Suantepoll von Pommern, der mit Neid das Wachsen der Ordensmacht beobachtet hatte, auf die Seite des Heidenvolkes.

Die Lage des Ordens war äußerst bedenklich. Gestorben war der edle Hochmeister Hermann von Salza (1239), gestorben in demselben Jahre auch der tapfere Hermann Balk, der erste Landmeister in Preußen. Sein Nachfolger schilderte die Bedrängniß der Christen dem Papste und bat ihn dringend um Hülfe. Da ließ dieser abermals einen Kreuzzug predigen. Und wieder gingen große Heereszüge aus Deutschland nach dem Osten. Vor ihnen flüchteten die Heiden in das Dunkel der Wälder zurück. Auf den verwüsteten Fluren begann von Neuem der Anbau durch fleißiger Menschen Hände. So gingen die großen Völkerwogen hin und her, wie Flut und Ebbe. Jedes Kreuzheer drang weiter gegen Osten vor und jedes ließ im Lande seine Spuren zurück.

Ein stattlicheres Kreuzheer hatte das Land nie gesehen als dasjenige, welches König Ottokar von Böhmen (1255) über die Weichsel führte. Viele Fürsten und Grafen hatten sich demselben angeschlossen, unter ihnen Graf Rudolf von Habsburg, der später deutscher Kaiser wurde, und Markgraf Otto III. von Brandenburg aus dem Hause Anhalt. König Ottokar zog weit hinauf bis an die Küsten des bernsteinreichen Samlandes, wo im heiligen Walde der Göttersitz Romowe lag, zerstörte die heilige Eiche mit den Götzenbildern und erbaute in der Nähe auf einer Uferhöhe des Pregelflusses eine neue Burg, die nach ihm Königsburg genannt ward. Auch Markgraf Otto III. erbaute eine Burg am frischen Haff und nannte sie nach seinem Lande Brandenburg, nicht ahnend, welche Schicksale dereinst das Preußenland mit seinem Heimathlande verknüpfen würden. —

Schon früher hatte sich ein anderer Ritterorden, der sich die Verbreitung des Christenthums in den nordöstlichsten Küstenländern der Ostsee, unter Kuren, Liven und Esthen, zur Aufgabe gemacht hatte und den Namen des Schwedischen Schwertordens führte, mit dem Deutschen Orden vereinigt (1237). Zwischen den Ordensgebieten in Preußen und Livland lag

das Land Litthauen, dessen Grenzen durch undurchdringliche Waldungen und Sümpfe geschützt waren. Die Litthauer widersetzten sich am hartnäckigsten der Annahme des Christenthums und unterstützten sogar die heidnischen Preußen in ihren Aufständen.

Da geschah es nach einer Niederlage, welche die Ordensritter durch die Litthauer in Kurland erlitten hatten (1261), daß noch einmal der Aufstand in ganz Preußen ausloberte, furchtbarer, blutiger als je zuvor. Von den Samländischen Küsten bis zur Weichsel erhob sich das Volk und forderte trotzig seine Heimath und seine Götter zurück. Ueberall flammten die Weiler und Dörfer, wurden die Felder verwüstet, die gefangenen Christen zur Sühne den erzürnten Göttern geopfert.

Aus den umlagerten Burgen schauten die Ritter sorgenvoll nach Voten aus, die ihnen die Annäherung neuer Kreuzschaaren melden möchten; aber die Hülfe blieb dieses Mal lange aus. Wohl wurde das Kreuz wieder in Deutschland gepredigt, aber nur Wenige folgten dem Rufe; denn Jeder hatte in der eigenen Heimath zu thun. Verwirrung herrschte im Reiche und Zwietracht unter den Fürsten, und es waltete kein mächtiger Kaiser, der den Großen Frieden gebot und die Schwachen schützte. Als endlich ein Kreuzheer — abermals unter Ottokar von Böhmen und Otto von Brandenburg — in Preußen anlangte, war der Winter so trübe und regnerisch, daß größere Unternehmungen nicht möglich waren. Mann und Roß blieben in den Morästen stecken und vermochten nicht vorwärts zu dringen. So gewannen die Ritter durch die Anwesenheit des Kreuzheeres zwar Zeit, ihre zerstörten Burgen herzustellen und mit Lebensmitteln zu versorgen; als dasselbe jedoch wieder den Heimweg antrat, begann eine Zeit der äußersten Noth und Bedrängniß für den Orden. Die Felder blieben unbestellt, weil die Leute bei der Feldarbeit von den Heiden überfallen und weggeführt wurden. Die Vorräthe in den Burgen waren aufgezehrt und die Ritter aßen das Fleisch ihrer eigenen Rosse.

Diese Jahre der Noth und Gefahr waren die eigentliche Heldenzeit des Ordens, reich an Zügen begeisterter Hingebung und ausharrender Tapferkeit. Da bewährten die Deutschritter als Vorkämpfer des Deuththums im Osten die Ausdauer in der Kraft und die Treue im Glauben, die unter den Völkern der Erde vorzugsweise dem deutschen eigen sind. Sie fühlten sich berufen zu Hütern und Pflegern

der jungen christlichen Saat, die Gott nicht verderben lassen würde, ob auch Sturm und Wetter darüber hingingen. Aus diesem Vertrauen schöpften sie jenen frommen Muth, der mit dem Unglück wächst und in dem die Heiden es ihnen nicht nachzuthun vermochten, ob sie ihnen auch an kriegerischem Sinne gleichkamen.

Endlich ward ihre Beharrlichkeit gekrönt. Nachdem ein strenger Winter das Sumpfland trocken gelegt hatte, brachen die Ritter aus ihren Burgen vor und verbreiteten mit tapferem Schwerte Furcht und Schrecken unter den Heiden. Als darauf neue Kreuzschaaren aus Deutschland zu ihrer Hülfe eintrafen, da führten die Ritter sie von Sieg zu Sieg; ja, sie trugen das Ordenskreuz bis an die östlichsten Landschaften Preußens an der Meeresküste und am Ufer der Memel.

Deutscher Fleiß und deutsche Arbeitskraft vollendeten auf friedlichem Wege die Eroberung des Landes. Die verödeten Fluren wurden wieder angebaut, die Wohnstätten stiegen empor aus Schutt und Asche, der Bürger lehrte zurück in den Ringwall der Stadt, und mit dem aufblühenden Wohlstande regten sich Frohsinn und Lebensfreude. Unter der fürsorglichen Verwaltung der Landmeister wurde der Ackerbau verbessert, die Sümpfe getrocknet, die wilden Ströme eingedämmt. Anstatt der sumpfigen, menschenleeren Wüstungen sah man jetzt goldene Auen gebreitet und fruchtbare Niederungen, von fleißigen, fröhlichen Menschenkindern bewohnt.

Einhundert Jahre waren dahingegangen, seitdem fromme Pilger im Morgenlande jenes Hospital errichtet hatten, welches die Anfänge des Deutschen Ordens bildete. Der mächtige Stamm der Hohenstaufenkaiser, welche den ersten Ordensrittern ihren Schutz verliehen, war unterdessen ausgestorben; das christliche Königreich Jerusalem untergegangen, Acon selbst, der Sitz der deutschen Hochmeister, wieder in die Hände der Ungläubigen gefallen*); — aber die Pflanzung, welche deutsche Ritter im Vertrauen auf Gottes Beistand in dem Weichsellande, an den Küsten der Ostsee gegründet, war unter Gottes Schutz gewachsen und gediehen. Hochangesehen herrschte der Deutsche Orden an den Ostmarken des Reiches, eine Schutzmacht deutschen Glaubens und deutscher Bildung wider Heiden und Slaven.

*) Nach dem Verluste von Acon (18. Mai 1291) wurde der Hochmeisterstiz zuerst nach Venedig verlegt.

Schneewittchen.*)

Von Theodor Storm.

Illustration von Eugen Klimsch.

Zwergenwirthschaft im Walde. Drinnen sieht ein kleiner Tisch mit sieben Schüsseln.

Die sieben Zwerge.

(Kommen singend nach einander herein mit Kräutersäcken auf dem Rücken, werfen die Säcke in den Winkel, treten an den Tisch und setzen, einer nach dem andern.)

Zwergenältester.

Wer hat auf meinem Stühlchen gesessen?

Zwerg 5.

Wer hat aus meinem Becherlein getrunken?

Zwerg 6.

Wer hat mein Löfflein eingetunken?

Zwerg 7.

(schaut in die Nebentammer.)

Wer drückt in meinem Bett das Dällchen?



Zwerg 2.

Wer hat von meinem Tellerlein essen?

Zwerg 3.

Wer hat von meinem Müsschen pappt?

Zwerg 4.

Wer hat mit meinem Gäblein zutappt?

Zwergenältester.

Wer rückt an meinem Schlafgestellchen?

Zwerg 2.

Wer schließ auf meinem Lagerstättchen?

Zwerg 3.

O weh! liegt Einer in meinem Bettchen!

*7 Der anmuthigen dramatischen Märchenscene haben wir das liebliche Bild unseres trefflichen Meisters zugleich als Probe seiner Märchendargestaltungen beigegeben, die unter dem Titel: „Deutsche Märchen in Wort und Bild“ bei Gustav Eduard May in Frankfurt a/Main erscheinen. I. Goldener, II. Schneewittchen, III. Dornröschen, IV. Rothkäppchen, V. Aschenbrödel, VI. Zauberprinzessin, VII. Das tapfere Schneiderlein. Mit je sechs Farbendruckbildern nach Original-Zeichnungen von Eugen Klimsch, Text von L. Kishner. Preis jedes Heftes M. 1. 50.

Der Kinderwelt sind diese unvergänglichen Volksmärchen seit Ludwig Richter edler und ergreifender nicht wieder im Bilde vorgeführt worden als von diesem echten Künstler. Mit ihren prachtvollen Darstellungen im Farbendruck, — weniger allerdings die Texte von L. Kishner, — müssen sie als wahre Meisterstücke der Jugendliteratur bezeichnet werden.

Zwerg 4.
Ein Mägdelein!

Zwerg 5, 6.
Laß schaun, laß sehn!

Zwerg 7.
Ei Gott, wie ist das Kind so schön!

Zwergenältester.
O weßt sie nicht! o schreckt sie nicht!
Geschlossen ist der Auglein Licht,
Hinabgerollt die Locken dicht;
Ueber des Niders blanke Seite
Gefaltet fromm die Händchen beide.

Zwerg 2.
Wer mag sie sein? Wo kam sie her?
Der Wald wächst in die Kreuz und Quer.

Zwerg 3.
Wie fand das liebe Tausend schön
Den Weg durch Dorn und Moor und Seen?

Zwerg 4.
Ist Alles so gar lieb und fein,
So rosenroth, schneeweiß und rein!

Zwergenältester.
Bis sie erwacht, bleibt mäuschenfacht,
Das helle Glöcklein nehmt in Acht,
Bleibt ruhig in den Schüblein stehn,
Laßt leis das Bünglein ummegehn!

Zwerg 4.
Schau, schau! die Wimper regte sich.

Zwerg 5.
Das Mündlein roth bewegte sich.

Zwerg 6.
Das blonde Köpfschen reckt sich auf!
Zwei blaue Auglein schlägt sie auf!

Zwerg 7.
Sie schaut sich um ein stummes Weilschen!

Zwergenältester.
Schweigt nun! ihr Mühlchen, ihr Plappermäulchen!
Erschreckt sie nicht, geht fein bei Seit!
Sie sah wohl Zwerglein nicht bis heut.
(Die Zwerge treten bis auf den Aeltesten an beiden Seiten
zurück.)

Schneewittchen.
(erscheint schon an der Thür).

Zwergenältester.
Ei grau' dich nicht, tritt nur herein;
Du sollst uns fein willkommen sein,
Willkommen in der Zwerge Häuschen.
Doch sprich', wie heißt du denn?

Deutsche Jugend. XI.

Schneewittchen.

Schneeweißchen,
So hat die Mutter mich genannt;
Mein Vater ist König über dies Land.

Zwergenältester.
Schneeweißchen, Königstöchterlein,
Wo liehest du die Pagen dein?
Wo liehest du die Wagen und Kasse?
Wie kamst du von des Königs Schlosse?

Schneewittchen.
Ach ich bin kommen arm und bloß!
Mütterlein schläft in Grabes Schoß;
Der König freite die zweite Frau,
Die schlug mich oft und schalt mich rauh;
Schickte mich dann mit dem Jäger zu Walde,
Sollte mich tödten auf Berges Halde,
Und der Königin als Zeichen
Sollt' er mein blutend Herze reichen;
Doch ich hat ihn so lange, so lang' auf den Knie'n —
Da schoß er den Eber und ließ mich stehn.

Zwergenältester.
Schneeweißchen, Königstöchterlein,
Wie fandst du Weg und Steg allein?
Wer zeigte dir die sieben Berge?
Wie kamst du in das Reich der Zwerge?

Schneewittchen.
Sprangen zwei Rehlein mir voran,
Sah'n mit den braunen Augen mich an;
Sahen im Walde die Vöglein zu Hauf,
Schwangen zwei Vöglein sich vor mir auf;
Am Himmel zog ein Stern vor mir —
Und wie ich folgte, so bin ich hier.

Zwergenältester.
Schneeweißchen, Königstöchterlein,
Schlag auf die blauen Auglein,
Laß springen dein Herzlein wohlgenuth:
Sollst bleiben hier in unsrer Hut,
Im grünen Reich der sieben Berge!

Schneewittchen.
Wie kann ich euch danken, ihr guten Zwerge?

Zwergenältester.
Kannst die Wirtschaft uns versehen,
Wenn wir Tags in die Berge gehen;
Unsern Haushalt kannst du führen.

Schneewittchen.
O wie will ich mich tummeln und rühren;
Bin wohl behend in allen Stücken;
Sprecht nur, was soll ich immer beschiden?

Zwergenältester.

Morgens im Dämmerchein
Fegst du das Kämmerlein,
Bohnest die Stühlchen,
Loderst die Pfühlchen,
Schüttelst zurechte die Schlafestättchen!

Zwerg 2.

Und für dich selbst das weichste Bettchen!

Zwergenältester.

Gehn wir zu Walde, hütst du das Stühlchen,
Deckst das Tischchen, kochest das Süppchen!

Zwerg 3.

Doch von den Süppchen und von den Speisichen
Das schönste für dich, Prinzess Schneeweißchen!

Zwerg 4.

Schau nur, die Dornen zerrissen mein Möcklein!

Zwerg 5.

Streiften mir ab von dem Käppchen das Glöcklein!

Zwergenältester.

Besserst das Möcklein,
Hestest das Glöcklein,
Setzest auf Jäckchen
Saubere Fleckchen;
Doch in das Hüttchen
— Bist du allein —
Läßt du, Schneewittchen,
Niemand herein!

Schneewittchen.

Aber die Rehe, die süßen Rehe!
Wenn ich sie Morgens durch's Fensterlein
Draußen im goldenen Sonnenschein
Springen und spielen und nahen sehe?

Zwergenältester.

Rehlein stehn in hohen Gnaden,
Sind gar tapfre Kameraden;
Kannst sie immer zu Gaste laden.

Schneewittchen.

Aber die Vögel, die bunten Flämmchen,
Stieglitz mit dem rothen Kämmchen,
Ammer mit dem goldenen Laß,
Und der Staar, der possierliche Matz,
Und vor den andern Vögeln allen
Die süßen Säger, die Nachtigallen!
Wenn sie draußen durch die Zweiglein
Schauen mit den klugen Auglein,
Wenn sie dann mählich näher schlüpfen,
Neugierig auf die Schwelle hüpfen?

Zwergenältester.

Vöglein stehn in hohen Gnaden,
Sind gar lust'ge Kameraden;
Darfst sie immer zu Gaste laden.

Schneewittchen.

Aber die Sonne, der himmlische Schein!
Wenn sie Morgens in's Fensterlein
Durch die grünen, funkelnden Blätter
Sendet das goldene Sommerwetter;
Und Abends, wandert die Sonne von dannen,
Der Mond steigt über die schwarzen Tannen!
Der wohnt am Himmel allein nicht gern,
Bringt mit sich alle die tausend Stern';
Mond und Sonne und Sternelein
Schauen alle zu mir herein,
Wie ich die Wirthschaft mag treiben und leiten —
Sie kennen mich alle seit langen Zeiten!

Zwergenältester.

Rehlein laß um dich spielen und springen,
Vöglein flattern und schmetternd und singen,
Laß Mond- und Sonnenschein herein:
Nur vor den Menschen hüte dich fein!

(Zu den andern.)

Nun kommt, ihr wadern Brüderlein,
Drei Gänge fürder noch waldein!
Dreimal noch füllt mit weichem Moos
Die Säcklein aus des Waldes Schoß,
Und richtet fein in unserm Hüttchen
Ein achttes Bettchen für Schneewittchen.

Die sieben Zwerge.

(Gehen singend ab.)

Da ging die Katz die tripp die trapp,
Da schlug die Thür die klipp die klapp,
Frau Fächin, sind Sie da?
„Ach, ja, mein Kägchen, ja!“

Schneewittchen.

(Allein.)

Morgens im Dämmerchein
Feg' ich das Kämmerlein,
Bohne die Stühlchen,
Lodre die Pfühlchen,
Mache die Bettchen,
Die Schlummerstättchen,
Mähe das Möcklein,
Heste das Glöcklein,
Setz' auf die Jäckchen
Saubere Fleckchen;
Rehlein und Vögelein,
Alle die Thierelein
Flattern durch's Fensterlein,
Schlüpfen zur Thür herein;
Sonne und Mondenschein,
Sternelein, die hellen,
Sind alle meine Spielgesellen.

Ein dankbarer Knabe.

Erzählung aus der Schweiz

von

Jacob Frey.

Original-Zeichnungen von Eugen Klimsch.

(Schluß.)



Des Knaben Träume erfüllen
sich in Etwas.

Es war bereits Nacht geworden, als Ruedeli auf die Straße trat. Feuchter Schnee und Regen wirbelten durch einander und erhöhten die Finsterniß. Der Wind rauschte in einzelnen heftigen Stößen daher und vermehrte durch sein hohles Brausen in den nahen Wäldern die Unheimlichkeit der Nacht. Allein Ruedeli bemerkte von allem dem nichts. Wie ein gehetztes Wild jagte er über das einsame Feld hinaus und blieb nur hie und da, wenn die Windstöße schwiegen, lauschend stehen, ob er kein Wagengerassel höre. Außerhalb des Dorfes Buchs, da wo sich der Wald von beiden Seiten hart an die Landstraße herabzieht, stand damals eine Schenke, „Zum vollen Krug“ genannt. Ruedeli schlich sich an die halberleuchteten Fenster, um nach den Landjägern zu spähen; aber nur einige verdächtig aussehende Männer in fremdländischer Tracht saßen drinnen. Es waren „Geschirrmannli“, — so hießen die durch das Land ziehenden Geschirr-Händler oder -Flücker — denen das vor dem Hause stehende Wägelchen gehörte, dessen Anblick Ruedeli mit so schöner Hoffnung erfüllt hatte. Er wischte den strömenden Schweiß mit dem Zipfel seines Mäntelchens aus dem Gesicht und begann auf's Neue zu jagen.

Den muthigsten Mann hätte ein unheimliches Grauen angewandelt, da hinaus, durch die einsame Waldstraße. Es war so finster, daß man kaum zwei Schritte weit sehen konnte; kamen die Windstöße, so knarrten und krachten die schwarzen Tannen zu beiden Seiten, als müßten ihre zusammenschlagenden Wipfel jeden Augenblick niederstürzen; dann ward es plötzlich wieder still und das Rauschen zog wind schnell den Wald hinaus, als wolle es der hinter ihm zurückgebliebenen schauerlichen Stille selbst entfliehen. Oben an der Waldecke, da wo sich die Straße wieder aus den Gebüsch in das Feld hinaus windet, mußte der erschöpfte Knabe stille stehen. „Ich kann nicht mehr“, seufzte er, „ich kann nicht mehr athmen. O Gott — ich komme zu spät — der gute Herr Bräu-

tel — ich — ich bin schuld daran!“ Der Schmerz übermannte Ruedeli, daß er anfang bitterlich zu weinen, und seine Thränen gleich Schweißtropfen von den glühenden Wangen spülten.

„Horch, war das der Wind? — — Nein — es ist ein Wagen — Pferdegetrappel!“ — Ruedeli knöpfte den Mantel auf; seine Brust dehnte sich aus, daß die weite, lockere Hülle zu enge ward. — „Sie kommen,“ sagte er, vor banger Erwartung zitternd. — Das Wagengerassel kam rasch näher; Ruedeli bückte sich, wie eine Katze, in den Straßengraben. Seine Pulse pochten und stürmten, aber er hielt den Athem an, als wollte er einen Todten belauschen; seine Augen funkelten in die Nacht hinaus, wie Sperberaugen. Da schimmerten durch das Dunkel bei einer Biegung des Weges zwei Gewehre. „Sie sind's,“ dachte Ruedeli und machte sich zum Sprunge bereit; aber der Wagen fuhr so rasch vorbei, daß der arme Knabe nicht, wie er gehofft hatte, sich hinten festhalten konnte. Deutlich hatte er zwischen den Landjägern seinen Mann erkannt und nun ging's wieder im Galopp die Straße rückwärts dem Wagen nach.

Was er eigentlich wollte? Er wußte es selbst nicht recht — er wollte nur bei seinem Beschützer und Wohlthäter sein; aber der Wind wehte ihm jetzt so stark entgegen, und versang sich in dem saltigen Mantel, daß er, sonst schon ermüdet, kaum vorwärts kommen konnte. Ohne langes Besinnen ward im Laufen der Haken losgemacht, und der prächtige Mantel, der vor einer Stunde noch des Knaben Stolz und Freude gewesen, flatterte unbeachtet über die Schultern hinab auf die Landstraße; dessenungeachtet entfernte sich der Wagen in raschem Laufe immer mehr, daß Ruedeli kaum noch die Umrisse der dunkeln Gestalten unterscheiden konnte, und die nassen ungewohnten Stiefel hingen wie bleierne Sohlen an seinen Füßen. Er blieb einen Augenblick stehen und sie lagen im Straßengraben. In den bloßen durchnäßten Strümpfen, aber jedes Hindernisses ledig, hatte er jetzt den Wagen bis auf wenige Schritte erreicht; da bog dieser um die

Waldecke und aus den Fenstern des „vollen Kruges“ schlug heller Lichtschimmer auf die Straße heraus. Ruedeli blieb stehen — der Wagen hielt. Der Fuhrmann stieg ab, um das Pferd auszuspannen.

„Wie lange dauert's, bis die Mähre gefüttert ist?“ fragte der eine Landjäger.

Eine kleine halbe Stunde,“ war die Antwort.

„Gut — da können wir auch ein Gläschen nehmen — 's ist ein Hundewetter. Wollt Ihr auch absteigen, Herr Brütel?“

„Nein,“ erwiderte der Gefangene mit fester, aber doch trauriger Stimme, deren Klang wieder alle erlahmenden Lebenskräfte Ruedeli's aufrüttelte.

„Nun — wie Ihr wollt, ich will Euch ein Glas herausbringen.“

„Ich danke, Corporal.“

„Seid Ihr erst einmal ein Achzehntausender, dann werdet Ihr ein solches Anerbieten nicht mehr so leicht ausschlagen — meinetwegen. Christian!“ befahl der Corporal dem andern Landjäger, „ziehe die Stricke an Händen und Füßen des Gefangenen etwas fester — dann komm!“

Der Befehl wurde vollzogen, die beiden Wächter traten in die Schenke und der Fuhrmann führte das Pferd in die Scheune, die hinter dem Hause stand.

„Jetzt gilt es,“ murmelte Ruedeli, die Lippen zusammenpressend, — „Keiner oder Beide.“ — Ohne etwas von der feuchten, durchdringenden Kälte zu spüren, rutschte er mit plattem Körper durch den geronnenen Schnee vorwärts. Unbemerkt und geräuschlos hatte er den Wagen erreicht und wollte sich am Hinterrade aufrichten, als sich die Thüre öffnete und der Corporal heraustrat.

„Habt Ihr kalt, Herr Brütel?“

„Nein, doch bitt' ich, beeilt Euch ein wenig!“

Ruedeli lag unter dem Wagen so regungslos zusammengelauret, daß ihn auch ein schärferes Späherauge, als das des Corporals, nicht bemerkt haben würde. Der Letztere ging, da er nichts Verdächtiges bemerkte, wieder in die Stube zurück. Ruedeli war rasch unter dem Wagen hervor und hinauf geklettert. Herr Brütel, der in trübe Gedanken verloren da saß, bemerkte nichts, bis er an seiner Fußfessel einen Ruck spürte. Aus seinem Sinnen aufgeschreckt wollte er laut „wer da“ fragen; aber blitzschnell legte sich eine kleine Hand auf seinen Mund. „St,“ flüsterte Ruedeli, „ich bin's — der Ruedeli! — Ein zweiter Schnitt — die Hände waren auch frei.

„Nahst den Mantel liegen und kommt!“ — Der Gefangene folgte wie im Traume — er fuhr mit

der Hand über die Stirn, als wollte er sich aus einem wirklichen Traume aufrütteln.

„Macht's wie ich,“ flüsterte Ruedeli, zog den Jüngling zur Erde nieder und kroch wieder so schnell über die von den Lichtern der Schenke erhellte Fläche weg, daß sein Begleiter ihm kaum mit den Augen zu folgen vermochte. — „Um Gottes Willen beeilt Euch,“ rief Ruedeli leise zurück, — „sie kommen, — duckt Euch mehr nieder.“

Der junge Mann folgte mechanisch, als stünde er unter dem Banne eines Zauberers. Das war sein Glück. Kaum hatte er den Walbrand erreicht und sich erhoben, als der Corporal unter der Thüre erschien.

„Kommt, kommt!“ flüsterte Ruedeli, ich kenne den Weg besser als die Grünröcke.“ — Er zog den Befreiten in's Gebüsch und stellte ihn hart an den Stamm einer dicken Tanne, deren Klebäste bis auf den Boden reichten. „Da bleibt stehen — ich muß sehen, welchen Weg die Landjäger einschlagen.“

Erst jetzt versuchte der junge Brütel seine Gedanken zu ordnen; aber das Räthsel seiner Befreiung war er nicht im Stande zu lösen. Nur einen Augenblick sah er etwas im Gebüsch sich bewegen, und hörte von den erschütterten Zweigen schwere Tropfen niederfallen — dann Grabesstille, als ob Ruedeli sich ebenfalls am nächsten Baume regungslos verhielte.

„Ruedeli!“ rief Herr Brütel mit leiser Stimme; aber keine Antwort kam zurück — nur am „vollen Krüge“ drüben Geschrei und wildes Durcheinanderrufen. — „Um Gottes Willen — wenn sich der Kleine nur nicht bloßstellt! — War er's aber auch?“ sagte er halblaut vor sich hin — „mir ist noch Alles wie ein Traum.“ — Er drang durch das Gebüsch vorwärts, um nachzusehen. Wie er an den Waldsaum kam, tauchte Ruedeli, wie aus dem Boden hervorgeschossen neben ihm auf, einen Landjäger-Karabiner in der Hand. „Da nehmt das, Herr Brütel! Ihr könnt's vielleicht brauchen; aber jetzt fort,“ flüsterte er, sagte seinen Begleiter bei der Hand und durch die dichte Waldfinsterniß führte er ihn so sicher vorwärts, als ob es heller Tag gewesen wäre. —

Es war bereits Mitternacht. Der Wind peitschte den Regen an die Fenster des väterlichen Hauses unseres Flüchtlings und zog in langen klagenden Tönen durch den Hofraum, als könne er den Jammer der alten Mutter verstehen, die in ihrem Schlafzimmer neben dem unberührten Bette saß. Zu schmerzhaft ergriffen und von dem Kummer zu sehr überwältigt, war sie nicht im Stande gewesen, ihrem

Sohne nach Narau zu folgen, um dort sein Loos zu erfahren; — ach, sie glaubte es nur zu gewiß zu kennen. Einen Knecht hatte sie um Kundschaft ausgeschiedt; aber eine bange Stunde nach der andern verging mit langsamem Pendelschlage und der Bote war immer noch nicht zurückgekommen. Jetzt wurde an das Hofthor gepocht; die angstvolle Mutter sprang auf und horchte — oder war es der Wind? Es pochte noch einmal in schwachen, aber deutlichen Schlägen, die zum dritten Male wiederholt wurden.

„Elisbeth, Elisabeth!“ rief die Frau in banger Erwartung, „geh, öffne das Hofthor, Hans wird drunten sein.“

Die Magd, die vor Ermüdung auf einem Stuhle eingeschlafen war, taumelte mit einer Laterne die Treppe hinunter, kam aber bald allein wieder zurück — Hans, der ausgeschiedte Botschafter war nicht bei ihr.

„Heiliger Gott!“ seufzte die Mutter, „wer war's denn?“

„Ein kleiner Knabe mit Schnee und Schmutz bedeckt, er hat mir dieses Papier abgegeben und ist wieder davon gerannt.“

Frau Brütel ergriff hastig das Blättchen, auf dem kaum leserlich wie in der Dunkelheit, mit Bleistift geschrieben, folgende Worte standen: „Liebe Mutter, gräme dich nicht, ich bin gerettet. Bald Näheres.“ — Mit ängstlicher Miene betrachtete sie die Schrift, als ob sie eine Täuschung fürchte — es waren, wenn auch etwas entstellt, die Schriftzüge ihres Sohnes; das Blättchen war aus seinem Notizbuche gerissen, deutlich kennbar an dem goldgebrochenen Rande. „Er ist gerettet!“ rief die Mutter und sank in leisem, aber inbrünstigem Dankgebet an ihrem Bette auf die Knie nieder.

Das Gericht.

Acht Tage später stand der Kommissär in seiner Stube am Fenster und schaute unruhig und ängstlich über das regendunkle Feld hinaus. Mit der Linken stützte er sich auf den Lauf einer blanken Doppelflinte; an der Seite trug er an einem, mit bunter Seide gestickten Gehänge ein breites Waidmesser; aber der Mann von ehemals war kaum noch in ihm zu erkennen. Die sonst so feste und kräftige Gestalt war zusammengesunken, als hätte eine tödtliche Krankheit daran gezehrt; die weiten Kleider schlotterten darüber wie an einer Vogelscheuche. Auf dem ohnehin schon finstern und abschreckenden Gesichte lag ein unheimlicher falber Schein, der deutlich die Unruhe der Seele, bang durchlebte Tage und schlaflose Nächte verkündigte.

„Der Schurke kommt noch immer nicht,“ murmelte er, sich vom Fenster abwendend und die Flinte in eine Ecke lehrend; „er muß wieder nichts gefunden haben, und morgen ist der fünfzehnte Februar.“

Der geängstigte Mann warf sich in einen Polsterstuhl und spielte in finstern Gedanken mit der blanken Klinge seines Waidmessers. — Sein Auge bohrte sich aber bald mit Falkenblicken in die neblige Dämmerung, die über dem Felde lag. „Halt — bei Gott! da kommt er — er läuft wie ein von der Leine gelassener Jagdhund — der muß eine Fährte haben.“

Der Kommissär eilte auf die Thüre zu, um zu öffnen. „Was gibt's — was hast — hast etwas aufgespürt? Wo ist er?“ rief er mit ängstlicher, fast zitternder Stimme. — Der Waldvogt, denn auf diesen hatte der Kommissär gewartet, lehnte seine Axt in eine Ecke, trocknete mit dem Zipfel seines grauen Regenmantels ganz langsam den Lauf der Flinte und erwiderte dann, als hätte er die hastige Frage nicht verstanden: „Wo er ist? — wer?“

„Wer?“ rief der Kommissär auf den Boden stampfend, „weißt du nicht, wen ich meine, du Tropf?“

„Ja, so,“ entgegnete der Waldvogt, und ein kaum bemerkbares Lächeln glitt an seinen Mundwinkeln herab — „ja, so, Ihr meint den jungen Brütel — in seinem Hause wenigstens steckt er nicht; ich habe es wieder durchstöbert von der First bis in den letzten Kellerwinkel, und die Lumpenhütte der Tannzapfen-Marei ebenfalls; — auf alle Fälle sind sie bei einander — der noble Herr und der junge Holzdieb; freilich Eile thut noth — morgen ist der fünfzehnte Februar — es geht an Ehr' und Leben.“

Nach einer kurzen Pause, während welcher ihn der Kommissär scharf betrachtete, fuhr er in gleichgültigem Tone fort: „Gut, ich will Euch sagen, was ich weiß. Schon seit einigen Tagen bemerkte ich, daß aus dem Brütelschen Hause ganze Körbe mit Lebensmitteln zur Tannzapfen-Marei geschleppt wurden — jedenfalls mehr, als sie mit ihrer Kleinen verzehren kann. Ich schnüffelte herum und vor einer halben Stunde sah ich den kleinen Taugenichts seine Nase aus einem Gebüsch stecken — dort an den Felsen hinter dem Fuchslotze. Ich denke, wo der Schwanz ist, kann der Fuchs nicht weit weg sein; er steckt — meinen Hals wett' ich dran — dort in den Felsen; es ist eine große Höhle dort, ich erinnere mich jetzt wieder ganz genau daran.“

Der Kommissär seufzte auf, wie ein aus schwe-

ren Träumen Erwachender. — „Wie machen wir's jetzt?“ fragte er zerstreut.

„Wie wir's machen? Das ist einfach. Wir nehmen spät in der Nacht zwei Landjäger mit. Die werden vor dem Gebüsch postiert; Ihr und ich dringen vorsichtig in die Höhle und fassen ihn.“

„Aber wenn der Tannzapfen-Bub dich gesehen hat und die Vögel uns das leere Nest lassen?“ warf der Kommissär zweisehend ein.

„Er hat mich nicht gesehen, versicherte der Waldbvogt, „ich habe ihn scharf belauert; er guckte ganz unbefangen an die Wolken hinauf.“

„Ich that dir in Gedanken Unrecht,“ sagte der Kommissär, seinem Genossen die Hand reichend; „dein Plan ist gut — und doch,“ setzte er düster hinzu — „ich kann mich über die Entdeckung nicht freuen, wie ich's gehofft hatte.“

Bevor noch diese Entwürfe im Hause des Kommissärs angestellt wurden, ward an einem andern Orte ebenfalls ein Plan entworfen. Dieß geschah in der einsamen Felsenhöhle hinter dem Fuchslotze. Der Waldbvogt hatte richtig gerathen; dort saßen die Flüchtigen seit der Nacht, in welcher Brütel vom Ruedeli befreit worden war. Der Knabe hatte sich von seinem Wohlthäter nicht entfernen wollen, und dieß war für den Letzteren selbst wieder eine unschätzbare Wohlthat. Ruedeli wußte den Verkehr mit den Müttern mit einer Entschlossenheit, Ausdauer und Gewandtheit in's Werk zu setzen, die den jungen Brütel oft an Charakterschilderungen von amerikanischen Wilden erinnerten. Die Feinde thaten keinen Schritt, der den Höhlenbewohnern nicht bekannt geworden wäre.

Am schlimmsten war das kleine Mareile daran, das arme Kind durfte nichts von den Geheimnissen wissen; trotz aller Verständigkeit hätte seine kindliche Unschuld bei den Hausdurchsuchungen oder den Verhören zum Verräther werden können; es wurde bekwegen auf dem Glauben gelassen, Ruedeli sei an jenem Tage nicht wieder von Karau zurückgekehrt und wohl gar erschlagen worden. Durch seinen unverstellten Schmerz täuschte es selbst den Kommissär, der allmählig zu glauben anfing, es sei Ruedeli wirklich ein Unglück zugestoßen. Kam dieser dann Nachts an seine mütterliche Hütte, um von der Mutter Nahrung oder Nachrichten zu holen, so mußte er oft mit blutendem Herzen hören, wie Mareile um das todtgeglaubte Brüderrchen weinte und betete, bis es unter Thränen eingeschlafen war.

Einmal hörten die Bewohner der Felsenhöhle im Walde lautes Weinen und Klageruf. Ruedeli kroch vorsichtig hinaus um auszuspähen. „Was

gibts?“ fragte Herr Brütel den zurückkehrenden Knaben.

„Mein Mareile sitzt droben auf dem Wurzelstode der kleinen Rothanne, die ich damals gefällt habe — sie weint und ruft mich, da sie meint, ich sei gestorben.“ Dem Knaben schossen bei dem Gedanken an den Schmerz seines Schwesterchens die Thränen stromweise über die Wangen herab.

Ein großes Glück für die Verborgenen war es, daß seit der Nacht ihrer Flucht kein Schnee gefallen war. Waren die Regenschauer auch noch so unfreundlich und verdüsterte der mit dunkeln Wolken behangene Himmel den Aufenthalt in der Höhle auch noch so sehr, so konnte Ruedeli in den schwarzen Nächten nur um so sicherer seine Gänge machen, ohne eine gefährliche Spur zurückzulassen.

Diesen Nachmittag nun war es kälter geworden. „Ich befürchte fast, wir bekommen Schnee,“ sagte Herr Brütel, sich fester in eine wollene Decke wickelnd, — „es wäre doch fatal.“

„Ich will ein wenig nachsehen,“ meinte Ruedeli und kroch in das Gebüsch hinaus; aber kaum waren zwei Minuten vergangen, als er todtbleich wieder zurückkam.

„Was ist dir?“ fragte Brütel erschrocken.

„Der Waldbvogt hat mich gesehen!“ antwortete Ruedeli.

„Der Waldbvogt?“ rief Brütel und wurde bleicher, als selbst sein kleiner Gefährte es war — „Heiliger Gott! dann ist Alles verloren — am letzten Tage und Alles verloren!“

Er versank in düsteres Nachsinnen und Ruedeli saß lautlos mit verschlossenen Augen, als fürchte er sich den Eindruck zu sehen, den die Nachricht auf seinen theuren Herrn hervorbringen würde. — „Hört!“ begann der Kleine nach einer Weile, „es ist noch nicht Alles verloren. Der Waldbvogt weiß nicht, daß ich ihn gesehen habe; — ich ließ mir nichts merken, und fuhr ruhig fort die Wolken zu betrachten. Er wird sich wohl an diese Höhle erinnern und denken, Ihr könntet mit mir da verborgen sein.“

„Das wird er,“ sagte Brütel, durch die ernste und bedächtige Rede aufmerksam gemacht; „aber was weiter?“

„Er geht nun in's Dorf hinguf,“ fuhr Ruedeli fort, „und holt Leute um uns einzufangen. Bis dahin wird's Abend. Ihr geht jetzt da durch das Gebüsch hinunter, immer zu, bis an die Aare, dort könnt Ihr Euch in den Erlen verstecken und ich bleibe hier.“

„Da wäre nicht viel gewonnen, mein kleiner Freund.“

„Doch ist dabei viel gewonnen — kommen sie dann, so springe ich ein wenig fort, den Wald hinauf, und werde gefangen. Die Höhle wird durchsucht und man findet all diese Sachen. Ihr nehmt nur den Karabiner mit. Ich erzähle dann, Ihr seid bis gestern mit mir da versteckt gewesen; aber weil es unsicher geworden, seid Ihr in der Nacht fort, hinüber in die Wälder an der Schafmatt. Ich habe diese Nacht nachkommen wollen, und hier nur noch gewartet, um zu erfahren, ob man Euch etwa auf der Spur sei. Dann geh' ich mit den Leuten hinüber in die Berge, um Euch zu suchen und ich glaube, Ihr könnt ruhig hier bleiben — ich will gewiß suchen helfen, daß morgen der ganze Tag vergeht — der fünfzehnte Februar.“

Brütel mußte lächeln über diesen Plan, aber die Aufopferung, mit welcher der Knabe die Gefahr auf sich nehmen wollte, rührte ihn so sehr, daß er die Hand über die Augen hielt, um eine Thräne zu verbergen. — „Aber,“ fragte er, „willst du auch erzählen, daß du mich befreit hast?“

„Freilich,“ antwortete Ruedeli, „dann glauben sie mir das Andere um so besser.“

„Ruedeli,“ fuhr Brütel nach einer kleinen Pause fort, „ich weiß selbst keinen bessern Plan als den deinigen; aber denke — wenn meine Verfolger morgen Abend, freilich zu spät, merkten, daß du sie zum Besten gehalten, so wirst du Schläge bekommen — vielleicht könntest du heute Nacht in der Dunkelheit gar erschossen werden.“

Ruedeli war sichtlich erleichtert, daß sein Rath geneigtes Gehör fand. „O Herr,“ sagte er heiter, „was die Schläge betrifft — deren hab' ich schon viele gekriegt, so ein armer Bub muß die ertragen können, und“ — fuhr er ernster fort, „wenn ich sollte erschossen werden, so grüßt mir dann die Mutter; das Mareile hat's schon überstanden — es meint ja, ich sei todt.“ — Eine große Thräne trat in das lichte, braune Auge des Knaben; aber als schämte er sich derselben, schüttelte er unwillig den Kopf und sagte: „Nicht wahr, Herr Brütel, wenn die Mutter wieder krank wird, so laßt Ihr sie nicht frieren und hungern? — Ich weiß das, und dann sterb' ich gern, wenn's Euch nützen kann.“

Brütel betrachtete mit stummer Rührung den Knaben, der in demüthiger Dankbarkeit bereit war sein Leben zu wagen, ohne an sich selbst oder die Größe seines Opfers zu denken; er zog ihn an seine Brust, und inniger als je einen Freund beim Scheiden küßte er die von dichten schwarzen Locken umwallte Stirne Ruedeli's, der in süßer Freude über diese Liebfosung zu weinen anfing.

„Braver, kleiner Freund,“ sagte der Jüngling bewegt, „ich weiß keinen Ausweg, als deinem Rathe zu folgen. Laß dich diese Nacht, wenn der Feind anrückt, ruhig fangen und setze dich keiner Gefahr aus; morgen wirst du freilich einen schweren Stand haben, armer Knabe; aber Gott wird uns nicht verlassen und mit seiner Hülfe werd' ich dir's vergelten können. Ist der morgende Tag überstanden, so ist die größte Noth vorbei. Leb' wohl, mein junger Freund — auf glücklich Wiedersehen!“ —

Ruedeli saß noch lange, nachdem sein bisheriger Gefährte durch das Gebüsch verschwunden war, in der dunkeln Einsamkeit, selige Thränen weinend. „Diese Hand,“ sagte er laut vor sich hin, seine Rechte auf das Herz legend, „diese Hand hat dir der brave Herr gedrückt und dich dabei Freund genannt — ich will das nicht vergessen, und wenn sie mich zerreißen würden. O wenn's nur ihm gut geht; was ist auch an mir gelegen.“ — Der Knabe sank auf die Kniee, faltete die Hände und betete inbrünstig, daß Gott den guten braven Jüngling beschirmen möge. —

Er horchte schon stundenlang unter dem Eingange der Höhle, wie ein lauernder Fuchs in seinem Bane. Der feuchtkalte Wind hatte, schwarze Wolken über die Sichel des Mondes wegzagend, schon die Glockenschläge der zehnten Stunde aus dem fernen Dorfe herausgetragen und noch immer ließ sich nichts verspüren; bald glaubte Ruedeli seine Besorgnisse seien vergeblich gewesen. Endlich hörte er über sich auf dem Felsen das Klatschen eines leisen Schrittes und darauf das Klirren eines Gewehres, dessen Kolben hart auf den Boden gestellt wurde. Der Knabe mußte über diese Unvorsichtigkeit lächeln; er verspürte so wenig Angst, als läg' er sorgenlos zu Hause im Bette; er dachte nur daran, wie die Verfolger vorerst den Wald aufwärts zu locken seien.

Jetzt knitterte das Moos kaum hörbar von leisen, langsamen Tritten, die der Felswand entlang von beiden Seiten vorsichtig an die Höhle heranschlichen. — „Nun ist's Zeit,“ dachte Ruedeli, als der Heranschleicher zur linken Seite auf einige Schritte nahe gekommen war — „jetzt wage ich's“ — und mit einem raschen Sprunge schwang er sich, rechts wendend, in's Gebüsch hinein; aber im nämlichen Augenblick leuchtete ein knallender Blitz und eine Kugel pfiß durch die Büsche — ein gräßlicher Schrei, ganz nahe zur Rechten, halb Zammerruf, halb Fluch, hemmte seinen Lauf. — „Hülfe, Hülfe! — ich sterbe,“ stöhnte eine Stimme.

„Das ist der Waldbvogt,“ durchfuhr es Ruedeli mit kaltem Grausen, „das ist seine Stimme.“ —

Von beiden Seiten kamen Lichter heran. Es waren zwei Landjäger, die, auf der Höhe postirt, nun auf das Geschrei mit geöffnieten Blendlaternen herab-eilten. Ruedeli dachte nicht mehr an die Flucht; er drängte durch das Gebüsch den Lichtern zu. Hier lag der Waldbvogt, über dessen krampfhaft verzogenes Gesicht der unsichere Laternenschein grelle Streiflichter warf; die Brust herab quoll ein dunkelrother Blutstrom; über den Sterbenden her beugte sich der Kommissär, an sein abgeschossenes Gewehr gelehnt. „Ich sah einen aus der Höhle springen, aber ich traf den Unrechten,“ sagte er mit dumpfer Stimme — „Gott hat gerichtet.“

verleitet, die Hand geboten den jungen Herrn zu vernichten. —

Der Tod vergönnte ihm nicht länger Frist und schloß seinen Mund mit dem Siegel unlösbarer Verschwiegenheit.

„Deine Wege, Herr, sind wunderbar, aber gerecht,“ sagte der herbeigerufene Geistliche, die Augen des Todten zudrückend; „die Unschuld hast du durch die schwache Hand eines Knaben gerettet und die Schuldigen durch ihre eigene Hand gestraft. Gönn ihnen deine Barmherzigkeit.“

„Amen,“ sagten die Umstehenden, mit bangem Entsetzen erfüllt, und mancher böse Gedanke mochte



Die entsetzten Landjäger wollten den blutenden Waldbvogt aufrichten. „Laßt mich,“ stöhnte er, „ich habe genug; holt Leute — ich möchte zu Hause sterben.“

„Lauf,“ sagte ein Landjäger zu dem vor Grausen bebenden Ruedeli, „lauf in's Dorf und hole Leute — dir wird wohl nicht mehr viel geschehen — da ist ein anderer Richter dazwischen getreten.“

Der Waldbvogt wurde spät nach Mitternacht auf einer Bahre nach Hause gebracht. Sterbend erzählte er, der Kommissär habe gewußt, daß der alte Herr Brütel Papiere kenne, durch welche der am Landvogt von Biberstein vor der Schlacht bei Zürich verübte Betrug bewiesen werden konnte. Den jungen Brütel habe der Kommissär verderben wollen, aus Furcht, der Jüngling habe von jenen Papieren Kenntniß; er habe durch das Geld des Kommissärs

beim Anblicke dieses Gottesgerichtes im Reime erstickt worden sein. —

Der Kommissär wurde den Gerichten überliefert. —

Von einer weitem Verfolgung des jungen Brütel war nach diesen Enthüllungen natürlich keine Rede mehr. Seinen jungen Freund in der Noth hat er später im Glück nicht vergessen. Er nahm die arme Familie aus der Hütte am Walde in sein eigenes Haus hinüber und bildete Ruedeli und sein Schwesterchen zu wackern Menschen heran. Ruedeli lebt noch in einer kleinen Stadt, nicht weit vom Schauplatz dieser Geschichte, als allgemein geachteter Mann und tüchtiger Meister Waffenschmied. Er selbst hat mir die Erlaubniß gegeben, dieses Ereigniß aus seiner Jugendgeschichte hier zu erzählen — er darf sich wahrlich desselben nicht schämen.

Wintertrost.

Von

Julius Lohmeyer.



Ich schritt durch kahle Stoppelfelder
Im müden Abendsonnenstrahl,
Der Nordwind klagte durch die Wälder
Und Nebel wogten durch das Thal.
Mit schwermuthsvollem Winterbange
Schaut' ich hinab vom Bergeshang,
Doch helle Kinderstimmen klangen
Herauf, wie tröstlicher Gesang:

„Nun Winter laß die Stürme fegen,
Nun komm mit deiner ganzen Macht,

Kaum saßt das Haus den reichen Segen
Des Herbstes, den wir eingebracht.

Begrabe Dorf und Feld und Garten
Mit weißer Decke mendenlang,
Wir können froh den Lenz erwarten
Im warmen Haus bei Spiel und Sang.

Am Ofensitz spinnst Märchenwonne
Uns selig ein in wachen Traum,
Und eine helle Freuden Sonne
Strahlt durch die Nacht, der Weihnachtsbaum!“

Eichkätzchens Christgeschenk.

Von

J. F. Widmann.



Eichkätzchen hat im grünen Wald
Den Sommer über gesprungen,
Nun ist der Winter starr und kalt
Tief in den Forst gedrungen.

Die Musikantenvögelein
Sind fort mit ihren Flötchen;
Eichkätzchen sitzt im Wald allein
Und frieret an den Pfötchen.

Im Astloch hat es zwar ein Haus,
Ein Thor von Tannentrinde;
Doch steckt es kaum das Köpfschen raus,
Gleich pfeifen drum die Winde.

Da kommt die liebe Weihnachtszeit,
Es glänzen tausend Lichter,

Die Baum' und Sträucher dicht beschneit,
Sie machen frohe Gesichter.

Es hat sie ja der heil'ge Christ
Mit weißem Kleid gezieret;
Im ganzen Wald kein Zweiglein ist,
Das jetzt noch klagt und frieret.

Eichkätzchen auch ist froh erwacht,
Ihm ist die Sorg' benommen;
Denn unvermerkt hat's über Nacht
Ein Pelzchen warm bekommen.

Nun läuf's Baum auf, Baum ab im Trott,
Warm bleiben ihm die Tägchen.
Ja, ja! — es sorgt der güt'ge Gott
Für dich auch, lieb' Eichkätzchen.

Das Wild des Waldes.

Von

Adolf Müller.

Mit zwei Originalzeichnungen von Guido Hammer.



II. Die Gekrönten des Waldes.

eine jugendlichen Leser besuchen gewiß gern den Wald. Die gesunde, frische Jugend liebt es ja auch, die Freistunden der Natur zu widmen. Und wo wäre diese anziehender, erfrischender und herrlicher als in den waldigen Bergen?

Heute laßt uns hinauswandern in einen größeren, zusammenhängenden Forst unseres Vaterlandes. Denn es sollen meine jungen Begleiter mit dem edelsten und stolzesten Wild unserer heimischen Wälder bekannt werden, mit den Hirschen.

Diese leben in den großen Wäldern unserer Berge. Wir wollen die Thiere in ihrem ungebundenen Freileben, in der Wildniß, aussuchen und beobachten, nicht etwa in den Schranken der Thiergärten. Da sehen sie verkümmert aus und haben nie das stolze, frische und wilde Wesen ihrer Brüder in der Freiheit.

Ich weiß einen im Walde ergrauten Mann tief im Gebirge. Dort in einem ausgedehnten Forste werden noch Hirsche gehegt, und der Alte ist der Förster des Reviers. Er ist mit den Schleichwegen des Wildes wohl bekannt und ein tüchtiger Jäger, der mit seiner Büchse schon viele Hirsche erlegt hat. Diesen suchen wir auf in dem einsamen Forsthaufe seines Waldes. Der kann uns an das Wild hinanbringen und uns von ihm mehr und viel Fesselnderes erzählen als die Naturgeschichten und Jagdbücher.

Aus diesen Büchern ist uns bekannt, daß unsere Hirsche unter den Säugethieren in die Ordnung der Zweihüfer oder Wiederkäuher gerechnet werden und darin die Familie der Hirsche (*Cervi*) bilden. Zu dieser Familie gehören in unserem Vaterlande das Elenn oder der Elch (*Cervus Alees*), welches den älteren unserer Leser wohl schon aus dem Nibelungenlied als der „grimme Schell“ bekannt sein wird. Dies Wild ist fast ausgerottet und kommt nur noch im äußersten Osten Deutschlands vor. Es zählen zu der Hirschfamilie noch unser Edel- oder Rothhirsch (*C. Elaphus*), der Damhirsch (*C. Dama*) und das Reh (*C. Capreolus*).

Bezeichnend für die Hirschfamilie sind zwei Knochenzapfen der Stirne, auf welchen sich das Gehörn oder Geweih aufrichtet. Dieses Gehörn ist

aber bei unseren Hirscharten nur den Männchen, den Hirschen, eigen. Es besteht aus einem körnigen gefurchten und verzweigten Horngebilde. Alljährlich wird es abgeworfen, und ersetzt sich dann auf's Neue wieder. Demnächst kommt bei den Hirschen die eigenthümliche Einrichtung der Wiederkäuher in Betracht, die vier unter einander zusammenhängenden Magen. Der größte auf der linken Seite des Leibes heißt Wanst. Ueber demselben rechts liegt der kleinere Netzmagen oder die Haube mit einem Zellgewebe auf seiner inneren Wand, das wie Maschen eines Netzes aussieht. Neben diesem befindet sich der Blättermagen oder Pfalter, so benannt von seinen blätterförmigen Hautvorsprüngen auf der inneren Seite. Auf der äußeren rechten Seite liegt der eigentliche Magen, der Labmagen. Da wo die drei ersten Magen sich vereinen, senkt sich der Schlund mit einer gemeinschaftlichen Mündung ein. Durch den Schlund gelangt die Nahrung in den Wanst, aus diesem tritt sie in den Netzmagen, worin sie erweicht wird und woraus sie durch Aufstoßen wieder mittels des Schlundes zurück in den Mund getrieben und hier wiedergekaut wird. Nun geht der Stoß zwischen zwei rinnenartigen Falten vor dem zweiten Magen wieder hinunter durch den dritten Magen und aus diesem in den Labmagen. Außerdem kennzeichnen die Hirsche acht Schneidezähne im Unterkiefer, denen gegenüber der Oberkiefer zahnelos erscheint. Ober- und Unterkiefer haben dagegen auf beiden Seiten sechs Backenzähne, und weiter steht bei den größeren Arten im Oberkiefer beiderseits ein Eckzahn.

Seht ihr dort oben auf der Waldblöße die freundliche Wohnung mit der Hofraithe und dem Garten schimmern? Da wohnt der Förster, den wir besuchen wollen. Ich habe ihm unsere Ankunft gemeldet — und schaut! dort steht er schon am Hofthore, um uns zu empfangen. Bietet ihm freundlich die Zeit, wie's höflicher Jugend geziemt, und begrüßt ihn „Herr Förster“. Sieh! er ist wohlgemuth, denn er raucht seine kurze Pfeife mit dem Kopfe von Birkenmaser.

Die kleine Gesellschaft der Wandernden war vor die Försterwohnung getreten, und der Förster

bewillkommte den Besuch mit dem Ausrufe „Waidmannsheil“, d. i. mit dem Jägergruße. Auf dem Hofe vor der Hausthüre stand der Schweißhund „Hirschmann“ und schlug beim Anblick der Fremden an, ließ aber beim Pfiffe seines Herrn vom Bellen sogleich ab. In der Thüre kam den Eintretenden die Frau Försterin grüßend entgegen und führte den Besuch in's Haus. Wie war da Alles so schön und reinlich geordnet! Den Boden bedeckte vom Flur aus bis in's Zimmer feingekräuselter weißer Sand, und der Tisch drinnen war wirklich mit grobem aber schneeweißem Linnen gedeckt.

Während die Hauswirthin in der Küche sich zu thun machte, zeigte der Förster den Ankömmlingen



die Hirschgeweihe, welche die Wände des Flurs und der Stube zierten. Gleich belehrte der Alte seine Umgebung folgendermaßen.

„Schaut! das sind die Geweihe oder die Gehörne von den Edel- und Damhirschen, die ich hier auf dem Reviere die vierzig Jahre her erlegt habe. Da paßt nun auf, ihr Jungen, daß ihr die Bildung der Geweihe kennen lernt und einen Hirsch darauf anzusprechen, d. i. zu benennen versteht!“

„Vorher laßt euch sagen, daß das männliche Hirschwild im ersten Jahre Hirschkalb, das weibliche Wildkalb benannt wird. Nach zurückgelegtem ersten Jahre heißt das weibliche Wild Schmalthier, später Thier und Althier. Das männliche Wild setzt vom achten oder neunten Monate an Spieße auf mit zwei fast geraden, etwas nach innen gebogenen Spitzen. Von diesem ersten Gehörne her

heißt der junge Hirsch ein Spießer. Nun könnt ihr an diesem Gehörne hier — was ich im Wald gefunden, denn der ächte Waidmann schießt keine so jungen Hirsche — am Stirnbein zwei kleine Knochenzapfen sehen, das sind die Rosenstöcke. Auf diesen steht der ringsförmige, wulstige und körnige unterste Theil des Gehörns, die sogenannte Rose. Alljährlich im Frühjahr bildet sich an Stelle des zuvor abgeworfenen Gehörns durch Ausschüßung der Gefäßhäute auf den Rosenstöcken eine anfangs weiche Masse, welche sich mit einer filzigen Haut umschließt, den Bast um die sogenannten Kolben bildend. Die Kolben verhärten sich allmählig zu den beiden Stangen, woraus hauptsächlich das Geweih besteht. Nun fängt der Hirsch an, den Bast an Gesträuchen und jungen Stämmen der Waldbäume abzureiben. Das nennt der Jäger fegen. Wenn das Gehörn vollständig vom Bast befreit und gefegt ist, und aus demselben alle Nebenäste und Spitzen, die Enden, herausgewachsen und verhärtet sind, dann sagt man: das Geweih ist verreckt oder ausgereckt. Erst mit ausgerecktem Geweih — vom Juli an — erlegt der ächte Jäger den Hirsch, niemals den Kolbenhirsch.

„Gehen wir nun weiter die Geweihe an den Wänden durch. Hier das ist von einem Gabler oder zweijährigen Hirsch. An den Hauptstangen hat sich beiderseits eine schwache, nach oben gerichtete Sprosse, die Augsprosse, gebildet. Diese macht mit der Endsprosse auf jeder Stange eine Gabel; daher der Name des Hirschens. So weit hat der Edelhirsch mit seinem Better Damhirsch gleiche Geweihbildung und Benennung.

„Jetzt aber müssen wir vorerst zur Betrachtung der Geweihe des Damwildes übergehen. Der Damhirsch erhält beim Eintritt in's dritte Jahr ein Geweih mit kleinen Augensprossen und gewöhnlich an jeder Stange ein abgestumpftes Ende mehr. Mit jedem Jahre vermehren sich nun die stumpfen Enden, bis endlich im fünften Jahre der obere Theil der Stangen die schaufelartige Form mit den kurzen Zinken annimmt. Nun ist der Damhirsch ein Schaufler. Später wird er bei breiteren Schaufeln ein guter und zuletzt mit sehr starken und vielverästelten Schaufeln — wie an jenen Geweihen dort zu sehen — ein Capital- oder Hauptschauler.

„Tretet jetzt wieder zu den Edelhirschgeweihen her! Hier ist eines von einem dreijährigen Hirsch. Da entsteht über den Augensprossen an jeder Stange gewöhnlich ein zweites Ende, die Mittelsprosse, und der Hirsch heißt nun ein Sechsender oder

Sechser. Wißt, daß man beim Benennen oder Ansprechen des Hirschens nach den Enden seines Geweihs immer die Endenzahl einer Stange verdoppelt und nach dieser letzten Zahl den Hirsch anspricht. Ist die Zahl der Enden jedoch an beiden Stangen nicht gleich, wie öfter vorkommt, dann verdoppelt man die Endenzahl der Stange, woran die meisten Enden sind, und setzt vor dem Anspruch das Wort ungerad. Hätte dieses Sechsergeweih an einer Stange nur zwei Enden, an der andern aber die regelmäßigen drei, so wäre es von einem ungeraden Sechser. Betrachtet euch einmal das Gehörn des Sechfers genauer! Da wo die Mittelsprossen sitzen, entdeckt ihr eine knieförmige Beugung an den Stangen, welche vom Rosenstocke aufwärts mehr nach außen, von der Beugung an aber nach rückwärts streben. Hierdurch entsteht die eigenthümliche Form des Hirschgeweihs. Vom Rosenstock richtet es sich stark bogig nach auswärts, sodann aber knieförmig nach hinten, während der obere Theil der beiden Stangen stets sich wieder sanft nach innen neigt. — Im vierten Jahre entsteht in der Regel jederseits ein Ende mehr an den Spitzen der Stangen, und man hat den Achter. Das fünfte Jahr kommt neben der Augsprosse nach außen vielfach eine zweite zum Vorschein, die Eißsprosse, und der Hirsch ist ein Zehner. Ein Jahr älter, und der Hirsch wird mit dem Zwölfer ein Kronen- oder starkjagdbarer Hirsch. Seht! die Enden der Hauptstangen biegen sich abermals rückwärts mit der Spitze nach innen gekehrt, während die aus demselben Punkt entspringenen zwei andern Endsprossen sich nach vorn und außen verzweigen. Diese dreifache Verzweigung bildet die Krone des Zwölfers. Den vierzehner hier über der Thüre kennzeichnen die erneuten Gabeln an den Endspitzen der Stangen, so daß jederseits eine viertheilige Krone entsteht. Zum Erlegen eines Sechzehners hab' ich's noch nicht gebracht; drum kann ich euch kein Geweih eines solchen zeigen.

„Nun meine Lehrlinge“ — redete der Alte scherzhaft seine Zuhörer an — „so ihr in die Jägerlehre mit einem Fuße getreten, müßt ihr mit dem andern auch herein: denn fest auf beiden Füßen steht ein rechter Waidmann. Jetzt kommt Einiges von der Waidmannssprache für das Edelwild, das man mit Recht Hochwild nennt. Gebt hübsch Acht auf die Ausdrücke; denn wer sich dagegen vergeht, kriegt nach altem Jägerbrauch drei derbe Streiche mit dem Hirschfänger hier an meiner Seite. Dazu aber wird's hoffentlich nicht kommen, denn die Waidmannssprache spricht aus dem deutschen Gemüth

heraus, ist eine so ausdrucksvolle und schöne, daß sie sich bei reger Theilnahme und Aufmerksamkeit leicht einprägt. Wer freilich keinen Sinn dafür hat, wird kein Waidmann, und bleibt ein Sonntagsjäger und zahmer Spazierläufer sein Leben lang!

„Zuvor seht euch aber 'mal meine „Liese“ an, an der kann ich euch so Manches deutlich zeigen, was zur Jägersprache gehört.“

Der Förster war bei diesen Worten in's offene Fenster getreten und pfiß auf seinem Finger. Auf seinen Ruf: „Liese, komm!“ sprang im Nu mit ein paar leichten Sägen eine zahme Hirschkuh in den Hof dem Fenster zu, woran der Förster stand. Sie nahm demselben Hafer und Salz aus der Hand. Die junge Gesellschaft war freudig erregt und eilte in den Hof zu dem zahmen, zutraulichen Thiere. Gar sanft und friedlich schaute es die Knaben mit seinen tiefen, glänzenden Augen an. Die Liese hatte ein rothes Halsband mit einer Schelle am Halse, damit man sie von Weitem erkenne. Denn sie ging frei aus und ein, besuchte oft Tage lang ihre wilden Geschwister im Walde, kam aber immer getreulich wieder zu ihren Pflegern im Forsthause. Die ganze Umgegend kannte die zahme Liese, und oft begleitete sie auch den Förster auf seinen Waldgängen.

Der Förster belehrte seine Zuhörer nun weiter.

„Der Hirsch hat keine Beine, sondern Läufe, keine Ohren, sondern Lauscher oder Gehöre, kein Maul, vielmehr ein Geäs, keine Zunge, vielmehr einen Weidlöffel, Grafer oder Lecker. Die zwei stumpfen Eckzähne oben im Geäse heißen Gräne oder Haken.

„Schaut!“ — unterbrach sich der Alte, auf seine Weste deutend — „hier die Knöpfe sind Haken von meinen erlegten Hirschen, das sind Bierden für den Jägermann. —

„Der Schwanz“ — erklärte er weiter — „ist der Wedel, die Augen heißen bezeichnend Lichter, die Spalthufe Schalen und die beiden kleinen Klauen hinten über den Fußgelenken die Oberrücken oder Geäfter. Der helle gelbliche Fleck um den Wedel herum heißt bald Schild, bald Spiegel, bald Schirm. Die Schulter nennt der Jäger das Blatt, die Schenkel Keulen, während er den Unterrücken Ziemer tauft. Auch dürft ihr das Wild nicht fett nennen! Das äußere Fett unter der Haut benennt sich Feist, das im Leibe aber Talg, und das Fleisch heißt Wildpret. Das Wild ist auch nicht groß oder klein, auch nicht mager, sondern man sagt, der Hirsch oder das Thier ist stark oder schwach oder ist schlecht von Leib.

Das Wild zieht zu oder von Holz oder auf

die Aefung, wenn es in den Wald geht oder aus demselben tritt oder zur Weide geht. Es trollt wenn es tragt, es rennt, flieht und ist flüchtig, wenn es davon eilt. Es steht in einem Waldort oder steckt sich in ein Dickicht. Es wechselt von einem Distrikt zum andern, d. i. es geht seinen gewohnten Gang von einem Standort zum andern. Es äugt, sobald es einen Gegenstand aufmerksam betrachtet, es wittert oder riecht, es vernimmt oder hört, und es sichert, sobald es mittels Augen, Nase und Gehör seine Umgebung prüft. Es thut sich nieder, wenn es sich zur Ruhe niedersetzt, und wenn der Hirsch sich erhebt, so sagt der Jäger bezeichnend: der Hirsch wird hoch.

„Mehrere Stück Wild auf einem Trupp bilden ein Rudel. Gemeinlich geht ein weibliches altes Stück Wild, das Alt- oder Kopsthier, dem Rudel voran, und dann sagt man: es führt den Kopf des Rudels. Das Kopsthier ist klug und sehr aufmerksam, und seiner Führung vertraut sich das ganze Rudel an. Ihm folgen in der Regel noch mehrere Stück Wild mit Kälbern, Gabeln und Spießern, zuletzt folgt der stärkere Hirsch. Oder es bilden bloß ältere Hirsche ein Rudel. Ganz alte Hirsche führen ein Einsiedlerleben und werden auch Einsiedler getauft.

„Dies ist von der Waidmannssprache für euch Anfänger vor der Hand genug. Ich könnte euch noch Vieles von unsrem edlen Wilde sagen, namentlich von den Kennzeichen der Spuren oder Fährten, welche dasselbe im feuchten Boden, auf Steinen oder im Grase zurückläßt, und aus welchen der Jäger das Wild anspricht, oder schätzt, ob die Fährte von einem starken oder schwachen Hirsche oder von einem Thiere herrührt. Aber das alles begreift ihr jetzt noch nicht, dazu gehört eine vieljährige Erfahrung und unausgesetzte Uebung.

„Viel besser, ich erzähle euch noch von der Lebensweise unseres Hochwildes.

„Das Rothwild verfärbt (härt) sich jährlich zweimal, im Herbst und im Frühjahr. Die Lese ist eben noch in der Sommerfärbung, rothbraun, unten am Bauch und an der Innenseite der Läufe etwas heller, am Geäße schwärzlich umrandet. Hinten zu beiden Seiten des Wedels seht ihr das gelbe Schild. Von der rothbraunen Färbung trägt das Rothwild seinen Namen. In den ersten Monaten sind die Kälbchen gar bunt, haben weiße Flecken auf rothbraunem Grunde. Später verfärben sie sich wie das ältere Wild. Wenn wir die Haut oder die Decke der Lese genauer untersuchen, so unterscheidet sich ein kürzeres Wollhaar, die Wolle, grau mit

rothbraunen Spitzen, von den rauheren langen Deckhaaren oder dem Haar, welches das entschiedene Rothbraun trägt. Im Winter entstehen längere Haare und dichtere Wolle, welche sich mehr in's Graue verfärben. Die Hirsche sind meist dunkler gefärbt als die Thiere. Auf dem Rücken, den Keulen, am Bauch und dem Halse tritt öfters ein Schwarzbraun oder Schwarz auf fahler Grundfärbung hervor.

„Der eigentliche Aufenthalt, die Heimath des Wildes ist der Wald. Nur wenn dieser sehr beunruhigt wird, so steckt es sich zuweilen in die Getreidefelder oder in das hohe Gras und Gesträuch offener Haiden. Tags über sitzt das Roth- und Damwild gewöhnlich ruhig in seinem Lager oder Bett. Ist dies an einem Berghang, dann sitzt das Wild stets den Kopf nach dem Thal gekehrt. Nach starken Regen steht es auf und tritt auf die Blößen und Wege der Gehege, um sich zu trocknen. In der Abenddämmerung tritt es auf Waldwiesen oder Felder, um sich zu äßen, mit Tagesanbruch zieht es wieder zögernd und sehr langsam zu Holz. Wir Jäger nennen dies bedächtige Zurückziehen aus den Feldern deshalb den Kirchgang. Die Zähne des Wildes deuten schon auf seine Nahrung, und die innere Einrichtung seines Magens, waidmännisch der Wanst oder Pansen genannt, bekundet den Wiederkäufer. Demzufolge nährt es sich bloß von Stoffen aus dem Pflanzenreich. Es äßt vom Getraide sowohl die Körner als die grünen Halme, und unter unzähligen grünen Pflanzen vorzüglich gern Wicken, schält aber im Winter und Frühjahr auch die verschiedensten Holzarten. Hierdurch wird es dem Förste schädlich, wie es denn auf den Feldern große Verheerungen anrichten kann. Gegen einen übertriebenen Wildstand“ — fuhr der Förster mit etwas widerstrebender Miene fort — „schelten die Bauern, und wenn ich ein Landmann wäre — ich thät's wohl auch. Aber ich bin ein Mann des Waldes und lasse auf meine Gebrönten nun einmal nichts kommen. Das Wild muß den Wald beleben, wie der Vogel- fang. Ohne Wild und Vögel ist der Wald todt.“

„Vieles von der Lebensweise des Edelwildes sowie die Waidmannssprache für dasselbe paßt auch auf das Damwild. Es ähnelt dem ersteren in der Gestalt und den Bewegungen, ist auch sehr behend und flüchtig. Doch gefällt es mir nicht so, wie seine edlen Verwandten. Es ist auch merklich schwächer, das Damthier etwa nur 0.6 bis 0.65 Meter, der Damhirsch höchstens 0.75 Meter hoch. Er ist lange nicht so schlank und stolz wie der Edelhirsch. Das Damwild hat etwas ziegenartiges und geht mit niederem, vorgestrecktem Halse, weshalb auch die Be-

nennung Dambock für den Hirsch gebräuchlich ist. Kurz es ist unedler, nicht so großartig in Gestalt und Haltung, wie seine Betterschaft. Seine Färbung — die ist zwar eine viel auffallendere, bunte. Deshalb lieben es auch die Damen. Mir kommt's gelect oder wie gemalt vor. In der Sommerfärbung ist die Decke auf rothbraunem Grunde weiß gefleckt, der Bauch und die Innenseite der Läufe weiß, Kopf, Hals, Keulen und Rücken haben keine Flecken. Um das Geäs und die Lichter ziehen sich schwarze Ringe. Es hat ebenfalls ein helles Schild. Die Färbung wechselt sehr, denn es gibt geschecktes, weißes und auch schwarzes Damwild. In der Winterfärbung werden Kopf, Hals und Gehör mehr grau, der Rücken und die Flanken sind schwärzlich und die Unterseite hellgrau, röthlich durchschossen.

hab' ich einmal mit dem Kolben meiner Büchse einen Stoß verfehlt und den Faulenzer so hurtig auf die Läufe gebracht. Im October schreit der Damhirsch sehr erregt und kämpft noch häufiger als sein Better mit andern Schaulern. Sein Schreien ist aber anders als das des Edelhirsches, hat etwas Grunzendes, Gezogenes, es lautet etwa so, wie wenn ein Mensch beim Schlafen sehr laut schnarcht.

„Die Nefung des Damwildes ist im Allgemeinen die des Rothwildes. Nur liebt es mehr das Schälen am Holze und wird hierdurch noch schädlicher als seine Verwandten.

„Bei einer waidmännischen Hege wird das Wild in strengen Wintern gefüttert. Es werden dann weiche Holzarten in den Waldungen gefällt, deren Rinden und Knospen es gerne äßt. Oder man er-



„Merkt euch noch einige weitere Unterschiede zwischen dieser Wildart und dem Edelwild. Beim Damwild sind der Kopf, die Lauscher und die Läufe kürzer, der Wedel ist aber merklich länger und der Leib verhältnismäßig stärker als beim Rothwild. Dieses thut sich immer so nieder, daß es auf einer Seite sitzt, das Damwild aber mehr, die vier Läufe unter dem Leib. In mäßiger Flucht macht das Damwild wie die Ziegen hohe Sätze mit allen vier Läufen zugleich in die Luft und hebt dabei den Wedel in die Höhe; das Rothwild wird hingegen in gleichmäßiger Bewegung flüchtig. Dies suhlt sich (fühlt sich) auch gern Sommers in sumpfigen Quellen, Brüchen und Tümpeln, das Damwild aber niemals.

„Wie die Färbung, so wechseln auch die Launen des Damwildes. Es ist unruhig und doch hält es seinen Stand sehr beharrlich. Auch wird der Schauler Ende September, seine Feistzeit, sehr faul, so daß ich ihm schon sehr nahe gekommen bin. Einem sogar

richtet Futterplätze. Das sind mit Stroh oder einem Bretterdach überdeckte Kausen an bestimmten, vom Wilde besuchten Waldorten. Auf die Kausen wird gutes Heu gesteckt und in Krippen werden Hafer und Rübenstücke gestreut. Diese Futterplätze merkt sich das Wild, wie seine Wäarter. Mit mir ist's zu solchen Zeiten sehr vertraut, und ich kann's mit meinem Rufe zum Futter herbeilocken. Das laßt euch nicht wundern. Trotzdem daß ich ein Jäger bin und zeitweis mit der Büchse ein hartes Wort rede, bin ich doch ein Freund des Wildes, wie überhaupt der Thiere. Niemals lass' ich sie in der Noth darben. Der Waidmann muß ein gutes, mitleidiges Herz für's Wild haben, sonst ist er ein roher Mensch. Er muß es hegen und pflegen. Deshalb legt der Jäger auf den Wecheln auch häufig Sulzen oder Salzlecken an. Das sind von rohen hölzernen Rahmen umgebene kleine Plätze, welche mit Thon ausgestampft werden, in welchen man vorher reich-

lich Salz eingeknetet hat. Daran leckt das Wild sehr gern und gewinnt solche Orte lieb, es nimmt sie an, wie der Jäger spricht.

„Aber mit der Fütterung und Pflege seines Wildes ist's dem sorgsamem Waidmann noch nicht genug, er behütet es auch das Jahr über vor den Nachstellungen seiner Feinde. Darunter ist der Erzschleicher, Gauner und Strauchdieb Fuchs vorab zu nennen. Mit dem mache ich, wo ich ihn treffe, keinen Spaß. Auch dem Baummarder lasse ich den Hagel aus meiner Schrotflinte fühlen für die Unthaten an den zarten Wildkälbchen. Der Heimtücker springt ihnen, sowie den Rehkitzen und Schmalreihen, manchmal von den Aesten der Bäume herab auf den Hals und beißt ihnen die Schlagader durch. Die alten Thiere können den geängsteten Kleinen trotz ihres Muthes, ihrer Stärke und Gewandtheit nicht helfen, da sie mit ihren einzigen Waffen, den Vorderläufen, den Räuber nicht schlagen können, ohne ihre Kälbchen selbst empfindlich zu treffen. Da prei' ich mich denn immer glücklich, wenn ich hier und da rächend dazwischen fahren und befreien kann.“

Der Förster wurde plötzlich durch hohle, laute Töne, die aus dem Innern des Waldes schallten, unterbrochen. Sie waren mit dem Brüllen eines erbohten Bullen zu vergleichen und ließen sich in Zwischenräumen wiederholt vernehmen.

„Hört ihr die Hirsche schreien?“ so wandte sich der Lehrmeister zu der ihn umstehenden Jugend. „Eben jetzt im mitten September ist die erregteste Zeit des Edewildes, wo die starken Hirsche mit ihres gleichen oft erbittert kämpfen. Da schreit der Hirsch und sucht beim Kämpfen seinen Gegner mit den Enden seines Geweihes in den Flanken zu spießen, welches man forkeln nennt. Der unterliegende, sagt der Jäger, ist abgekämpft. Heute gegen Abend führe ich euch in die Nähe eines Planes, so nennt die Jägersprache den Ort, wo im September sich ein Rudel Wild um einen starken Plaghirsch sammelt. Dort, wenn wir Waidmannsheil haben, sollt ihr meinen Einsiedler, einen Sechzehner, zu Gesicht bekommen, dessen Anblick euch eure Lebtag nicht aus dem Gedächtniß schwinden wird.“

„Doch da ruft unsere Wirthschafterin zum Kaffee. Kommt, ihr werdet von dem Marsch Hunger mitgebracht haben!“

Die jungen Gäste waren bald um den niedlich geordneten Tisch versammelt. Die munteren Knaben ließen sich den Kaffee mit Bienenhonigschnitten wohlschmecken. Die Schnitten waren aus Buchweizenmehl gebacken, den Knaben etwas ganz Neues. Das mundete viel besser als das aufgeschwemmte fade Stadtbrod!

Nun aber ging's in's Holz, denn der Förster zögerte nicht länger und hatte schon seine Büchse auf der Schulter und den alten Hirschmann am Fangstrick (Leine) zur Seite.

„Jetzt hübsch still und sachte durch's Holz gezogen, wie es der Jäger stets thut!“ ermahnte der Alte. „Biel Schwagen und Lautsein ist verpönt. Ein lauter Jäger kommt nie an's Wild, denn das vernimmt und äugt unglaublich scharf.“

Wie duftete das vergoldete Buchenlaubgewölbe unter den Strahlen der Herbstsonne so kräftig und erfrischend! Das war ein schöner, spannender Gang durch die hohen prächtigen Buchenhallen im Halbdämmer, dieser erste Pürschgang (Schleichen) der Knaben. Behutsam folgten sie den Schritten ihres Führers. Plötzlich blieb dieser stehen und deutete, sich zurückwendend, in die Ferne. Seinem Finger mit den Augen folgend sahen die Jagdgenossen durch die Stämme hindurch eine lichte Haide blinken. Auf derselben waren mehrere Stück Rothwild sichtbar, das erkannten die Knaben sogleich an der Aehnlichkeit mit der Liese des Forsthofes. Immer näher zur Haide hin pürschte der Alte mit seinen Begleitern. Endlich auf einer mäßigen Anhöhe winkte er dieselben hinter eine breitstämmige Eiche, von wo aus sie, gegen das wachsame Wild gedeckt, die Haide besser überschauen konnten.

„Dort“ — flüsterte der Förster — „ist der Plan des Einsiedlers. Schaut, der Platz ist zertreten wie eine Rennbahn. Das thut der Capitale (damit meinte er den starken Einsiedler) mit seinem Rudel, wenn er es zusammentreibt. Er wird hoffentlich nicht lange auf sich warten lassen, das sagen mir die Thiere dort auf dem Plan.“

— Urpötzlich erschallte der Schrei eines Hirsches aus der Ferne, dem in der Nähe sogleich ein gewaltig dröhnendes Orgeln antwortete. Das mochte vom gekrönten Einsiedler herrühren. Mit pochenden Herzen stehen die Knaben, aber noch können sie nichts entdecken. Jetzt tönt es wieder aber bedeutend näher, das Schreien aus der Ferne, und gleich darauf die lautere Antwort aus dem benachbarten Holze. Immer näher erschallt das Schreien aus dem Wald gegenüber, und immer stärker und heftiger die Echo weckende Antwort in der Nähe. Jetzt kommt's ganz nah aus den Randbäumen gegenüber der Haide — und nun tritt ein Zwölfer auf den Platz. Doch kaum ist der im Lichten — horch! da bröht gewitterartig der Boden und im nächsten Augenblick rennt's wie ein Schatten aus dem Gehege auf den Plan. „Der gekrönte Einsiedler!“ so hallt's in den klopfenden jungen Herzen hinter der Eiche leise wieder. Er ist's leibhaftig! Sein starker Leib mit fahler Grundfärbung

dunkelt fast ganz schwarz, der Hals ist ihm vom Schreien dick angeschwollen und erscheint noch wüster durch das schwarze mähenartige Haar daran. Sein Geweih zählt sechzehn Enden.

Wie besessen sind die beiden Hirsche mit gesenkten Geweihen auf einander gerannt, daß der Wald hell vom Anprall der Gehörne erschallt. Immer heftiger wird der Kampf, schon schiebt der Sechzehner den etwas schwächeren Zwölfer vor sich her. Doch dieser will nicht vom Kämpfen ablassen und

spiele folgen die Knaben ihrem Führer zu dem Forsthause zurück. Unter dessen freundlicher Lampe wird das einfache Abendbrot genommen, gewürzt durch die in der Waldluft erhöhte Eglust und so manche spannende Erzählung über Wild und Wald, welche der Förster bis in die tiefe Nacht hinein in der besten Laune den im Kreise Lauschenden gibt.

Unvergeßlich bleibt diesen der schöne Gang in's Gebirge, unvergeßlich die Erinnerung an das fesselnde wilde Leben der Gekrönten des Waldes. Unver-



versucht durch alle möglichen Wendungen dem gewaltigen Forkeln seines Gegners auszuweichen. Jetzt wieder erfolgt ein erneuter kräftiger Anprall des Capitalen, der den Ausschlag gibt. Der Zwölfer ist abgekämpft und wird nun flüchtig über die Haide hinaus.

Stolz richtet sich der gekrönte Sieger auf dem Plane empor. Mit zurückgelegtem Geweihe, hoch das Geäse in die Luft werfend, schreit er seinen Siegesruf in die Wälder, daß ringsum die Bergwände wiederhallen.

Diesmal ist die Büchse des Försters ruhig an der Schulter geblieben. Der Gekrönte bleibt unbehelligt im Besitze seines Planes für den Herbst. Denn in dieser Jahreszeit schießt der wahre Jäger keinen Hirsch.

Hoherregt von dem merkwürdigen Naturschau-

gestlich ist aber auch das einsame Forsthause im ersten Schimmer der Morgenröthe, in welcher unsere Knaben des andern Tags von ihm scheiden. Da steht der alte biedere Förster mit der Birkenpfeife und die gute wirthliche Försterin, und senden den Dahinziehenden noch Scheidegrüße nach bis in den dunkelbämmernden Waldgang hinein.

Lange werdet ihr glücklichen jungen Freunde noch das Brod schmecken, das euch der Tisch der Genügsamkeit dort droben so gastlich bot; manchmal noch werdet ihr im Geiste den Erzählungen und Belehrungen des alten Försters mit der gemüthlichen Laune lauschen. Ehrt ihn durch ein dankbar-freundliches Andenken und das Bestreben, auch so bieder und einfach wie er zu bleiben!

Das Weihnachtsmärchen.

Von

E. Feuerbach.

Original-Zeichnung von Fedor Flinzer.



Es war eine arme Frau, die konnte ihrem Kinde nichts zu Weihnachten geben als drei Äpfel, der eine war hellgelb, der andere dunkelgelb, der dritte roth.

Draußen auf der Straße lag tiefer Schnee und in den großen Häusern gegenüber funkelten an den Fenstern die herrlichsten Christbäume und tönte manchmal der Jubel der

Kinder herüber.

Die arme Frau schloß den Laden, setzte sich an den Tisch und nahm die Bibel zur Hand. Das Kind, ein kleiner braver Knabe, frisch und rothwangig, holte einen kleinen Stuhl herbei und legte seine drei Äpfel vor sich hin.

„Christkindchen hat heute vielen Kindern mit Lichtern zu bescheeren,“ sagte er, „und weil unser Haus so klein ist, hat es uns übersehen und im Dunkeln gelassen. Aber die Äpfel sind doch hübsch.“

Die Lampe brannte trübe; die Mutter neigte den Kopf tiefer auf die Blätter der Bibel.

Horch, horch! Da fing es ganz hell zu läuten an im hellgelben Apfel. Köstlicher Tannengeruch und Duft von brennenden Wachslichtern strömte heraus. Der Apfel that sich auf, und es tauchte hervor und ward größer und größer und breitete seine Äste aus ein wunderherrlicher Christbaum. Wohl Tausende von Lichtern brannten auf seinen Zweigen. Unten im Moosgarten weideten kleine Schafe mit helltönenden Glöckchen am Halse. Mitten unter den Lichtern hingen Früchte von allen Farben, durchsichtig wie Krystall, und glänzende Ranken von Reifblumen schlangen sich zwischen hindurch und weiße Vögelchen wiegten sich nach den Tönen der Glocken. Oben in der Krone des Baumes saß ein Engel weiß wie Schnee, der sang ein Lied von den Schneeflocken und dem ewigen Grün der Tannen.

Aber aus dem Apfel waren auch die Kerne herausgesprungen, acht braune Männchen mit kleinen braunen Hüten, braunen Spitzbärten und braunen Schuhen. Sie hatten geschäftig am Fenster die kleine silberne Glocke befestigt, die vorher im Apfel geläutet hatte, und zogen aus Leibeskräften an acht silbernen Schnüren und bückten sich recht komisch dabei.

Deutsche Jugend. XI.

„Macht doch auf, macht doch auf! Hu, wie kalt!“ quiekte es vor den Fenstern. Es waren zwei schöne hölzerne Löwen, ein zuckerner Haase und eine Marzipanmaus. Sie waren ganz mit Schnee bedeckt. Die Löwen sahen grimmig aus, aber das Mäuschen sagte:

„Die Kinder drüben im Eckhaus haben so viele Geschenke bekommen, daß sie gar nicht auf uns Acht gehabt. Das können wir uns nicht gefallen lassen. Euere Glocke hat uns hierher gelockt.“

Der Knabe nahm die kleinen Thiere strahlend vor Freude und setzte sie auf den Tisch.

Wieder hörte man eine Stimme draußen, diesmal befehlend und barsch. Ein schöner Soldat war es, der saß auf einem Schimmel. Gewiß ein vornehmer Officier! Er trug eine Atlasmütze mit Perlen besetzt, einen Hermelinmantel und einen himmelblauen Rock reich mit Silber gestickt. Ein spitzes Schwert zuckte in seiner Hand. Seine Augen funkelten gewaltig, denn sie waren aus schwarzem Glas und recht glitzernd gemacht.

„Dem Buben drüben behagt' ich nicht; einen scharlachrothen Rock sollt' ich haben und keinen blauen. Der Bube warf mir einen schiefen Blick zu. So was erträgt ein tapferer Soldat nicht. Da bin ich auf und davon. Lieber Knabe,“ sagte er freundlich sich verneigend, „komm' ich dir recht?“

„O, mein schönster Officier,“ rief dieser vor Freude die Hände faltend, „wie kann ich dich herrlicher wünschen, als du bist! Die blaue Uniform, die schwarzen Locken, und nun gar das Pferd!“

Da stieg der Ritter ab, schüttelte den Schnee vom Mantel und schien sehr vergnügt, im Trocknen zu sein.

„Ach ihr armen Zwerge!“ riefen die acht braunen Männchen. Vier Zwerge brachten einen großen Kuchen hereingeschleppt. Sie waren weit aus der Vorstadt hergekommen und ganz erschöpft. Da stieg mit heftiger Bewegung ein Rosinenmann aus dem Kuchen auf.

„Giebt's noch Dankbarkeit in der Welt?“ rief er wild. „Zu schlecht war ihnen der Kuchen, weil zu wenig Mandeln darin waren! Und ich soll das dulden?“

Eigentlich sah der Rosinenmann sehr komisch



aus, aber man durfte nicht lachen, weil er so böse war.

„Wie, ein Mandelgraf sollte mehr gelten als ich, der Rosinenfürst? Das wollen wir sehen!“ Dabei stieß er einen Rosinenfuß tief in den Kuchen, daß er nicht mehr heraus konnte. Da stand er recht unbequem und zitterte vor Wuth.

„Tsin tsin tsin,“ tönte es vor den Fenstern. Eine ganze Armee von Bleisoldaten kam dahergezogen. Der Befehlshaber schrie:

„Türken sollten wir sein und keine Franzosen! Ist das Lebensart? Der Zunge, — einige Straßen weit wohnt er in einem großen Hause — nahm aus Robheit den ersten besten meiner Leute und bog so lange an seinem Kopfe, bis er abfiel. Diese Ehrenfränkung fordert Rache.“

„Eins zwei, eins zwei,“ kommandirte er alsdann. Sie marschirten herrlich und die braunen Männchen setzten dem zerbrochenen Soldaten den Kopf wieder auf. Nun war Alles gut. Der General befehligte die Armee in einen Winkel des Zimmers. Hier stand sie jeden Augenblick zum Dreinschlagen bereit.

„O theurer General,“ rief eine kleine Gestalt vor dem Fenster, „ich bin dir bald nachgekommen.“

„Wie, mein Herr und König, Sie hier?“

„Ja, General. Da sieh, wie sie mich zugerichtet!“ Eine feine Puppe war's aus Wachs, das Gesicht zerschabt, Augenblau und Wangenroth waren zusammengelassen, die Kleider zerfetzt, ein Fuß verkehrt gedreht, und an den Goldfransen der Schleppe hingen Stücke von der zerbröckelten Krone.

„Voller Uebermuth hausten die Kinder in einer unsinnigen Menge von Spielzeug, lärmten toll und brachten eine zierliche Gliederpuppe herbei, die sollte meine Gemahlin werden. Als der Thron bereit war, sollte ich mich darauf niederlassen. „Dummes Ding, kannst dich nicht setzen!“ schrieen die Kinder, und zwickten und quälten mich so lange, bis ich die rettende Glocke hörte und glücklich durchschlüpfte.“

„Armer kleiner König,“ sagte der Knabe, „ich will sehen, wie ich dich wieder zurechtbringe. Wärme dich vorerst und dann wollen wir spielen.“

Und das thaten sie auch. Der König spielte aber nicht mit, er war noch viel zu elend. Dafür gaben Löwe, Mäuschen und Haase gar lustige Kunststücke zum Besten, und Officier und Bleigeneral erzählten erstaunliche Heldenthaten.

„Horch, horch,“ flüsterten die acht braunen Männchen und trippelten herbei, „schon läutet im dunkelgelben Apfel die goldene Glocke.“

Sie tanzten um den Apfel. Wieder schwirrten acht braune Männchen hervor, weit hübscher und

feiner als die ersten. Sie befestigten die goldene Glocke an's andere Fenster; die war schwerer als die silberne, darum hingen auch sechzehn Schnüre daran und sechzehn Männchen läuteten jetzt.

Was wird nun kommen?

Siehe, der Boden öffnet sich und es sprießt und wächst und blüht empor ein kleiner wunderfamer Garten. Die geschwellten Knospen öffnen sich zu hellen Blütenkelchen, darinnen leben die Märchen, die sonst in den Büchern gefangen sind. In der Kille schläft Dornröschen; ein winziger Prinz küßt und erweckt sie. In einer hellen Rose steht schön Aschenbrödel; die strahlende Fee erscheint und schmückt sie für den Ball. In einer Purpurrose liegt Schneewittchen; die sieben Zwerge umringen es weinend und klagend.

In stummer Seligkeit stand der Knabe, als aus dem Kelch einer herrlichen Zauberblume das Christkindchen selbst emporstieg. Sein Kleid war duftig rosenroth, seine Krone silberne Sterne. Die Blumen alle schlossen sich, als Christkindchen vorüberschwebte. Vor dem Fenster hing eine hellglänzende Muschel an Perlenketten von zwei weißen Schwänen gezogen. Das Fenster öffnete sich. Christkindchen winkte dem Knaben, einzusteigen. Sie schwebten über die Dächer der Häuser hinweg.

„Hier unten,“ sprach das Christkindchen leise, „hat ein Kind wohl einen schweren Traum; ich seh's an den Schneeglöckchen in meiner Hand, die hängen die Köpfe.“

„Neigt euch, ihr Schwäne, senk' dich, Muschel, wollen hineinschauen durch's Fenster blank.“

„Sieh,“ rief der Knabe, „da ist meine ganze Franzosenarmee, die stürmt auf den Schlafenden ein! Ihre Kanonen haben sie alle nach seiner Stirne gerichtet und bombardiren mörderisch.“

„Sie wollen sich rächen, denn er hat ihnen Leids gethan,“ flüsterte Christkind wieder.

Die Muschel zog weiter. Bald senkten sich die Schneeglöckchen in Christkindchens Hand.

„Neigt euch, ihr Schwäne, senk' dich, Muschel, wollen hineinschauen durch's Fenster blank.“

„Weh, mein Officier!“ rief der Knabe, er steht vor dem Bett mit gezücktem Schwert und will dem Kinde den Kopf abhauen. Ach gutes, gutes Christkindchen, nimm die bösen Träume fort!“

Und das Christkind nahm mit seinem Silberstabe die bösen Träume hinweg. Lächelnd zog es dem Hause zu, wo der Knabe wohnte. Unter der Hausthüre stand schon, ehrfurchtsvoll sich verbeugend, der himmelblaue Officier. Es hing ihm nur eine

Loche zu tief in die Stirne, sonst hätte man gar nicht gemerkt, daß er so schlimme Absichten gehabt.

Aber das Christkindchen holte eine funkelnde Krone herbei und einen schimmernden Scepter. „Du sollst König sein über alles Spielzeug der Welt, weil du ein so braves und mitleidvolles Herz hast,“ sagte es zu dem Knaben, und führte ihn dem glänzenden Throne zu, der für ihn bereit stand. Zu seiner Seite bliesen zwölf Eichhörnchen die Posaune, das waren die Hofmusiker.

Der Knabe streckte den Scepter aus und herbei strömten von nah und fern die Gesandten der Spielnationen aller Länder, ihrem Könige zu huldigen. Sie kamen vom Fürsten in Gold und Juwelen, vom Minister in Zucker und Marzipan hinab bis zu den Holz- und Papierkomödianten aus den fabelhaften Rittertragödien und gemalten und geschnitzten Heldenhühnen. Es kamen die Generale sämtlicher kleiner Heere in allen Waffengattungen, Orden und Kokarden des weiten Erdenrunds. Es kamen Hanswürste, Marionetten, Schattenspielfiguren; Gockelhähne, Tiger und Tanzbären und ein fremder Musikdirector bot sein auserlesenes Orchester dem Könige als Hofkapelle an. Weil nun Silberharfen gar niedlich klangen und die Pfeifen zu den Posaunen stimmten, nahm es der König huldvollst an.

Zuletzt kamen noch vornehme Blechkutschler, die in Staatscarrossen das süßeste Confect herbeiführen, und dicht auf den letzten Wagen voll zuckerner Gänsschen folgte das weibliche Puppengeschlecht in Sammt und Seide und Flor. Und nun erfolgte ein vieltausendstimmiges schnarrendes, schmetterndes, quielendes „Hoch, hoch, hoch, dem Beherrscher alles Spielzeugs der Welt!“

Und das Orchester, spielte, und es fiel in die Musik ein, was nur Ton hatte in Zucker, Holz, Glas und Metall, daß es eine Lust war zu hören.

Das Christkind aber ward plötzlich ernst und sprach: „Ich muß nun weiter ziehen, zu anderen Kindern. Willst du ewig König bleiben, der mächtige Herrscher über das unermessliche Reich des Spiels? Du willst es. So wisse, du kannst dies nur unter der Bedingung, daß du deine Mutter lässest und nie wieder zu ihr zurückverlangst.“

Da ward's dem guten Jungen ums Herz, als müsse es ihm zerspringen. Was er aber vor heftigem Schluchzen nur herausbringen konnte, war: „Nein!

Nein! Mutter, meine, Mutter — meine, arme gute Mutter!“

Da läutete die Glocke des dritten Apfels. Der that sich auf und ward größer, und wuchs zu einer prächtig strahlenden Feuerlilie. Und das Christkind stand oben auf dieser und sprach: „Liebes Kind, du hast das Rechte erwählt. Sei stets so fromm und gut wie heut, dann wirst du immer glücklich sein.“

Darauf tönten die Glöcklein hell mit einander, und von oben her klang eine feierliche Himmelsmusik und dem Knaben ward selig wie nie zu Muthe. Das Christkind winkte ihm mit freundlichem Lächeln. Da hob sich die rothe Lilie sanft in die Höhe, sie ward immer bleicher und kleiner, und als der Knabe genauer hinsehen wollte, da wars der rothe Apfel auf dem Tische, der lag neben dem hellgelben und dunkelgelben. Alle drei glänzten wieder voll und rund im Schimmer der aufflackernden Lampe. Die Musik tönte noch fort, aber drüben in der Kirche, da sangen die Kinder das Weihnachtslied. Die Mutter saß vor der aufgeschlagenen Bibel und stützte den Kopf in die Hand. Der Knabe hielt sie aber fest umschlungen, als ob er sie nimmer wieder loslassen wollte. Er weinte und lächelte dabei und wußte nicht, wie ihm geschehen war.

Da nahm die Mutter die Hand von den Augen. „Ich glaube, ich habe geschlafen,“ sagte sie. „Aber Kind, was ist dir, und wer hat dir denn die schönen Dinge alle gebracht?“

Der Knabe rieb sich die Augen und blickte erstaunt umher.

Da lag auf dem Tische der Kuchen und der Rosinenmann, und dabei standen die Löwen und der Zuckerhase und die Marzipanmaus. Da saß der Reiter auf dem Schimmel und daneben war eine Schachtel mit Zinnsoldaten gestellt und am Fuße der Lampe lehnte der König mit dem geschabten Wachsgezicht. Aber alle waren nun stumm und redeten kein Wort. Wie nun der Knabe den König vorsichtig ansaß und bei Lichte betrachten wollte, da klingelte es hell unter seinem Mantel, wie vorhin die Silberglocken, und es rollten auf einmal eine Menge große Thaler heraus. Wer aber hat alle diese Herrlichkeit hierher gebracht? Niemand weiß es zu sagen.

Die Mutter schloß ihr Kind heftig in die Arme und beide weinten und jubelten vor Freude, denn nun war alle, alle Noth zu Ende.



Von
Friedrich Güll.

1.

Mit T bin ich werthloser Putz,
Mit W vor Wind und Wetter Schutz,
Mit B umflecht' ich Kranz und Strauß,
Mit S helf' bauen ich das Haus,
Mit L umsäume ich das Meer,
Mit H schaff' ich, was leicht und schwer.

2.

Der freche Dieb vollführt im Hause mich bei Nacht,
Ob auch der Wächter auf der Straße draußen wacht.
B vor, erlitt es schon gar Mancher auf dem Eise,
Ja in der Wohnung oft so schnell wie auf der Reise.
S—t statt B hinzu, kann dir's der Bauherr sagen,
Der aus mir holt den Stoff zum Bau mit Ross und Wagen.

3.

Ist die Thüre zu, wirfst du sie —,
Hast du ausgeschlafen, wirfst du —,
Und wenn dich von Herzen etwas freunt,
Laut vor Freude wirfst du —.

4.

Das Käpchen hat es zierlich
Und giebt es dir manierlich,
Mit r führet es dich aus dem Haus
Und Garten in das Feld hinaus.

Von
Wilhelm Fischer.

1.

(Statt des Gedankenstrichs soll stets ein und derselbe
Infinitiv eingeschoben werden.)

Ich möcht' vom Bergesgipfel gern
Die Gegend —,
Und doch von Allem nah und fern
Nichts Schönes —.
Ich hoff' als Lehrer, liebes Kind,
Dich noch zu —,
Doch deine Fehler wohlgesinnt
Darf ich nicht —.

2.

„Was ist das Erste?“ fragst du mich.
Du sagst es ja, besinne dich.
Das Zweite klingt am rechten Ort
Für „Landestheil“ als schönstes Wort.
Das Ganze macht aus deutschem Mund
Ein prächtig Waldgebirg dir kund,
Zum Theile wieder deutsch zur Stund'.

3.

Vor ihrem Ende setze man
„Sich“ in die „Nacht“ hinein,
Und was entsteht, wird Jedermann —
Wir strauheln alle dann und wann —
Gar oft willkommen sein.

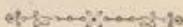
Auflösung der Räthsel Seite 62.

Räthsel von **Friedrich Güll.**

1. Meer Schaum. 2. Baun, Baum. 3. Aufwand, Aufstand. 4. Eckstein, Speckstein.

Räthsel von **Wilhelm Fischer.**

1. Fastnacht. 2. Blau, lau, Au. 3. Baden, Aten, Ate.

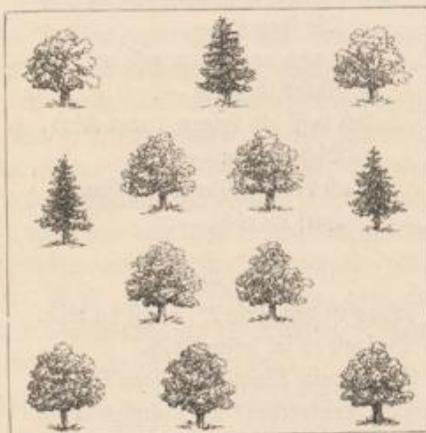




von Robert Löwike.

I.

Onkel Anton hat einen Garten von quadratischer Form. In demselben stehen 12 Obstbäume und zwar so,



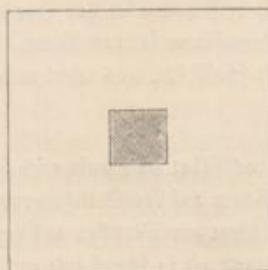
wie es die oben gezeichnete Figur andeutet. Er hat nun diesen Garten so getheilt, daß jeder seiner vier Söhne ein gleiches Stück erhält. Alle vier Stücke haben auch eine gleiche Form und jedes derselben enthält drei Obstbäume.

Wie sind nun die Grenzen gezogen, wenn dieselben nicht krumme, sondern gerade Linien sind?

II.

Nehmt einmal ein Kartenblatt oder ein anderes

Stück etwas steifes Papier von quadratischer Form. Schneidet dann in dasselbe ein Loch, welches genau in der Mitte liegt, quadratische Form hat und den sechzehnten Theil des Papiers beträgt. Nun versucht durch geradlinige



Schnitte das Papier in 5 gleiche Stücke zu theilen, aber so, daß 4 derselben gleiche Form haben.

Wie sind die Schnitte zu machen?

III.

Herr von Klirrsporn hatte, als sein Sohn Curt gerade ein Jahr alt war, in seinem Park ein Bäumchen gepflanzt, ebenso an dem nächsten und an jedem folgenden Geburtstage seines Sohnes. Als nun Junker Curt von Klirrsporn 21 Jahre alt war, ging sein Vater mit ihm in den Park und zeigte ihm die gepflanzten Bäume. Der Sohn fand zu seiner Verwunderung 10 (geradlinige) Reihen, deren jede 5 Bäume enthielt, und doch waren es im Ganzen nur 21 Bäume.

Wie waren dieselben gepflanzt?

Anlösung der Knackmandeln Seite 63.

I.

Will man den Schlüssel mit dem Doppelfaden frei erhalten, so kann man dies leicht auf folgende Art ausführen. Man faßt den Doppelfaden da, wo der Knoten die beiden Enden verbindet, zieht ihn durch den Doppelschloß B, dann durch A und streift ihn über den Schlüssel. Faßt man nun den Schlüssel, so kann man den Faden ohne Schwierigkeit durch sämtliche Doppelschlöße ziehen.

II.

Man zieht zunächst den schmalen Papierstreifen A B durch den Ring, schlingt dann den Faden mit dem einen Knopf um den Streifen A B und macht Knopf und Faden so von demselben frei. Dann drückt man den Streifen A B durch den Ring zurück, macht es ebenso mit dem Streifen C D und zuletzt auch mit dem Streifen E F. — So erhält man das Papier, den Ring und die Knöpfe mit dem verbindenden Faden frei.





Von zwei Störchen welche nicht lernen wollten.

„Kinder,“ sprach der Storch im Nest,
„Nächstens kommt das Abschiedsfest;
Ein Examen gibt es da
Vor der Fahrt nach Afrika,
Ob auch jedes Kind versteht,
Wo der Weg hinuntergeht.
Lernt jetzt die Geographie,
Wer nichts weiß, den läßt man hie!“

Also sprach mit Ernst Papa,
Und die Mutter nickte: „Ja.“

Doch die kleinen Nestgenossen
Hat der Eltern Wort verdrossen,
Denn das Lernen war den Zweien
Stets die allerschlimmste Pein,
Dahingegen Spiel und Tanz
Hatten ihren Beifall ganz.
Beide blinzelten sich zu:
Hu! und hu! wie denkst denn du?
Und es schüttelt jedermann
Heimlich mit dem Kopfe dann.



Nach drei Wochen flogen diese
Mit den Eltern auf die Wiese,
Wo das Fest in diesem Jahr
Und auch das Examen war.
Weit und breit von fern und nah
Waren alle Störche da,
Aßen, tanzten, klapperten,
Und das Fest verlief ganz schön.
Doch am dritten Tage, ach!
Kam jetzt das Examen nach.

Nings ward eine große Stille,
Und ein Doktor mit der Brille
Sprach zu einem von den Zwein:
„Wo mag wohl Aegypten sein?“

„Dieses, wenn mir recht bekannt,
Gränzet gleich an Pommernland.“

Ueber solche Länderkunde
Lachte alles in der Runde;
„Faulpelz,“ sprach der Doktor dann,
Und nun kam der zweite dran.

„Sage deutlich und geschwind:
Wohin fließt der Nil, mein Kind?“

„Ei, wenn ich nicht irre bin,
Zu die Elbe bei Berlin.“

Ueber solche Länderkunde
Lachte alles in der Runde;

„Merkt's euch!“ sprach der Doktor da,
„Ihr kommt nicht nach Afrika.“

In der Nacht slog mit Geschrei
Fort die ganze Storcherei.
Traurig war der Eltern Scheiden,
Doch es lachten blos die beiden;
Jedes dacht' in seinem Sinn:
O, wir kommen doch noch hin!
Und des Morgens allgemach
Flogen sie den andern nach.

Doch, o weh! — wo sind sie nur?
Nirgend sieht man ihre Spur;
Und die armen Kinder zogen,
Sind ein Vierteljahr geslogen, —
Bums! da fielen sie schachmatt
Niederwärts bei einer Stadt,
Wo auf einer Tafel stand:
„Hier ist das Chinesenland.“

Als sie kaum das Wort gelesen,
Nahn zwei alte Bopfschinesen,
Und sie blickten hocheifrent
Auf der beiden Müdigkeit;
Jeder kommt und faßt sich einen
Bei den langen Storchbeinen, —
Und im Vogelhaus von Draht
Endigt sich ihr Lebenspfad.

Anmerkung. Probe aus „Schelmenpiegel“ oder Nehmt Euch ein Exempel dran. Ein lustiges Bilderbuch von Victor Blüthgen und Fedor Hünzler. Verlag von A. Kröner, Stuttgart.

Wir empfehlen dieses glanzvoll ausgestattete Werkchen voll frischen Humors in Wort und Bild. Es sind 14 sehr amüsante Thiergeschichten aus der Feder unseres allbeliebten Mitarbeiters mit prachtvollen Farbendruckbildern unseres genialen Thierzeichners. Reime und Bilder überbieten sich in übermüthiger Erfindung und lebenswürdiger Drollerie. Dichter und Künstler haben hier für die Kinderwelt ein wahrhaft komisches Bilderbuch geschaffen, ohne dabei jemals die Grenzen des Anmüthigen zu überschreiten und in die Verzerrungen der Struwwelpetermanier zu verfallen. D. S.



Die Musikalischen.

Von J. Walther. Bignette von F. Hünzler.

Dumdideldum! Wo Alles liebt,
Kann Karl allein nicht hassen,
Wo Alles quikt und Alles piept
Kann er es auch nicht lassen.

Er kratzt den „armen Augustin“
Auf seiner Groschensiedel
Und singt dazu, versteckt im Grün,
Ein ohrzerreißend' Liedel.

„Pfiui!“ pfeift der Staar, „Wer hält das aus?
Das geht durch Mark und Knöchlein.“
Es naht sogar verstimmt die Maus
Und kündigt flugs ihr Wöchlein.

Der alte Spag verdreht den Blick
Und piept: „Es ist ein Leiden!
Das nennt man heutzutage Musik —
O Mozart! Bach und Haydn!“

Eine Romfahrt.

Erzählung von

Wilhelm Fischer.

Original-Zeichnungen von Eugen Klimsch.

„Lieber Vater!“ sprach Franz, der siebzehnjährige Sohn des wohlhabenden Notars Schröder in Köln, mit unsicherer Stimme und stockte dann. Sie saßen noch miteinander am Frühstückstisch, den Mutter und Geschwister bereits verlassen hatten. Es war an einem herrlichen Sonntag im Juni; durch das offene Fenster trug der laue Wind den Blumenduft des kleinen Gartens in's hohe, kühle Zimmer hinein. Der alte Herr hatte sich eine lange Pfeife angezündet und die Zeitung zur Hand genommen; der Sohn knetete auf der roth und weiß farrirten Decke eifrig Brodkügelchen.



„Lieber Vater!“ begann er wieder etwas lauter, da seine erste Anrede überhört worden war. Jetzt legte der Notar das Blatt nieder und sagte: „Nun, Franz?“

„Wir möchten bei dem prächtigen Wetter einen Ausflug nach Altenberg machen.“

„Recht. Das Dhinthal ist reizend, und die Klosterkirche, der bergische Dom, ein wahres Kleinod der Gothik. Wer geht denn noch mit?“

„August und Wilhelm.“

„Zwei wackre Burschen, mit denen ich dich gern verkehren sehe. Noscitur ex socio — du kennst das Sprüchlein. Es freut mich, daß ihr vor dem Abiturienten-Examen noch Zeit zu einem unschuldigen Vergnügen findet und nicht fortwährend zu ochen braucht. Das macht stumpf und dumpf.“

„Ja, wäre nur dieses Examen erst vorüber!“ meinte Franz. „Aber wir haben ein gutes Gewissen.

Deutsche Jugend. XI.

Wir haben im Ganzen und Großen unsere Schuldigkeit gethan und arbeiten die sechs Wochentage hindurch stramm. Da kommt einem zuweilen eine Ausspannung zu.“

„Gewiß, mein Junge. Aber ihr solltet längst unterwegs sein — es wird euch heiß werden.“

„Wir gedachten einen offenen Wagen zu nehmen,“ sprach Franz sanft.

„O, ihr wollt einen Wagen nehmen, so? A la bonne heure! die jungen Herren treiben's vornehm.“

„Wenn's nur nicht am Besten fehlte!“ sagte Franz etwas beklommen und machte mit Daumen und Zeigefinger die Geberde des Geldzählens. „Und grade deshalb wollt' ich mit dir sprechen, lieber Vater, und dich bitten — du würdest mir wirklich eine große Freude machen — leider ist Ebbe in meinem Beutel — es kommt ja auch nicht alle Tage vor — nur ein paar Thaler —“

Der Vater hatte ihn nicht unterbrochen, sondern ihn ruhig zu Ende reden, oder vielmehr stottern lassen. Jetzt schob er die Zeitung ganz weg, that ein paar tüchtige Züge und blies mächtige Wolken von sich, dann sprach er kopfschüttelnd: „Das böse Gewissen, Franz, das böse Gewissen! Es macht Feiglinge aus uns allen. Woher sonst dies Stammeln und Stocken? Wenn du eine gerechte Sache hättest, wie flott und unverzagt würdest du mit mir reden können! Wär's nicht besser gewesen, du hättest dir die Fehlbitte und mir die abschlägige Antwort erspart?“

„Ich quäl' mich wahrhaftig ehrlich!“ rief Franz, der nun auch wieder Worte fand, „ich rauche fast gar nicht, ich geh' in keine Kneipe mehr —“

Der Vater lächelte.

„— War das Zeugniß, das ich dir zu Ostern gebracht habe, nicht anständig?“

„Deine Schuldigkeit, Franz, und hast ein wichtiges Goldfuchlein bei dieser Gelegenheit empfangen — meine unverdiente Gnade, Franz!“

„Ich geh' nur mit Leuten um, die dir recht sind, ich arbeite sechs Tage lang wie ein —“

„Schon dagewesen!“

„Und mein Taschengeld ist so gering —“

„So?“ unterbrach ihn der Vater ernster. „Haben

deine Freunde mehr? August doch gewiß nicht, weher sollt's seine arme Mutter nehmen?"

"August freilich nicht," sprach Franz verdrossen, "und gerade deshalb —"

Er schwieg.

"Ich weiß, warum du stockst, und ehre deinen Grund," sagte sein Vater freundlicher. "Recht, mein Junge. Inter amicos omnia communia — Freunden ist Alles gemein. Aber hat Wilhelm mehr? — Der Doctor ist ein reicher Mann, so viel ich weiß."

Franz schwieg.

"Siehst du? — Nein, Franz, ich weiß auch, was sich gehört, und halte dich nicht zu kurz. Junge Leute müssen in Freiheit dressirt werden, das ist mein Prinzip. Alles in Allem genommen, kannst du recht zufrieden sein."

"Aber Eduard hat mehr!" brach Franz aus, vier-, fünfmal so viel, was weiß ich?"

"Der einzige Sohn des großen Kaufherrn, ja so!"

"Er hat doch Schwestern genug. Aber er hat einen Pony zum Ausreiten, und ein englisches Ruderboot auf dem Rhein," fuhr der Jüngling eifrig fort. "Er hat zwei, eigentlich drei prachtvoll ausgestattete Zimmer, vollgepfeift mit allem, was man sich nur wünschen und erdenken kann. Ein Mikroskop, ein Teleskop —"

"Durch die er selten guckt."

"Einen Glaschrank voll prächtig gebundener Bücher —"

"Die er nicht liest."

"Karten mit Bildern und kostbaren Kupferstichen —"

"— von denen er nichts versteht."

"Schlittschuhe mit Schrauben und Schlittschuhe mit Riemen —"

"Heut schnallt er sie schwerlich an."

"Die feinsten Cigarren —"

"Darauf versteht er sich, das ist wahr."

"Und Spitzen von Meerschaum und Bernstein."

"Darf doch nur im Hause rauchen; weh' dem Herrn Abiturienten, wenn ein Magister ihn je draußen erwischt!"

"Einen Leonberger und einen Seidenpintcher und zwei Papageien, geschnitzte Holzschalen und geschliffene Gläser, gemalte Tassen, eine schwere goldene Uhr mit Schuppenkette, Hemdknöpfschen und Busennadel mit Brillanten, und vor allen Dingen, Geld, die schwere Masse Geld!"

"Und schlechte Zähne und einen verdorbenen Magen, und ein bleiches Gesicht, während du hübsch bräunlich bist, wie der Knabe David, und bligende

schwarze Augen hast, trotz deines eifrigen Studiums. Im Ernst, beneidest du den übersättigten Eduard?"

"Er gibt wahre Feste auf dem Gute seiner Eltern zu Brühl, er geht in's Concert, in's Theater, er macht Ausflüge, zu Pferd, zu Schiff, mit der Bahn, erster Classe, wohin er will —"

"Und fällt am End' mit Glanz durch's Examen, wenn ihm nicht sein armer Hauslehrer mit genauer Noth so viel eintrichtert, daß er durchschlägt. Beneidest du ihn?"

"Nicht um alles. Aber wenn ich bedenke, daß du auch ein reicher Mann bist —"

"Gegen seinen Vater gehalten, arm!"

"— ein großes Haus in der Stadt, ein Landgut am Vorgebirge hast und täglich viel Geld verdienst, und doch deinem ältesten Sohne eine solche Kleinigkeit abschlägst — zumal, da ich's meinen Freunden fest zugesagt habe, und du hast sie gern — mit Eduard geh' ich fast gar nicht mehr um —"

"Mir sehr lieb!"

"Ich mag mich nicht von ihm regaliren und begünstern lassen —"

"Sehr verständig!"

"Nun, lieber Vater, thu's!"

"Nein, lieber Sohn, nein! Da du doch eine nackte Antwort haben mußt: nein! Ich will dir meine Gründe kurz darlegen. Ich mache mir nicht an, Herrn Consul Reichenhall zu tadeln, er muß wissen, was er zu thun hat, und besitzt ungeheure Mittel. Doch würde ich an seiner Stelle Eduard anders erziehen. Nichts ist nach meiner Ansicht schädlicher für die Jugend, als erdrückender Ueberfluß. "Was man besitzt und nicht nutzt, ist eine schwere Last," hat ein großer Mann gesagt. Hunger thut weh, aber lustloses Hinunterwürgen nicht minder. — Schenk' mir noch den Rest Kaffee ein, wenn er auch nicht mehr heiß ist. So — danke schön! Die magerste wilde Gans wird nicht mit der angenagelten im dunklen Stalle tauschen, deren Fettleber entwickelt werden soll. Uebermaß erzeugt Ekel. Ueberfülle lähmt, stumpft ab und ersticht. Mir ist nichts mehr zuwider, als ein junger Mensch ohne Wünsche, und solch einer wird wahrscheinlich der arme Eduard. Nun, darüber sind wir wohl ziemlich einig, mein Sohn. Aber um auf deinen Fall zu kommen. Du sagst, ich sei reich. Gott sei Dank, ich klage nicht. Ich verdiene viel Geld. Ja, mit vieler Mühe zwar, aber genug und etwas darüber, und ich weiß es gut anzulegen. Fehlt es euch an irgend etwas? Wohnen wir nicht recht behaglich? sogar ein Gärtchen hinter dem Hause. Essen wir nicht gut? Trinken wir nicht Wein, eigenes Wachstum und fremden dazu? Hast

du nicht Kleidung und Bücher, alles, wie sich's gehört? Dein Taschengeld sei zu gering, meinst du; darüber kann man streiten. Ich hab' in deinem Alter nicht die Hälfte gehabt."

"Das waren auch andere Zeiten. Der Werth des Geldes ist seitdem sehr gesunken."

"Nichtig bemerkt. Wie geschieht die Menschen sind, wenn es sich um ihren Vortheil handelt! Aber doppelt ist auch viel mehr als einfach. Und als du zu Herbst nach Prima aufrücktest, hab' ich's wieder erhöht. Und hin und wieder fällt noch etwas außer der Reihe ab. Ich kenne den Werth des Geldes und der Freiheit. Ich weiß, daß man einem verständigen Menschen oft nichts Angenehmeres schenken kann als baares Geld. Hast du das Aepfelchen zu Weihnachten vergessen? Es stecken ein paar nagelneue, glänzende Münzen drin, denen die Säure des Saftes nichts anhaben konnte. Die Mutter, dein Pathe, Onkel Heinrich, — kurz, nach meinem Dafürhalten hast du reichlich so viel, als ein junger Mensch in deinem Alter und Stande braucht. Aber wie gesagt, darüber kann man streiten. Ich verdenk' es dir gar nicht, daß du von deinem Standpunkte aus eine Erhöhung für wünschenswerth hältst. Jeder Mensch strebt nach Verbesserung seiner Lage. Aber was ich dir ernstlich verdanke, mein Sohn, das ist, daß du jetzt im Anfange des Monats schon auf dem Boden angelangt bist, daß du nicht besser wirtschaftest. Daß du dich nicht scheust hochfliegende Pläne zu fassen, ohne die Mittel sie auszuführen, daß du mit dreister Stirn — nein! da thu' ich dir Unrecht, du hast gestoßt und gestottert, 's ist wahr — aber mich überhaupt um Geld zu unnötigen Ausgaben anzugehen! Ich mein', das hättest du dir längst abgewöhnt, seit — seit einer Geschichte, die abgemacht und unter den Tisch geschoben ist und von der wir keine Sylbe weiter reden wollen."

"Das fehlte auch noch!" dachte Franz, sprach aber einschmeichelnd: „Es ist ja nicht viel!“

"Desto schlimmer! hätt' ich bald gesagt. Desto leichter hätt' es vermieden werden können. Franz, ich mein's gut mit dir. Ich verlange von jedem anständigen Menschen, daß er sich nach der Decke streckt, daß er auskommt, und auf eignen Füßen steht. In meinem Geschäft seh ich nur zu oft die traurigen Folgen des Leichtsinns, des Draufloslaufens, als ob die Leute nicht rechnen könnten. Du gehst, will's Gott, bald zur Universität ab, mach' doch, daß ich dich ganz unbesorgt ziehen lassen kann! Seit langer Zeit frag' ich dich nicht mehr, was du mit deinem Gelde machst, du sollst selbständig und mündig werden, und verdienst im Ganzen mein

Vertrauen. Aber heut' möcht' ich mir doch die Frage erlauben: Wie kommt's, daß du schon auf dem Trocknen bist?"

"Ich hab' mir eine etwas theure Cigarrenspitze — nun lachst du mich auch noch aus!"

"Nimm mir's nicht übel, Bunge, ich muß! Weil Eduard eine hat, nicht wahr? Und du rauchst doch zu meiner Freude so selten. Nun, das sind keine Sachen. Aber du kannst den Apfel nicht zugleich roh und gebraten essen. Wenn du durchaus im Schweiß deines Angesichts geschnitten Meerschaum braun anrauchen willst, so mußt du auf Altenberg verzichten oder zu Fuß gehn."

"Dazu ist's zu spät, zu heiß!" brummte Franz.

"Glaub's selber. Du bleibst also hier. Die heutige Enttäuschung kann dir sehr heilsam werden, wenn du die rechte Lehre daraus ziehst. Hoffentlich stotterst du nie in deinem Leben mehr vor irgend einem Menschen, einem Freunde, einem Bekannten, oder gar einem Wildfremden so verlegen wie heut' vor mir, um ein paar elende Thaler. Eignes Geld macht frei, erborgtes oder erbetteltes zum Sklaven. Guten Morgen, Franz!"

Er ging und der Jüngling blieb allein in einer keineswegs beneidenswerthen Stimmung zurück. Der Tag war schön, die Freunde verließen sich auf ihn, er hatte, weil er so lange keine Bitte mehr gewagt, so sicher auf die Erfüllung dieser einen gehofft. Er konnte dem Vater nicht groß Unrecht geben, und meinte doch, ihm sei nicht ganz recht geschehen. Und an seinen Fleiß, seinen untadelhaften Wandel, seine Doppelarbeit vor dem Examen gedenkend, gerieth er in eine Art Mitleid mit sich selbst, welches ihm sogar Thränen auspreßte.

Das gewährte die gute, dicke, gegen ihren Sohn leider sehr schwache Mama, welche so eben wieder in's Zimmer trat, und forschte natürlich sogleich erstaunt nach der Ursache. „Er ist zu zäh!“ sprach sie kopfschüttelnd für sich. „Hat gestern einen so guten Tag gehabt, über hundert Thaler verdient, wie ich sicher weiß — er sagt einem zwar nichts — und rückt nicht einmal mit einer Kleinigkeit heraus. Wart', Fränzchen,“ sagte sie dann lauter, „ich kann dir, glaub' ich, helfen.“

Fränzchen's Augen folgten ihr blickend, wie sie zum chinesischen Nähtischchen ging, bedächtig aufschloß und einige Kassenanweisungen hervornahm. Gerade in diesem Augenblicke lehrte der Notar zurück und übersah sofort die Lage der Dinge.

"Was soll ich nun thun?" sprach er lächelnd. „Meiner guten Frau verbieten, einen dummen Streich zu machen?"

„Nu, nu!“ sagte sie.

„Aber dann versalzt sie uns am Ende die Suppe,“ fuhr er fort. „Ich will mich lieber an den Herrn Sohn wenden. Franz, es erscheint mir passender, daß du die Schwäche deiner Mutter nicht mißbrauchst.“

„Hör' mal einer den Mann!“ sagte sie.

„Wenn wir's nicht so fest abgesprochen hätten,“ meinte Franz unschlüssig.

„Mach', was du willst,“ sagte der Notar, ihn fest im Auge behaltend, „und wenn du gehst, viel Vergnügen! wir verlieren kein Wort weiter darüber. Aber du thätest mir einen Gefallen, wenn du nicht gingst.“

„Wenn du mir so zusehest,“ sprach Franz, seinen Schmerz mühsam niederkämpfend, „so bleib' ich natürlich hier.“

„Bravo, mein Junge!“ rief der Notar und drückte ihm kräftig die Hand. „Du hättest es etwas freundlicher sagen können, doch kein Mensch ist vollkommen. Deine Freunde gehen nun wohl auch nicht — weißt du was? lade sie beide zum Mittagessen ein!“

„Sehr wohl!“

„Und die Suppe wird nicht versalzen sein, und der Braten nicht angebrannt, nicht wahr, liebe Frau?“

„Schröder, du bist ein sonderbarer Mensch!“

„Und du eine prächtige Frau und eine ausgezeichnete Köchin und eine sehr schwache Mutter. Und so wäre dies Geschäft noch einmal glücklich abgemacht.“

Franz eilte zu seinen Kameraden hin, die sich leicht beruhigten und im Grunde dem Notar Recht gaben. Sie paßten zusammen, die drei, alle schwarz von Haaren und Augen, Franz der größte und stärkste, August um ein wenig kleiner, mit einer mächtigen Stirn, den Kopf etwas zur Seite geneigt, und Wilhelm, der kleinste, ein wahrer Bücherwurm, doch in guter Gesellschaft recht heiter und witzig, gelehrt wie ein Professor und harmlos wie ein Kind.

„Dann wollen wir auch in die Frühkirche gehen,“ meinte er, „es ist noch eben Zeit.“

„Und später etwas spazieren“, sagte Franz.

„Und ein Bad im Rheine nehmen,“ setzte August hinzu, „es wird heiß.“

Sie hatten zwar noch den kleinen Aerger, Eduard selbst kutschend mit einem Freunde im Gig wind-schnell vorüberfahren zu sehen, übrigens aber verlief der Morgen recht angenehm. Mit jugendlicher Eglust, durch Wandern und Schwimmen geschärft, fanden sie sich pünktlich um ein Uhr in dem kühlen Speisezimmer ein. Es war ein erfreulicher Anblick, die lange, reich gedeckte Tafel mit dem schneeweißen Linnen, den blanken Tellern und funkelnden Gläsern, den schweren silbernen Löffeln und Gabeln und dem bunten duftigen Blumenstrauß in der Mitte. So anmuthig und vornehm hatte es weder August da-

heim, noch Wilhelm, dessen Eltern nicht in Köln wohnten, in seinem Kosthause. Die Mahlzeit selbst war der Zurüstung würdig. Strahlend vor Genugthuung sah die gütige Hausfrau zu, wie es ihrer Familie und ihren jungen Gästen schmeckte. August faßte sich ein Herz und brachte unter allgemeinem Beifall ihre Gesundheit aus, begeistert von dem reingehaltenen rothen Weine, der zu Kesse-



nich auf dem eignen Boden des Notars gewachsen war. „Wir taumeln von Genuß zu Genuß!“ sagte Wilhelm, als in biden Tassen der starke Kaffee erschien, „das ist einmal keine Eichorienbrühe!“ Doch die feinen Cigarren, welche der Hausherr jetzt zum Besten gab, verschmähte er und erntete dafür Lob von den Damen, denen er eine kleine Vorlesung über Botanik hielt, zur Verdeutlichung seiner Worte einige Blumen zergliedernd. August aber griff zu und meinte: „Wir können uns heut' einbilden, vornehme Türken zu sein, welche auch ihr süßes Nichtsthun durch den Trank von Mokka und durch edlen Tabak würzen.“ Auch Franz rauchte, und zwar auf besonderen Wunsch seines Vaters aus der neuen, großen, sehr schönen, aber auch sehr unbequemen Meer Schaumspitze. Später setzte der Notar, der die jungen Leute so vollkommen wie möglich entschädigen wollte, ihnen im Garten eine feine Bowle vor. Doch mit dem vortrefflichen Essen und Trinken suchte er ihnen zugleich in seiner

eigenthümlichen Art auch einige gute Lehren einzufügen. Anknüpfend an den vereitelten Ausflug pries er ihnen in Sprüchwörtern und eignen Sätzen die Sparsamkeit und das ordentliche Haushalten. „Selbst ist der Mann. Self*) ist ein gut Kraut. Spar' dir was, so hast du was. Vorgen macht Sorgen, und das schwerste Holz ist der Bettelstab. Dhn' Fleiß kein Preis. Armuth ist zwar kein Verbrechen, aber Reichthum, oder sagen wir lieber Besitz, auch keine Schande. Wer frei und selbständig werden und bleiben will, muß nicht mehr ausgeben, als er einnimmt, sondern womöglich etwas weniger, muß nicht auf besondere Glücksfälle rechnen, sondern eher umgekehrt, muß nicht, was reine Berrücktheit ist, mit Leuten wetteifern wollen, die fünfmal so viel Vermögen haben. Die jungen Leute nehmen mir's nicht übel: es hat mich von vorn herein geärgert, daß der Ausflug zu Wagen gemacht werden sollte, von den Kosten ganz abgesehen. Wozu habt ihr eure langen Beine? Es geht nichts über Zufahren. Mit wenigem viel leisten, darin steckt die Kunst!“ Der Wein machte ihn beredt und sie zu willigen Hörern. August stimmte mehrmals bei, führte sogar ein griechisches Sprüchlein zur Bekräftigung an und lobte die Einfachheit und Mäßigkeit der Araber. Wilhelm, der privatim Englisch gelernt hatte, brachte aus dieser Sprache ein paar einschlägige Redensarten vor: „to make both ends meet,“ „to live within one's income,“ und beide wurden vom Notar gelobt. Auch Franz, des Sieges über sich selber und der angenehmen Gesellschaft froh, hörte in viel besserer Stimmung als am Morgen zu. So schloß der Tag ganz befriedigend.

Wir haben ihn recht ausführlich geschildert, weil er einen nachhaltigen Eindruck auf die Jünglinge machte. Es geht so im Leben, gewisse Stunden und Ereignisse, nicht wichtiger als viele andere, lassen unverwischliche Spuren zurück. „Auf eignen Füßen, so viel nur immer möglich!“ das blieb fortan der Wahlspruch der drei Freunde.

Am nächsten Morgen griffen sie mit frischer Kraft die Arbeit wieder an. Eduard fehlte in der Klasse; der Arzt bescheinigte ein gastrisches Fieber, ohne den Grund desselben anzugeben.

Wir können nun über eine geraume Zeit um so rascher weg gehen. Unser Kleeblatt bestand das Examen mit Glanz, machte drauß mit dem Notar und auf seine Kosten einen schönen Ausflug nach Altenberg und Haus Forst dazu, verlebte überhaupt

*) „Self“ mundartlich = Salbei und zugleich „Selbst“, also ein kleines Wortspiel.

köstliche Ferien und ging dann zur Universität in Bonn ab. Franz konnte, was seinen Wechsel betraf, mit dem Vater zufrieden sein. Auch für Wilhelm war ausreichend gesorgt. August mußte sich freilich behelfen, ergänzte seine Mittel jedoch durch Privat-Unterricht und andern passenden lohnenden Erwerb.

Auch Eduard war, freilich mit Ach und Krach, durch's Examen gekommen, hatte aber bald darauf einen herben Verlust erlitten. Sein Vater starb plötzlich und hinterließ nicht so viel, als man erwartet hatte. Da Kinder aus verschiedenen Ehen vorhanden waren, so fand eine Auseinandersetzung statt. Auf Eduards Theil fiel die noch immer ansehnliche Summe von vierzigtausend Thalern. Er war großjährig und unabhängig. Zum Handel verspürte er keine Lust.

Das Studentenleben dagegen lockte ihn. Er beschloß, später ein Gut zu kaufen und ging einweilen nach Bonn, um Oekonomie zu studiren. Ach leider! er hat auf eine seltsame Weise Oekonomie studirt.

Wilhelm widmete sich den Natur-Wissenschaften, Franz und August der Jurisprudenz. Es ist nun durchaus nicht unsere Absicht, das ganze Leben unserer Helden, nicht einmal ihr erstes Halbjahr auf der Hochschule zu schildern, so lehrreich und ergötzlich manches Erlebnis auch sein möchte: wir eilen zu dem, was die Ueberschrift verspricht. Der junge Leser lernt hoffentlich mehr daraus, als wie man mit geringen Kosten eine schöne, große Reise macht.

„Wenn vor des Lenzes Hoffnungspuren
Der rauhe Winter endlich weicht,“

wenn der Schnee zerrinnt, die Veilchen sich hervorwagen, die ersten Lerchen schwirren und neues Leben alle Pflanzen und Bäume durchzieht, dann regt sich gewöhnlich in der Menschenbrust, wie bei den Zugvögeln, eine unbestimmte Sehnsucht in die blaue Ferne, ein mächtiger Wandertrieb. Auch unsere drei Freunde wurden schon recht frühe im Jahr von diesem Gefühl ergriffen und schmiedeten manchen Plan, um ihn alsbald durch einen neuen besseren zu verdrängen. Aber August der Weise, wie die Andern ihn scherzhaft nannten, warnte, dem unbeständigen Lenz zu trauen und leichtfertig der ersten Neigung nachzugeben. „Der Wald ist noch nicht grün, die Wege noch nicht trocken,“ sagte er. „Geht bei Sonnenschein jetzt spazieren, aber unternimmt keine Reise. Spart euer Geld bis zum Herbst. Das ist ein reicher, fröhlicher Biedermann in seinen besten Jahren, der hält, was er verspricht, während der hübsche Junge, der Frühling, seine bedenkliden

Launen hat.“ Auf dieses Orakel hin wurde eine Vertagung der großen Fahrt bis zum Spätsommer beschlossen, über das Ziel blieb man noch unentschieden. Doch unerwartet schnell nahm das Schwanken ein Ende; und das war gut, denn große Pläne bedürfen einer langen Vorbereitung.

Eines Tages traf Franz mit Eduard zusammen, den er sonst selten sah, und begleitete ihn, dringend aufgefordert, in seine Wohnung. Denn der gewöhnliche Studenten-Ausdruck „Bude“ paßte doch nicht für diese glänzenden Gemäcker. Auf dem polirten runden Tische lag ein prachtvolles Bilderwerk über Italien. Franz blätterte bewundernd darin; da sagte Eduard, während er Madeira und Zwieback auftragen ließ: „Das alles werd' ich nun hoffentlich bald in natura sehen.“

„Ei, du gedenkst nach Italien zu reisen?“

„Sobald die Alpenpässe schneefrei werden. Erholung, Zerstreuung thut mir noth.“

„Das wird ein schön Stück Geld kosten — nun freilich, du hast es ja.“

„Ich hab's!“ sprach Eduard selbstbewußt, „so viel ist denn doch noch übrig geblieben, was die klugen Leute auch reden.“ Dabei blickte er wohlgefällig rund um sich her, zupfte seine Manchetten hervor, daß die Brillanten der Knöpfe funkelten, und drehte den großen Siegelring. Er prahlte gern ein wenig, der arme Eduard.

„Geh' mit!“ ermunterte er.

Franz zuckte die Achseln. „Offen gestanden,“ sagte er, „du reisest mir zu theuer.“

„Wir wollen unser Reisegeld zusammen legen und gemeinsame Kasse führen,“ schlug Eduard vor, denn geizig war er nicht.

„Sehr freundlich, doch das darf ich nicht annehmen. Und — ich hab' noch gar kein Geld, wage auch meinen Vater nicht darum anzugehen.“

„Es wär' sonst schön,“ fuhr Eduard fort, einzelne Ansichtenweisend, „sieh her! Isola bella — hier, der Marmor-Dom zu Mailand — hier, der schiefe Thurm zu Pisa — Florenz — Rom — der Vesuv —“

Ja, es war schön, und als Franz den Heimweg antrat, stand der Plan bei ihm fest, im nächsten Herbst das schöne Land zu besuchen, „wo die Citronen blühen.“ Ganz erfüllt von diesem kühnen Gedanken suchte er August auf. „Freund!“ rief dieser, von einem dicken Buche aufblickend, ihm hastig entgegen, „ich weiß jetzt, wohin wir unsere Schritte lenken!“

„Ich auch!“ entgegnete Franz leuchtenden Blicks.

„Auch plötzlich entschlossen?“ fragte der Weise nicht besonders erbaut, denn er fürchtete einen höchst wahrscheinlichen Zwiespalt der Meinungen. „Nun, laß hören!“

„Nein, sprich du zuerst!“

„Nein, du!“

„Nun — nach Italien!“

„Italien!“ scholl es wie ein schnelles Echo jubelnd, und beide umfaßten sich und tanzten wie toll in dem kleinen Zimmer umher. Kinder können sich über eine Kleinigkeit freuen — wohl dem, der sich auch in dieser Beziehung eine gewisse Kindlichkeit bewahrt. Das zufällige Zusammentreffen der Pläne wurde als ein günstiges Omen betrachtet, wie August

alsbald mit halb ernst gemeinter Feierlichkeit aussprach.

„Italien!“ rief er, „so reich an Schätzen der alten und neuen Kunst!“

„Und an Naturschönheiten!“ setzte Franz hinzu.

„Der Garten Europa's!“

„Das feenhafteste Land der Hesperiden!“

„So oft das Ziel unserer Kaiser!“

„Unserer Maler und Dichter!“

„Die Alpen!“

„Das leuchtende Mittelmeer!“

„Das ewige Rom!“

„Venedig, die Wunderstadt!“

Während sie sich so immer mehr begeisterten, kam wie gerufen Wilhelm herzu, an dessen Einwilligung sie übrigens durchaus nicht zweifelten. Denn der Kleine, wie sie ihn väterlich nannten, fügte sich in allen billigen Stücken gutmüthig den entschlossenen Freunden.



„Peterchen!“ riefen sie ihm mit seinem Spitznamen entgegen, „es ist entschieden, wir gehen im Herbst nach Italien!“

Sie berichteten eifertig, wie und wodurch sie gleichzeitig auf denselben Plan gekommen, und wiederum quollen sie über von Lobpreisungen des herrlichen Landes, während sie ihren Freund zwischen sich auf das alte Sopha niederzogen. „Ein schöner Gedanke!“ sprach er, als er endlich zu Worte kam, „aber, woher das Geld nehmen?“

„Kleinmüthiger!“ schalt August, „wie lautet dein englisches Sprüchlein?“ „Wo ein Wille ist, da ist auch ein Weg!“

„Richtig. Und da du von den Engländern sprichst: wir müssen es machen, wie zuweilen ihr Haus der Gemeinen. Wenn eine kostspielige Unternehmung im Werk ist, so constituirt sich das Unterhaus als Comité und beräth über ways and means, über Mittel und Wege.“

„Das wollen wir auch thun, und die erste Sitzung sofort halten. Ich geb' einen starken Thee dazu.“

„Ein Getränk, welches anregt, ohne zu beiräuschen.“

„Aus eigener Kraft!“ rief Franz lebhaft. „Wir haben noch Zeit vor uns, wir müssen sparen, wir müssen unser Reisegeld zusammenscharren.“

„Jawohl,“ sagte August, „denn meine Mutter hat es nicht.“

„Und mein Herr Vater giebt mir's nicht,“ sprach Peterchen.

„Und den meinen bit' ich nicht,“ schloß Franz.

Der Thee kam und durch ihn gestärkt, wurden sie gleich in der ersten Sitzung über viele Ersparnisse einig. „Was kostet deine Bude?“ fragte Franz seinen Freund.

„Drei Thaler monatlich.“

„Sie ist freilich darnach,“ — sich umschauend — „Doch einerlei! Wozu brauch' ich zwei Zimmer zu acht Thalern? Nach Ostern zieh' ich aus — das sind fünf Thaler monatlich Gewinn!“

„Und fünf von mir macht zehn!“ sprach Wilhelm, „auch ich such' mir eine billige.“

„Bier und Wein sind eigentlich ganz überflüssig,“ sprach August würdevoll.

„Von morgen ab trinken wir keinen Tropfen mehr!“

„Solltet ihr das Gelübde halten können?“ sagte Wilhelm, der selbst immer sehr mäßig war, zweifelnd.

„Warum nicht, Peterchen? Meinst du, nur Leute mit schwachem Magen könnten darauf ver-

zichten? Das ist ein kleines Verdienst. Aber einen guten Trunk vertragen, und gern trinken, und das Geld dazu in der Tasche haben, und doch entsagen um höherer Zwecke willen, das ist die wahre Höhe, die gottgefällige Abtödtung des Fleisches, die rechte Askese!“ predigte August der Weise.

„Soll mich freuen,“ versetzte Wilhelm, „der Artikel schlägt bei euch gehörig in's Geld. Ich schließe mich also für meine Person dem geehrten Herrn Vorredner an.“

„Tabak und Cigarren —“ begann Franz zögernd.

„— und Kaffee,“ setzte Wilhelm lächelnd hinzu, auf August blickend, der diese Genüsse liebte, wie nur je ein auf seinem Teppich hochender Orientale.

„Ebenfalls Ueberfluß und von morgen ab verpönt!“ entschied August. „Was siehst du mich so lächelnd an, Peterchen?“

„Ich bewundere deinen Muth. Aber wenn ihr wirklich solchen Ernst zeigt, so zweifle ich nicht, daß wir unser Ziel erreichen. Laß mich einmal rechnen, ich bin ja doch der Mathematiker. Wir haben vor uns noch etwa vier Monate, oder hundert und zwanzig Tage. Wir frühstücken künftig sibel bei Wasser und Brod, macht etwa sechs Pfennige; wir bezahlten bisher für Kaffee und Zubehör vier Groschen, Unterschied drei ein halb, mal drei, macht zehn und ein halben, sagen wir rundweg zehn Silbergrotschen oder ein drittel Thaler, also in hundertundzwanzig Tagen —“

„Stell' die Rechnung zu Hause auf,“ unterbrach ihn August, „und rechne nicht zu scharf, du mußt auch die Ferien in Anschlag bringen. Heute würde es uns zu weit führen. Aber noch eins. Mein alter Grundsatz lautet: Keine abrupten Uebergänge!“ Wilhelm lächelte wieder.

„Ich will zwar,“ fuhr der Weise stirnrunzelnd fort, „diesmal eine Ausnahme machen und sogleich morgen mit der Askese beginnen —“

„Ist ja schon abgeredet!“

„Aber ebenso sicher weiß ich auch und sage es euch vorher, daß bei der strengsten Ausführung unserer Vorsätze hin und wieder eine Ausnahme stattfinden wird.“

Jetzt lachte Wilhelm hellauf.

„Lache nicht, Peterchen, wenn Leute sprechen, die älter und weiser sind als du. Der Durst kann den Besten übermannen. Die Feiertage sollen gehalten werden. Ich schlage vor, wir gestatten uns Sonntags einen mäßigen Trunk.“

„Und wenn uns irgend wo ein Glas Wein angeboten oder vorgeseht wird,“ meinte Franz, „wo wir's gern annehmen —“

„Eine Tasse Kaffee, eine Cigarre,“ fuhr August ernsthaft fort.

„Einverstanden!“ fiel Wilhelm lebhaft ein. „Ich fasse die Regel mathematisch so: jeder Genuß, der unsere Kasse nicht schädigt und unsere Empfindlichkeit nicht drückt, ist erlaubt.“

„Morgen versammeln wir uns wieder,“ schloß August, „denkt inzwischen über neue Ersparnisse nach.“

Sie thaten's, und mit Erfolg. Bisher hatten sie recht anständig für sieben Groschen zu Mittag gegessen — es war noch vor unsern theuern Jahren — fortan nahmen sie mit einer Portion von drei bis vier Groschen vorlieb. Und an manchem Tage war dies das einzige warme Essen.

Abends genügte ihnen ein Butterbrod mit Schinken oder Wurst. Noch auf ein anderes sinnreiches Mittel, ihr eigenes Geld zu schonen, versielen sie, vom Hunger, dem Vater so vieler Erfindungen, getrieben. Fast jede Woche unternahmen sie einen Raubzug nach dem nahen Kessenich. Dort besaß, wie schon erwähnt, der Notar ein kleines Landgut. Eine betagte Haushälterin mit Knecht und Magd bewirthschaftete dasselbe, während die Familie sich nur zeitweilig im

Sommer und bei der Weinlese daselbst aufhielt. Kamen nun die jungen Herren an, so ward ihnen gebührend aufgetischt, Butter und Brot, Käse und Milch, Eier und Rauchfleisch und dickbäuchige Flaschen voll köstlichen Weins. Sei, wie das schmeckte, nach der langen Entbehrung! Eine Karavane kann sich

nicht freudiger auf einer Dase haben nach heißer Wüstenfahrt, als die wackern Gesellen in dem gastlichen Hause. Freilich, sich für mehrere Tage satt zu essen und zu trinken, wie ein Kameel, vermochten sie nicht; aber was möglich war, das geschah. Sie machten allezeit rein Vord. Konnten sie beim besten Willen nichts mehr genießen, so ward alles noch vorhandene Ef- und Trinkbare eingepackt und einge-



sackt und wanderte mit nach Bonn, um die magere Küche zu verbessern. Die Haushälterin schüttelte verwundert den Kopf und meldete es nach dem zweiten Besuche ihrer Herrin. Aber die gute Frau Schröder lachte mit dem ganzen runden Gesicht. „Gott segne es den lieben Burschen, wenn's ihnen nur schmeckt.“ Auch der Notar drückte ein Auge zu, obgleich er den Grund dieser Beutezüge noch nicht kannte; er sorgte nur, daß sein bester Jahrgang geschont wurde. (Schluß im nächsten Heft.)

Beschauliches von Julius Lohmeyer.

Das Erdenparadies.

(Nach Bérne.)

So reiche Liebe hat dir Gott gegeben,
 Eh' du sie fühltest, eh' du sie verstandst,
 So reiche Liebe, wie du durch ein Leben
 Dir nicht erringen, nicht verdienen kannst.

Das Eden ging der Menschheit nie verloren,
 Es blüht uns noch auf treuem Mutter Schooß;

Noch Jeder wird im Paradies geboren,
 Und Jeder reißt sich selbst erst aus ihm los.

Nun mußt du lieben, um geliebt zu werden,
 Der harte Ernst des Lebens schenkt dir nichts,
 Und jedes Glück und jede Günst auf Erden
 Erwirbst du nun im Schweiß des Angesichts.

Von den Thaten und Schicksalen des Deutschen Ordens in Preußen.

Von

Fedor von Köppen.

Original-Zeichnungen von Woldemar Friedrich.

II.

Die Ritter der Marienburg.

Unter den Ordensburgen im Preußenlande war keine stattlicher und schöner als diejenige, welche der Landmeister Konrad von Thierberg im Jahre 1274 auf einem Hügel am rechten Ufer der Rogat*) erbaut und zu Ehren der Mutter Gottes Marienburg genannt hatte. Von ihren hohen

Im Westen und Nordwesten rauschte die Rogat nahe den äußersten Wehrmauern der Burg vorüber. Jenseits dieses Flusses breiteten sich üppige Auen bis zur Weichsel; aber weiter noch reichte der Blick über den gelben Strom bis nach Pommern hinein. Im Norden folgte das Auge dem Laufe der Rogat bis an das frische Haff; denn auch dieses war von dem hochragenden Thurme des Hauses aus sichtbar. Während der Fluß die Nord- und Westseite schützte,



Zinnen aus über sah das Auge weithin die fruchtbare Niederung mit ihren Dörfern. Zur Kriegszeit vermochte der aufmerksame Wächter den Feind — er mochte von Morgen oder Abend heranstürmen — schon aus meilenweiter Ferne zu erspähen.

*) Rogat heißt der östliche Arm, welcher sich von dem Hauptstrome, der Weichsel, abzweigt und in nordöstlicher Richtung dem Frischen Haff zufließt, während der westliche Arm den Namen „Weichsel“ behält und unterhalb Danzig in die Ostsee mündet.

Deutsche Jugend. XI.

wahrte im Nordosten eine sogenannte „Vorbürg“, welche die Wirthschaftsgebäude, Stallungen und Borrathsräume umschloß, den Zugang zur eigentlichen „Hochburg“, mit der auch die Kirche durch eine reich verzierte, gewölbte Halle in Verbindung stand. Im Südwesten war die betriebsame Stadt angebaut, gleichfalls mit Mauern, Thürmen und Gräben umgeben.

Als die Macht des Ordens sich immer weiter ausbreitete, im Osten sich bis an die Sümpfe und

Wälder Litthauens, im Westen über Theile von Pommerellen erstreckte, empfanden die Hochmeister die Nothwendigkeit, selbst dem Kerne der Ordensmacht näher zu wohnen. Der Hochmeister Siegfried von Feuchtwangen verlegte deshalb im Jahre 1309 den Hauptsitz des Ordens von Venedig nach Preußen, und zwar nach der Marienburg.

Nun ward das Ordenshaus noch prächtiger ausgebaut. Die bisherige Vorburg ließ der Meister abbrechen und auf den alten Grundmauern ein fürstliches Schloß, die Hofburg der Hochmeister erbauen. Eine neue Vorburg ward weiter nach Nordosten vorgerückt. So erhoben sich nun drei Burgen nebeneinander, die Vorburg, die mittlere oder die Hofburg des Hochmeisters, und die eigentliche Hochburg. Ernst und würdig in allen seinen Theilen, entsprach der Bau der dreifachen Bestimmung des Ordenshauses als Ritterburg, als fürstliches Schloß und als Gotteshaus.

Schon aus der Ferne gewährte die Marienburg einen prachtvollen Anblick. Ein doppelter Mauernfranz mit zackiger Wehrbrüstung umgab den ganzen Burgraum. An allen Ecken und Vorsprüngen erhoben sich kleine Wachtthürme; zwei mächtige Spitzthürme bewachten den Eingang an der nördlichen Seite hinter der Rogatbrücke. Ueber den Zinnen der Außenmauern stiegen die rothen Wände der Hauptgebäude hoch empor; in schlanken Spitzbögen reihete sich Fenster an Fenster. Die mittlere Burg bestand aus vier Stockwerken; die großen Säle oder Remter mit ihren hohen Bogensfenstern gingen jedoch durch zwei Stockwerke hindurch. Den ganzen Bau überragte der mächtige Thurm der Marienkirche.

Wer von Osten her der Marienburg nahte, der sah schon von Weitem das in einer gewölbten Nische des Gotteshauses erhöhte mächtige Bild der Jungfrau Maria mit dem Jesuskinde auf dem Arme und dem friedlichen Lilienzepter in der Rechten, wie es wunderbar weit über das Land erglänzte. Wenn die Ritter von der Marienburg zum Kampfe wider die Heiden auszogen, dann wandten sie ihre Blicke noch einmal nach dem verehrten Bilde zurück und gelobten voll christlicher Begeisterung, das Schwert zur Ehre Gottes zu führen, und wenn sie heimkehrend das leuchtende Bild aus der Ferne wieder erblickten, dann zogen Demuth und Frieden in ihre Herzen.

Ein reiches, wechselvolles Leben entfaltete sich in den prächtigen Räumen des Ordenshauses. In dem „großen Remter“, dem gewölbten Saale der mittleren Burg, versammelte der Hochmeister, so oft es ihm nöthig dünkte, die hohen Gebietiger des

Ordens*), um mit ihnen Rath zu pflegen über Krieg und Frieden mit den Nachbarländern, — Litthauen, Polen und Pommern, — sowie über die Beziehungen des Ordens zum Kaiser und Papste; hier empfing er Botschaften von fremden Fürsten und hier bewirthete er edle Kriegsgäste, die aus den Ländern des Westens und Südens eintrafen, um am Kampfe wider die Heiden Theil zu nehmen und den ehrenreichen Ritterschlag zu verdienen. Ein anderer Saal, der sogenannte „Conventsremter“ in der Hochburg, vereinigte die Ordensbrüder zu den gemeinschaftlichen Mahlzeiten oder geselligen Zusammentünften. Hier pflogen sie ernste und heitere Gespräche, erzählten sich von den erlebten Abenteuern und ergöhten sich mit Schach- oder Dambretspiel. Wenn aber die Glocke rief, dann schlugen sie sich alle weltlichen Gedanken aus dem Sinne und begaben sich zu Gebet und Andacht nach dem Gotteshause. Denn die Lebensweise der Ordensbrüder war vom Aufgange bis zum Niedergange der Sonne nach strengen Vorschriften geregelt, der größte Theil der Zeit mit Andachten und Waffenübungen ausgefüllt, wie es der ernste Beruf des Ritters, Gott zu dienen und die Ungläubigen zu bekämpfen, mit sich brachte. Jeder, der in den Orden eintrat — sei es als Ritter- oder Priesterbruder, — hatte ja zuvor das dreifache Gelübde abgelegt, einen reinen und unsträflichen Wandel zu führen, dem Hochmeister und den Gesetzen des Ordens in allen Stücken Gehorsam zu leisten und allem irdischen Eigenthum zu entsagen. Hab' und Gut gehörten nicht dem Einzelnen, sondern der Genossenschaft an. Die kleinen Fenster, welche von der Hochburg nach der Rogatseite und nach dem Burghofe hinausschauten, gehörten zu den einfachen Zellen der Ordensbrüder, die im Winter nicht einmal durch ein Feuer erwärmt werden konnten. Das Nachtlager in dem gemeinschaftlichen Schlaßsaal bestand allein aus einem Strohsack und Kissen mit einer einfachen Decke.

*) Zu den Gebietigern des Ordens gehörte zunächst der Groß-Comthur, d. i. der Oberste des Ordenshauses zu Marienburg, welcher zugleich Stellvertreter des Hochmeisters war; ferner die beiden Landmeister in Deutschland (auch Deutschmeister genannt) und in Livland, welche den zahlreichen Besitzungen des Ordens in diesen Ländern vorstanden; ferner die hohen Beamten des Ordens, nämlich der Ordensmarschall oder Ordensfeldherr, der Oberst-Spittler, welcher die oberste Aufsicht über alle Spitäler führte, der Oberst-Trappier, welcher die Kleidung und Ausrüstung unter sich hatte, und der Oberst-Treßler oder Ordens-Schatzmeister; endlich auch die Comthure der sämmtlichen Ordensburgen.

Unter diesen Regeln hat die Genossenschaft des Deutschen Ordens Völker bezwungen und Länder erobert, und ihr Ansehen unter Fürsten und Völkern erhöht. Die glänzendste Zeit des Ordens aber sah die Marienburg unter der Verwaltung des Hochmeisters Winrich von Kniprode, welche drei Jahrzehnte, von der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts an ge-

herren vereinigten ihre Stimmen auf Winrich von Kniprode. Die Glocken der Hauptkirche wurden geläutet und von einem Ordenshause zum anderen riefen die Glocken in's Land, daß die Wahl des Hochmeisters vollzogen sei.

Mit glänzenden Festlichkeiten beging Winrich den Antritt seines Amtes. Im großen Kemter



rechnet, füllte (1351—1382).

Stürmischer als sonst ging es bei der Wahl dieses Meisters zu. Lange schwankten die Gebietiger, wen sie für den Würdigsten erachten sollten, und schon drohte Zwietracht unter ihnen. Da — so erzählt die Sage — vernahm man aus der Tiefe der Kirche den Geisteruf: „Winrico, Winrico! Ordo vacillat!“ (Winrich, Winrich! der Orden wankt!). Dies gab die Entscheidung und die Ordens-

vereinigte die Ritter ein frohes Gelage. Dabei ergöhte ein Liedsprecher aus Nürnberg die Gesellschaft durch seine Gefänge und ärtete vielen Dank. Am Abend spielten fahrende Spielleute vom Rhein zum Tanze auf und der Hochmeister selbst eröffnete mit einer Bürgerstochter aus Marienburg den Reihen. Am dritten Tage kamen Ehrenboten aus den Städten mit Geschenken für den Hochmeister. Das reiche Danzig sandte sechs goldene Schüsseln, Elbing ein

kunstvoll gearbeitetes Hüfthorn; Kulm, die alte Landesstadt, brachte in einem silbernen Kästchen einen Splitter von der Arche Noah's dar; die Bürger von Marienburg verehrten dem Meister eine mit Gold ausgelegte Stahlrüstung und die Jungfrauen der Stadt ein prachtvoll gesticktes Wamms. Drei Tage waren die Geschenke zur Schau gestellt und sechs Ritter hielten dabei Wache.

Den Mittelpunkt der Festlichkeiten bildete ein von dem Meister selbst veranstaltetes Bogelschießen, — das erste in Preußen. Inmitten eines freien Platzes war die hohe Stange errichtet, auf deren Spitze der hölzerne Vogel saß. Ringsumher standen die Schützen mit ihren Armbrüsten und zielten der Reihe nach. Wer ein merkliches Stück — als Kopf, Schwanz oder Flügel — abschoss, erhielt ein Ehrengeschenk. Den ersten Preis gewann der Meister selbst; denn er schoß den Vogel von der Stange.

Acht Tage vergingen unter solchen Freuden; dann kehrten die Gäste heim und erzählten zu Hause viel von dem herrlichen Leben auf der Marienburg unter den bekreuzten Rittern. Die Sitte des Bogelschießens verpflanzten die Bürger in ihre Städte und übten sie seitdem fleißig, um im Falle der Noth ihre Mauern mit der Armbrust wider die Feinde zu schützen.

Dem heiteren Spiele folgte der Ernst des Lebens. Noch dauerten die Kämpfe mit den heidnischen Litthauern fort und füllten mit geringer Unterbrechung die ganze Regierungszeit des Meisters Winrich von Kniprode. Bald überzogen die Litthauer die fruchtbaren Grenzgaue mit Brand und Verheerung, bald führte der Hochmeister das Ordensheer tief in die Wüstungen Litthauens hinein. Wenn Sumpf und See unter der Eisrinde starren und tiefer Schnee sein Leichentuch über die einförmige Landschaft breitete, dann zogen Ordensschaaren durch dichten Urwald über Bruch, Moor und grundlose Tiefen in das feindliche Land. Zuweilen wankte und krachte die Eisdecke unter den Füßen des Heeres. Trat aber Thauwetter ein, so rettete nur schleunigste Umkehr vor dem Versinken und Verderben in Sumpf und Morast. Einer der blutigsten Kampfstage war der Tag von Rudau (17. Febr. 1370), an welchem der Orden zwar hohen Siegesruhm ärntete, aber eine große Anzahl von Comthuren und Rittern, darunter den tapferen Marschall Henning Schindenkopf, genannt „der Ueberwinder der Heiden“, auf dem Wahlfelde lassen mußte.

Die Kunde von den ruhmvollen Kriegsthaten der Ordensritter wider die Litthauer erfüllte die Welt. Da kamen Fürsten und Edle von nah und

fern mit großem Gefolge nach der Marienburg, um sich den Kriegszügen anzuschließen. Ein solcher hochberühmter Kriegsgast war Herzog Albrecht III. von Oesterreich, welcher (im Jahre 1377) mit einem ausgezeichneten Streitheere in Preußen eintraf und nach der Ehre geizte, im Heidenlande den Ritterschlag zu erhalten. Vor dem Aufbruche gab der Meister nach altem Brauche das Hochmahl am „Ehrentische“ des Ordens. Laut riefen die Herolde die Namen der edlen Gäste auf, denen solche Ehre zu Theil ward, — dem Herkommen gemäß etwa zehn bis zwölf. Den obersten Ehrensitz erhielt derjenige Gast, welchem an Ruhm und ritterlicher Tugend kein anderer gleichkam; die übrigen folgten der Reihe nach. Kostbares Tischgeräth bedeckte die Tafel. Alle Trinkbecher waren von Gold und Silber und ihre Zahl so groß, daß der Gast jeden Becher, den er geleert hatte, als Eigenthum mitnehmen durfte. Da gewann Mancher durch tapferes Trinken viele goldene und silberne Becher. Auch andere Ehrengaben wurden reichlich gespendet. Vor jedem neuen Gange der Mahlzeit wurde mit Posaunen und Pfeifen Tusch geblasen. Es war Ueberfluß an Gebacknem und Gebratenem und an edlem Getränke. Musik, Liedsprecher und Jubelgesang würzten die Freuden des Gastmahls, das wohl fünf bis sechs Stunden dauerte. Es hieß in Deutschland und anderen Reichen eine ausgezeichnete Ehre, an des Ordens Ehrentische einmal Gast gewesen zu sein.

Nachdem die Vorräthe für die Kriegsfahrt gesammelt waren, brach das Heer nach der Litthauischen Grenze auf. Viele Banner flatterten in den Lüften. Bei der Hauptschaar war die Ordensfahne, das schwarze Kreuz auf weißem Tuche, und das reich verzierte Banner des Hochmeisters. Die fremden Kriegsgäste zogen unter den Bannern ihrer Landschaften und die Ordensritter unter ihren Burgfahnen. Die kein besonderes Banner hatten, folgten der Fahne des heiligen Georg, des Schutzpatrons der Ritter, und der Marienfahne.

Jenseits der Memel, die sie zu Schiffe übersehten, begannen die Mühseligkeiten des Zuges. Mehr denn tausend Arbeiter mit Aexten gingen dem Heere voraus, um den Weg durch die Waldwildniß zu bahnen. Oft sanken die Rosse bis an den Bauch in den Sumpf, oft wieder mußte man mühsam über die vom Sturme umgestürzten Baumstämme hinwegklettern. Die Nachtruhe ward durch das Geheul der Wölfe und das Krächzen der Raubvögel unterbrochen.

Wenn die Heiden bei Tage den Anzug des Heeres gewahrten, flohen sie in die Wälder und

fahen im Fliehen ihre Dörfer in Flammen aufgehen. In der Nacht brachen sie rächend hervor und überfielen mit wildem Geschrei das Heerlager.

So zog das Ordensheer mehrere Tagereisen weit und verbreitete Schrecken in Litthauen. Nach dem ersten Kampfe mit den Litthauern erhielt Herzog Albrecht durch den angesehensten Ritter des Heerzuges den Ritterschlag. Darauf schlug der Fürst selbst viele Edle zu Rittern, wobei er die herkömmlichen Worte sprach: „Besser Ritter denn Knecht!“

In Litthauen überraschte das Heer ein furchtbarer Sturm mit Hagel- und Regenschauern und nöthigte zu schneller Umkehr. War schon der Anzug beschwerlich gewesen, so gab es auf dem Rückwege noch größere Schwierigkeiten zu überwinden; denn das Unwetter hatte die Bäche und Brüche in Ströme und Seen verwandelt. Unter unsäglichen Mühseligkeiten und Gefahren erreichte das Heer wieder den Memelfuß.

Ob nun auch die augenscheinlichen Erfolge solcher Kriegszüge gering waren, so vermehrten sie doch unter dem Heidenvolke die Scheu vor dem Ordensschwerte und verschafften dem Ordenslande Ruhe vor seinen Einfällen.

Wie sehr auch diese Kämpfe die Thatkraft des Hochmeisters in Anspruch nahmen, so versäumte dieser doch nicht, auch auf friedlichem Wege für die Wohlfahrt des Landes zu sorgen. Durch weise Vorschriften förderte er den Landbau und brachte es dahin, daß trotz der Kriegszeit der thätige Bauer sich eines Wohlstandes freute, wie er früher noch nicht erlebt worden. Der Weinbau war so ergiebig, daß in den Kellern der Marienburg für viele Jahre Vorrath gehäuft wurde, und die Gäste aus dem Süden und Westen konnten nicht genug Lobes sagen von dem trefflichen Landwein, der an des Hochmeisters Tafel kredenzt ward.

Der besonderen Gunst des Hochmeisters erfreuten sich die wachsenden Städte, welche zu seiner Zeit Handelsverbindungen mit entfernten Marktplätzen des Auslandes anknüpften. Viele von ihnen, wie Thorn, Kulm, Danzig, Elbing, Königsberg, Braunsberg u. a., wurden Mitglieder des mächtigen Bundes der Hansa, und in ihren Mauern erwuchs ein freier, wehrtüchtiger Bürgerstand.

Winrich von Kniprode starb am Johannis- tage 1382. Niemals wurden um den Tod eines Hochmeisters so viele und so gerechte Thränen geweint; mit ihm ging die glorreichste Zeit des Deutschen Ordens zu Grabe.

III.

Die Schlacht bei Tannenberg.



Bei aller Macht und

ei aller Macht und

allem Ansehen fehlte der Herrschaft des Deutschen Ordens in Preußen doch eine Bedingung der Dauerhaftigkeit. Der deutsche Ritter hatte kein Haus, keine Heimath, keine Familie. Seine Heimath war die Ordensburg, sein Leben eine fortlaufende Reihe von Kämpfen. Er kannte nicht den friedlichen Platz am selbstgegründeten Herde, von dem aus der Hausvater noch am späten Lebensabend fröhlichen Herzens auf die Schaar der Kinder herabblinzt, hoffend, daß sie in seinem Geiste fortwirken und das, was er gewollt und erstrebt hat, zum Ziele hinausführen werden. Er hatte ja allen Freuden des eigenen Herdes in seinem Ordensgelübde entsagt, und selbst der Hochmeister wohnte einsam auf dem fürstlichen Schlosse und konnte Macht und Würde nicht auf einen geliebten Sohn vererben. Nur durch Zuwachs von außen, durch Aufnahme neuer Mitglieder vermochte der Orden seine Lebenskraft zu ergänzen, nicht aber von innen heraus neue Triebe anzusetzen. So blieb seine Herrschaft dem Lande eine fremde; der Eingeborene sah in ihm immer noch den alten Feind und der Eingewanderte nur den Herrscher. Mit Unmuth empfand es der Bürger, wie der Ritter voll Geringschätzung auf ihn herabsah, weil der Bürgerstand sich durch friedliche Arbeit zu gleichem Wohlstand emporgeschwungen hatte, wie der Orden durch die Verdienste des Schwertes, und die wohlhabenden Weichselstädte

glaubten im Anschluß an die Hanse ihre Rechte und ihren Handel besser geschützt als durch den Orden. Die Adligen, welche sich im Lande Güter erworben hatten, sahen mit Neid zu den Rittern auf den Burgen empor, deren Oberhoheit sie anerkennen mußten. Viele von ihnen schlossen unter einander zur selbständigen Wahrung ihrer Rechte einen Bund, welcher der Eidechsenbund genannt wurde nach dem Bilde des Thieres, das sie als gemeinsames Erkennungszeichen führten.

Auch innerhalb des Ordens änderte sich mit der Zeit so Manches und nicht zum Besseren. Statt der einfachen, strengen Zucht, welche die Ordensregel, forderte, zogen Wohlleben und Verschwendung in die Ordenshäuser ein; die Frömmigkeit und Demuth wohnten nicht mehr unter jedem Ordenskleide, und das Wort des Meisters fand nicht immer Gehorsam. So lange die Ritter mit tapferem Schwerte wider die Heiden kämpften, traten die inneren Gebrechen weniger grell zu Tage; jedoch erregten schon die Kriegszüge nach Litthauen, welche großen Aufwand von Mitteln erforderten und nicht immer von sichtbaren Erfolgen begleitet waren, einige Verstimmung im Lande, und Viele meinten, daß die Ritter dabei mehr ihren weltlichen Ruhm als Gottes Ehre vor Augen hätten.

Zu den Litthauern gesellte sich ein schlimmerer Feind des Ordens. Lange schon trachteten die Könige von Polen danach, die Herrschaft über die reichen Handelsstädte und fruchtbaren Auen am unteren Weichselstrom zu erlangen und ihr Reich bis an die Ostsee auszudehnen. Sie suchten die Macht des Ordens zu schädigen, wo sie nur immer vermochten, und die Weichselstädte durch allerlei Vorspiegelungen zum Abfall zu reizen; ja, sie unterstützten insgeheim die heidnischen Litthauer in ihrem Widerstande gegen den Orden.

Nun geschah es wenige Jahre nach dem Tode des Hochmeisters Winrich von Kniprode, daß der Großfürst Jagiello von Litthauen sich um die Hand der Tochter des Königs Ludwig des Großen von Polen und Ungarn, Namens Hedwig, bewarb. Unter der Maske der Liebe zur schönen Königstochter verbarg der schlaue Fürst sein ehrgeiziges Begehren nach der polnischen Krone; denn da König Ludwig keine Söhne besaß, so hatte er bestimmt, daß seine Tochter Hedwig ihrem künftigen Gemahl Land und Krone von Polen als Mitgift zuführen sollte. Um dieses Preises willen entsagte Jagiello dem heidnischen Glauben seiner Vorfahren, ging zum Christenthum über und nöthigte seine litthauischen Unterthanen, das Gleiche zu thun (1386).

Seitdem hatten die Kriegszüge des Ordens zur Befehung der Litthauer ihren Zweck verloren und die großen Zuzüge aus den Nachbarländern hörten auf. König Jagiello aber oder Wladislaus, wie er sich nach der Taufe als König von Polen nannte (wir wollen hier seinen heidnischen Namen beibehalten, weil wir an seine aufrichtige Befehung nicht glauben), dachte jetzt als Christ am Orden zu rächen, was dieser ihm und seinem heidnischen Stammvolke in früheren Zeiten Uebles zugefügt.

Um seine Pläne desto sicherer durchzuführen, heuchelte Jagiello die friedfertigsten Gesinnungen; insgeheim aber verband er sich mit seinem Vetter Witold, dem er die Regierung Litthauens unter seiner Oberhoheit übertragen hatte, um den Orden zu bekriegen und seine Herrschaft zu stürzen.

Oftmals schon drohte die Feindschaft offen auszubrechen, und nur die friedliche Gesinnung der Hochmeister, die auf Winrich von Kniprode folgten, hielt den Kriegsbrand noch für einige Zeit danieder. Da wählte der Orden im Jahre 1407 mit Herrn Ulrich von Jungingen einen jungen, kriegsfreudigen Ritter zum Hochmeister, welcher männlich entschlossen war, dem unabwendbaren Sturme die Stirne zu bieten. Ulrich durchschaute die arglistigen Pläne der feindlichen Nachbarn und rüstete sich eifrig, um ihnen zu begegnen. In der neuen Stückgießerei zu Marienburg wurde eine große Anzahl von Felschlangen und Stücken gegossen, darunter etliche von solcher Gestalt und Größe, wie man sie bisher weder in Deutschland noch in Polen oder Ungarn gesehen hatte. Mit diesen wurden die Ordensburgen bewehrt. Der Meister selbst bereiste die Grenzburgen und prüfte ihre Festigkeit; denn er zweifelte nicht, daß der Orden einem gewaltigeren Kampfe als jemals entgegenginge.

Mit jedem Tage zog das Kriegsgewitter näher herauf. In dem Lande Samaiten (Samogitien), welches der Orden in früheren Kämpfen den Litthauern abgenommen hatte, brach bereits der Aufstand, vom Fürsten Witold geschürt, in hellen Flammen aus. Witold ließ durch seine Boten laut verkünden, sobald das Getreide gereift, werde er an der Spitze der Samaiten gen Königsberg ziehen und die Deutschen mit Feuer und Schwert so weit treiben, daß sie sich selbst im Meer eräufen sollten. Auf der anderen Seite, an der Südgrenze des Ordenslandes, sammelte König Jagiello ein ungeheures Kriegsheer von Polen, Litthauern, Russen und Tataren.

Da sandte der Hochmeister Eilboten an alle Comthure, daß sie die Bewachung der Burgen et-

lichen Kriegsleuten überlassen und mit ihren Rittern und Knappen zum Ordensheere stoßen sollten. Er selbst brach von der Marienburg auf und bezog mit dem gesammten Heere ein Lager an dem Flusse, welcher die Drewenz heißt und in seinem unteren Laufe die Grenze zwischen dem Deutschen Ordenslande und Polen bildete. Auch Soldtruppen aus Deutschland verstärkten die Streitmacht des Ordens, und alles Geschütz aus der Marienburg ward in das Lager geführt (1410).

Unterdessen waren die vereinigten Polen und Litthauer unter Jagiello und Witold bereits in das östliche Ordensgebiet eingebrochen, verwüsteten und plünderten die Grenzstädte und verübten an den Bewohnern alle Gräuelt und Frevel, die man sonst nur von den Heiden gehört. Als die Kunde davon in das Lager des Ordensheeres kam, verlangte dieses mit Ungestüm, an den Feind geführt zu werden. Der Hochmeister hob das Lager auf und zog den Feinden entgegen.

Unweit des Dorfes Tannenberg — zwischen Osterode und Reidenburg — lagerten in der Nacht vom 14. zum 15. Juli (1410) beide Heere einander gegenüber.

Eine furchtbare Nacht ging dem unheilvollen Tage voran. In den Lüften erhob sich ein Säusen und Brausen, die Wälder rauschten, uralte Eichen stürzten entwurzelt zu Boden. Das grelle Licht der ringsum zuckenden Blitze wechselte mit dem graufigen Dunkel der Nacht; unaufhörlich strömte der Regen herab. Die Lagerzelte wurden vom Sturme hoch emporgehoben und weit über die Halde fortgeführt, so daß Niemand im Lager der Ruhe sich freute.

Auch am Morgen tobte der Sturm noch fort; er rauschte und klatschte in den Heerbannern und wühlte in den Wolken, die zu Häupten des Heeres dahinzogen wie zerrissene Fahnen. Unter Sturm und Wetter ordnete der Hochmeister seine Heerschaaren zur Schlacht. Der linke Flügel stand bei dem Dorfe Tannenberg, der rechte an Wald und Bruchland gelehnt, das ganze Heer in drei Treffen hintereinander.

Im feindlichen Lager war Alles noch still. Die Polen lagen versteckt in Wäldern und Büschen; ihr König weilte in seinem Kriegszelte hinter dem Heere. Boten kamen und meldeten ihm die drohende Aufstellung des Ordensheeres; Witold, Fürst der Litthauer, trat in sein Zelt und forderte ihn auf, das Heer zur Schlacht zu ordnen und den Kampf zu beginnen, — vergebens! aller Muth schien in der entscheidenden Stunde den König verlassen zu haben. Da naheten zwei Herolde des Ordens und boten

ihm zwei blanke Schwerter dar. „Dieses lassen euch der Meister und die Ritter des Ordens anbieten“, sprachen sie; „das eine Schwert ist für dich, den König, das andere für dich, Fürst Witold, auf daß ihr den Kampfplatz wählet und nicht zaudert! Wozu versteckt ihr euch in die Wälder und verbergt euch, um dem Kampfe zu entfliehen, den ihr gesucht habt und nicht mehr vermeiden werdet! Auf und säumet nicht länger!“ —

Da ermannte sich der König und sprach: „In Gottes Namen empfangen wir die Schwerter und werden die Schlacht da annehmen, wo ihr sie uns bietet!“ —

Als bald ordnete sich das feindliche Heer in drei Schlachtreihen. Auf dem rechten Flügel gegenüber Tannenberg stand Fürst Witold mit seinen Litthauern, Russen und Tataren, die äußerste Rechte an die sumpfigen Ufer eines kleinen Flusses, der Maranse, gelehnt; auf dem linken Flügel scharten sich die polnischen Kriegsvölker. Der König, allein um seine eigene Sicherheit besorgt, überließ die Führung der Polen völlig seinem Feldherrn Zindram, dem Schwertträger von Krakau. Dieser war ein kleiner Kriegsmann von häßlichem Aussehen, aber ein muthiger Geist wohnte in dem mißgestalteten Körper. Das vereinigte Heer der Litthauer und Polen war mehr denn doppelt so stark als das Ordensheer.

Mittag war herangekommen; der Sturm hatte sich gelegt und die Sonne sandte von hellem Himmel heiße Strahlen auf die gepanzerten Ritter herab.

Den Kampf begann Fürst Witold. Unter gewaltigem Kriegsgeschrei stürmten die litthauischen Schlachthäufen gegen die Ordensschaaren des linken Flügels. Diese aber wollten nicht stehenden Fußes den Angriff erwarten und warfen sich ihnen entgegen. Waffengeklänge und Kriegsgeschrei erfüllten die Luft; unter dem Donner der Stücke dröhnte der Boden. Hin und her wälzten sich die Wogen der Streiter. Endlich begann die Streitmacht der Litthauer zu wanken; ihre erste Schlachtreihe ward durchbrochen, die zweite zurückgeworfen. Immer weiter griff die Verwirrung unter ihnen um sich. Viele erlagen kämpfend den Schwertern der stürmisch nachdringenden Ordensritter; Andere flohen in die Sümpfe der Maranse. Mit einem kleinen Theile suchte Fürst Witold das Schlachtfeld bis zur Ankunft von Hülfstruppen zu behaupten.

Auch auf dem andern Flügel, wo die Hauptmacht der Polen unter Zindram focht, begünstigte das Glück die Waffen des Ordens. Bei jedem neuen Angriff der Ritter wichen die Polen weiter zurück. Schon war das große polnische Reichspanier in der

Schlacht nicht mehr zu erblicken, schon ertönte auf der ganzen Linie des Ordensheeres der Siegesgesang: „Christ ist erstanden!“ —

Hätten jetzt die Ordenschaaren des linken Flügels, anstatt die geschlagenen Litthauer ins Weite zu verfolgen und Beute zu machen, sich mit dem vordringenden rechten zugleich gegen die Hauptmacht der Polen gewandt, — der Sieg wäre dem Orden nicht mehr zu entreißen gewesen. Aber der günstige Augenblick ging ungenützt vorüber. —

Noch immer weilte der zaghafte König der Polen hinter dem Heere, fern von der tobenden

aus dem Rückhalte zur Verstärkung herangezogen. Ein Gleiches that Zinbram auf dem linken Flügel. Die bis dahin unberührte dritte Schlachtreihe der Polen verstärkte zur Hälfte Witolds, zur Hälfte Zinbrams Streitthausen. Soeben begann der Angriff auf das Ordensheer von Neuem, als der König auf dem Schlachtfelde erschien.

Durch Wort und Beispiel riß Fürst Witold die Litthauer mit sich fort, und auch die Polen erfüllte neuer Kampfesmuth, als sie ihr Reichspanier, den weißen Adler auf rothem Grunde, vor ihren Schlachtreihen wiedererblickten^{*)}. Im Ordensheere



Feldschlacht, und wußte nicht, ob er zu den Göttern beten sollte, die er verlassen hatte, oder zu dem Christengotte, den er nur mit dem Munde, nicht mit dem Herzen bekannte. Da trat Witold vor ihn, wilden Aussehens, denn er hatte mitten unter den Seinigen am Kampfe theilgenommen, und schalt mit zornigen Worten: „O, der Schmach! Das Heer verlangt seinen König zu sehen und du verbirgst ihm dein Antlig! Zu Rosse, König! zeige dich deinen Kriegern und belebe von Neuem ihren sinkenden Muth!“ —

Zögernd bestieg der König sein Rosß, das schon zur Flucht gefaltet war, und begab sich unter dem Schutze einer starken Leibwache zu dem kämpfenden Heere.

Um Witold sammelte sich ein Theil der geschlagenen Litthauer; auch hatte er neue Streitkräfte

aber waren durch den langen Kampf und die hitzige Verfolgung die Kräfte bereits ermattet, die Ordnung gelöst. Dennoch begegneten die Ordenschaaren mit unvergleichlicher Tapferkeit dem wüthenden Ansturm der Litthauer und Polen.

Im Getümmel des Kampfes erkannte Ritter Leopold von Rökeryk unter den letzten Streitthausen der Polen in seiner goldglänzenden Rüstung den König Jagiello. Der Ritter brach sich Bahn mitten durch die feindlichen Reihen und stürzte mit eingelegerter Lanze reißend gegen den Hauptfeind des

^{*)} Das polnische Reichspanier war für einige Zeit in der That den Blicken entzogen; ob es bereits auf Befehl des Königs zurückgezogen, wie Einige annehmen, oder ob es vorübergehend in die Hände der Ordensritter gefallen war, wie Andere behaupten, ist nicht mit Bestimmtheit zu ermitteln.

Ordens ein, um mit seinem Tode das Schicksal der Schlacht zu entscheiden. Allein des Königs Schreiber fing mit seinem Schilde den Stoß auf, der dem Könige galt, und durchrannte mit seiner Lanze das Pferd des Ritters. Unter den Schwertern der königlichen Leibwachen fand der tapfere Krieger kämpfend den Tod.

Der Heldemuth der Ordensritter vermochte nicht die Lücken wieder zu füllen, welche die gewaltige Uebermacht der Feinde in ihre Reihen riß. Auf beiden Flügeln wurde das Ordensheer immer weiter zurückgedrängt; nur in der Mitte leuchtete noch das Ordensbanner hoch zu Häupten der Tapfersten. Da sprengte der Hochmeister, begleitet von den ersten Gebietigern des Ordens, an der Spitze von sechzehn Fähnlein, die am Kampfe noch nicht theilgenommen hatten, heran. Neue Hoffnung erfüllte die Herzen der Ritter und Jagen ergriff die Polen und Litthauer. Aller Augen waren auf die glänzende Schaar gerichtet, die in wehenden weißen Mänteln unter dem Ordensbanner zum Kampfe vorbrach. Herrlich vor allen Führern leuchtete die jugendliche Heldengestalt des Hochmeisters Ulrich von Jungingen auf weißem Streitroß; die Spitze seiner gehobenen Lanze wies gerade auf den Fleck hin, wo das große polnische Reichspanier über verschiedenen anderen hoch in den Lüften flatterte. Da öffnete sich in den vorsprengenden Reitergeschwadern plötzlich eine Lücke und von ihren Bannern ward das roth und weiß gestammte Fähnlein mit schwarzem Kreuze, unter welchem die Edlen und Bürger von Kulm geschaart waren, vermischt. Der es trug, war Nicolaus von Krenys, der Häuptling des Eidechsenbundes, welcher dem Orden heimlich feind war. Jetzt, im entscheidenden Augenblicke, ließ er verrätherischer Weise den Meister im Stich und wandte sich mit seinen Genossen zu

schmähhlicher Flucht. „Herum, herum!“ herrschte der Hochmeister mit gewaltiger Stimme, indem er die Lanze über dem behelmten Haupte schwang. Als er sah, daß Alles vergeblich, stürmte er mit den übrigen Fähnlein weiter in das dichteste Kampfgewühl. Ein polnischer Ritter schleuderte ihm den Speer entgegen, der Meister aber beugte den Oberleib bis auf den Sattelnopf herab, so daß das Geschos dicht über seine Schulter hinwegflog. Darauf durchbohrte sein Wurfspeer das Streitroß des Gegners.

Aber schon stürmten die feindlichen Reitergeschwader von allen Seiten auf die geschmolzenen Fähnlein des Hochmeisters ein und umringten sie mit starrenden Lanzen. Da sanken in heldenmüthigem Kampfe um den Meister die ersten Gebietiger des Ordens, Comthure und Ritter, endlich der Hochmeister selbst, von zwei Wurfspeeren an Stirne und Brust getroffen. An seiner Seite fiel der Bannerträger, und das schwarze Kreuz des Hauptbanners deckte den Leichnam des gefallenen Hochmeisters.

Das Schicksal des Tages war entschieden. Um Sonnenuntergang verließen die letzten Ordenschaaren tapfer kämpfend das Schlachtfeld.

Von den Comthuren des Ordens überlebten nur drei den Hochmeister. Alle übrigen waren gefallen, außerdem zweihundert Ordensritter, vierhundert andere Ritter und Knappen und vierzigtausend vom gemeinen Kriegsvolke, — die Hälfte von Allen, die am Kampfe theilgenommen. Aus des Königs Heere deckten die Leichen von sechzigtausend Polen, Litthauern und Kriegsleuten anderer Völker die blutige Wahlstatt.

Das war die Schlacht bei Tannenberg, rühmlicher für den Besiegten als für den Sieger, aber eine zu schwere Niederlage für den Orden, als daß er sie jemals zu überwinden vermochte.



Hauspruch zum neuen Jahre.

raußen Schnee und Eis,
Drinne reger Fleiß;
Ein lustig Feuer am Heerd,
Treue Freunde werth,

Die Herzen liebewarm,
Im Hause Kinderschwarm,
Ist Frühling in Winterzeiten —
Woll's Gott euch stets bereiten!

Thüringische Sage.

Nach mündlicher Ueberslieferung.

Von

Schulrath **H. F. Laukhard.**

Mit Original-Zeichnungen von **C. Oefferdinger.**



er fast zwei-
hundert
Jahren
lebte im
Dorfe
Stein-
bach im
Thürin-
ger Wald
ein einfacher,
frommer und
fleißiger Na-
gelschmied. Sein
Geschäft war
klein, denn er arbeitete
nur mit einem Gesel-
len. Er hätte für des
Leibes Nahrung und
Nothdurft genug ge-
habt, auch noch etwas
zurücklegen können,

wenn seine zwei bösen Töchter nicht so heffärtig und puffsüchtig gewesen wären, daß ihnen das Beste und Theuerste nicht gut genug war. So kam es denn, daß sie, fortwährend mißlaunig und unzufrieden, ihren Eltern täglich Vorwürfe machten, daß sie nicht reicher und vornehmer wären. Weil sie aber so stolz und übermüthig waren und sich über alle Leute aufhielten, so mochte sie niemand leiden: die Mädchen zogen sich von ihnen zurück und die jungen Bursche wichen ihnen aus. Den armen waren sie zu hochmüthig und den wohlhabenden nicht reich genug.

An einem trüben Novembertag sah es in der Schmiede zu Steinbach wieder einmal recht traurig aus. Draußen wehte der Wind über die Haferstoppeln. Die Zugvögel waren alle fort gezogen, nur Schaaren von hungrigen Sperlingen flogen von einem Felde zum andern, um noch eine dürstige Nachlese zu halten. Die Nebel, welche das Bild der Sonne verhüllten, wollten den ganzen Tag nicht weichen, und die bereiften Spinnensäden hingen an dem braunen Laub der kahl werdenden Hecken und Schlehenbüsche. Der Nagelschmied, welcher es

daheim nicht mehr aushalten konnte, wo die Töchter sich fortwährend zankten, während ihre Mutter still und betrübt durch das kleine Fenster auf die Gasse schaute, eilte hinaus aufs Feld und wußte nicht, ob er wieder heimkehren oder in die weite Welt gehen sollte. Er ging nach dem Altenstein zu, das Thal hinauf zwischen dem Kröten- und Hexenberg, und in dem Grunde des Schweine-Baches immer weiter. Da begegnete ihm unversehends sein Gesell Melcher, der ihn anstarrte und seinen Gruß kaum erwiderte. „Dieser ist's," rief der Nagelschmied stehen bleibend; „dieser oder keiner! Mein gutes Glück hat ihn auf diesen Weg geführt." —

Nach wandte er um, eilte dem Gesellen nach, rief ihn beim Namen. Aber er war und blieb verschwunden, als ob ihn der Boden eingeschluckt hätte.

Melcher war ein geschickter, fleißiger Arbeiter, aber schweigsam und verschlossen. Mit den jungen Burschen des Dorfes hatte er keinen Verkehr. Nach dem Feierabend saß er auf seiner Kammer und las in einem großen, dicken Buche, welches er stets sorgfältig in seiner Kade verschlossen hielt. Sonntags ging er zu den Benedigern, welche damals noch alljährlich von Ostern bis zum Spätherbst in den Bergen des Thüringer Waldes umher schweiften und Geld suchten. Wo Melcher eigentlich zu Hause war, konnte der Nagelschmied nie genau erfahren; er wußte nur, daß er von Süden, nahe der wälischen Grenze, gekommen war. Nur einmal, als es wieder recht laut und stürmisch in der Schmiede hergegangen war, brach der Gesell sein hartnäckiges Stillschweigen und sagte zum Nagelschmied, als sie mit einander die Treppe nach ihrer Schlafkammer hinauf stiegen: „Meister, ich wüßte, wie Euch zu helfen wäre." — „Wie das?" fragte der Nagelschmied. — „Es ist eine besondere Sache," erwiderte der Andere; „es gehört nur Muth und Verschwiegenheit dazu." —

Nun offenbarte er ihm des Weiteren, was es mit dem Zauber des Galgenmännleins für eine Bewandniß habe, welches man um den Preis von 50 bis 60 Thalern unschwer erlangen könne, und das Glück und Segen in das Haus, vor allem aber Geld in die Wirthschaft brächte.

Damals strafte der Meister den Gesellen wegen des frevelhaften Rathes mit ernstern Worten und verbot ihm, dergleichen je wieder mit ihm zu reden. Heute aber fiel ihm alles ein, was Melcher damals gesagt hatte, und die Gedanken daran umflatterten ihn wie nächtliche Vögel und wollten nicht von ihm weichen. So kam er, ohne daran zu denken, wieder nach Steinbach zurück. Da er glaubte, Melcher werde auf seiner Kammer sein, so schlich er leise ins Haus, stieg die Treppe hinauf, fand aber das Stübchen des Gesellen leer. Die Unruhe litt ihn nicht im Hause; unbemerkt, wie er gekommen, verließ er die Schmiede wieder und ging nach der Straße, welche nach Ruhla führt, ließ den Gerberstein rechts und gelangte an einen Kreuzweg, da, wo der Rennsteig einmündet. Dort ist eine Bergwiese, rings von Felsen und finstern Tannen umgeben. Der Vollmond trat aus den Wolken hervor; es war lautlose Stille ringsum, kein Vogel ließ sich hören, kein Zweig bewegte sich. Der Nagelschmied war so ermüdet und von dem einsamen Orte so beklommen, daß er sich auf einen umgestürzten Stamm niederlegen mußte. Kaum hatte er einige Zeit hier geruht, als von rückwärts eine schwere Hand auf seine Schulter niederfiel und eine tiefe Stimme rief: „Ei, was willst denn du hier am späten Abend?“

Erschreckt sprang der Nagelschmied in die Höhe und wandte sich um. Es war sein Vetter aus der Ruhla, der hinter ihm stand, ein reicher Mann, der ein großes, schönes Haus und zwanzig Gesellen in der Schmiede hatte. Die Leute erzählten sich allerlei fonderbare Dinge von ihm; man mied seinen Umgang, denn man fürchtete sich vor ihm.

„Dem Himmel sei Dank, daß du es bist,“ sagte der Nagelschmied tief aufathmend; „du hast mich fast zum Tode erschreckt. Du fragst, wie ich hierher komme. Ach Vetter, mir geht es übel genug, und ich weiß nicht mehr, wie ich das Leben ertragen soll. Sage mir, wie du reich geworden bist, ich will es auch werden. Hilf mir in meiner Noth! Verlange, was du willst, nur schaffe mir Geld, viel Geld, daß ich die hoffärtigen Dirnen zu Hause zur Ruhe bringen kann. Sie verleiden mir das Leben und lassen mir keinen ruhigen Augenblick mehr.“ Der Mann aus der Ruhla schwieg eine Weile, dann sagte er: „Konrad, du bist dein Leben lang ein Hafensfuß gewesen und daraus kommt all dein Unglück. Hättest du von Anfang an deinem Weib und deinen Töchtern mehr Schneid' und Courage gezeigt, so wären sie dir nicht über den Kopf gewachsen. Jetzt laß uns hinüber nach der Wald-

schenke gehen; dort können wir auch über das Andere reden, wovon du vorhin gesprochen. Wenn du mich nicht dauertest, würd' ich mich nicht mit dir einlassen; aber zweierlei mußt du mir vorher versprechen: Muth haben und reinen Mund halten. Wenn nicht, so reden wir nicht weiter darüber.“

Der Steinbacher versprach Beides, obgleich es ihn kalt überlief.

Als sie in die Schenke traten, war die laute Unterhaltung, die sie von außen vernommen, plötzlich verstummt. Es waren sechs bis acht Männer in der Stube, auch Melcher, welcher zwischen zwei Benedigern saß. Der Ruhlaer grüßte die Gesellschaft mit einem stummen Kopfnicken und nahm mit seinem Begleiter in einer Ecke der Wirthsstube Platz. Er bestellte Wein und als er getrunken hatte, reichte er den hohen Steinkrug seinem Gast.

Da die Zecher am andern Tisch ihre Unterhaltung wieder aufgenommen hatten, so konnte der Schmied aus der Ruhla mit seinem Vetter über die Sache, welche diesem so sehr am Herzen lag, ungestört weiter reden.

„Am besten,“ sagte Jener, „wird dir durch ein Zauberbüchlein geholfen. Zufällig habe ich selber ein solches und kann es dir ablassen.“

„Was ist dies für ein Ding?“ fragte der Steinbacher.

„Du wirst es bald selbst kennen lernen,“ antwortete der aus der Ruhla. „Beim nächsten Vollmond kommst du, aber allein, nachts zwischen zwölf und ein Uhr an den Ort, wo wir uns heute begegneten. Dort sollst du alles erfahren, was dir zu wissen Noth thut.“

Von jetzt an sprachen sie über andere, gleichgültige Dinge, und als die übrigen Gäste sich zum Fortgehen anschickten, erhoben sich auch die beiden Vettern und schieden vor der Thür von einander. Melcher schien auf einem andern Wege zurück zu gehen. Sein Meister sprach zu Hause nicht davon, daß sie sich in der Waldschenke gesehen hatten.

Der Nagelschmied von Steinbach wartete jetzt, wie man sich denken kann, mit Ungeduld auf den nächsten Vollmond. Der Unfriede in seinem Hause kümmerete ihn jetzt weniger, die Stimme des Gewissens, welche ihn anfangs vor der unheimlichen Zaubermacht gewarnt hatte, war verstummt, da all sein Sinnes und Denken nur noch auf den Zauber gerichtet war, dessen Macht er in kurzer Zeit erproben sollte.

Der Vollmond kam heran und der Nagelschmied stellte sich ziemlich gefast auf dem verabredeten Platze ein. Die Nacht war hell, obgleich der Mond selten hinter den Wolken hervorkam. Der Wind fuhr

stoffweise durch die Tannen und erschütterte sie bis in die höchsten Wipfel. Der Steinbacher ging frohstehend auf der Bergwiese auf und ab und war froh, als er endlich in der aus dem Walde hervortretenden hohen Gestalt seinen Vetter erkannte.

„Gut, daß du Wort gehalten hast,“ sagte er. „Ich habe mein Versprechen auch erfüllt. Hier ist das Büchlein, das dich zum glücklichen Manne machen wird.“

Mit diesen Worten zog er eine blankte Messingbüchse aus der Brusttasche, öffnete sie und brachte ein Glasfläschchen zum Vorschein, welches mit einem leuchtenden Wasser gefüllt, ein kleines schwarzes Männlein von Glas, von der Größe einer Schweißfliege sehen ließ, das in der Flüssigkeit lustig auf und nieder tanzte.

Der Steinbacher wollte begierig zugreifen, aber der Andre trat zurück mit den Worten: „Gemach, Bruder, so schnell geht die Sache nicht. Zuerst müssen wir einen Handel mit einander machen, denn umsonst ist der Tod; dann habe ich dir noch einige gute Lehren zu geben, damit der Zauber nicht schade. Der Schatz muß erkauft werden; ich habe ihn auch erkauft. Schenke ich dir ihn, so wäre er dir von keinem Nutzen; denn der Geist und die Kapsel würden, so oft ich sie auch weggäbe, den andern Tag immer wieder in meiner Lade sein. Nur der Kauf kann ihn in deinen Besitz bringen. Weil du nun mein Verwandter bist und ich des irdischen Gutes genug habe, so überlasse ich dir das kostbare Ding billig und verlange nicht mehr dafür als drei viereckige Heller; sie müssen aber ganz neu sein. Wenn du dir einige Mühe giebst, so wirst du diese Münzen in kurzer Zeit austreiben. Willst du später das Zauber Glas wieder an mich ablassen, so werde ich es gern zurück kaufen. Bist du einmal im Besitze des Zaubers, so schlägt dir alles zu Glück, was du unternimmst: dein Geschäft blüht empor, dein Vermögen wächst mit unglaublicher Geschwindigkeit, die Zahl deiner Freunde und Gönner nimmt zu und deine Feinde haben keine Macht mehr über dich.“ —

Mit diesen Worten verabschiedete sich der Ruhlaer Schmied von seinem Vetter, der, den Kopf voll Pläne und Unternehmungen, mit raschen Schritten nach Hause eilte. Vom nächsten Tage an ließ er kein Mittel unversucht, um den geforderten Kaufpreis zu erlangen. Er ging auf den umliegenden Dörfern umher, besuchte die benachbarten Städte bis nach Suhl, Meiningen und Gerstungen, um nach drei viereckigen, neuen Hellern zu fragen; aber es war alles ohne Erfolg. Zuletzt nahm er die Gewohnheit

an, jeden, der ihm in Steinbach begegnete, nach neuen viereckigen Hellern zu fragen, so daß man ihn für verrückt und unsinnig hielt. Eines Tages war er in der Ruhl gewesen, um seinen Vetter zu bestimmen, einen andern Kaufpreis zu stellen, was dieser aber kurz und rund abschlug. Da begegnete ihm auf dem Rückweg in der Nähe des Gerbersteins ein kleines, altes Männchen, welches ihn freundlich grüßte und befragte, warum er so traurig sei. Der Nagelschmied sagte, es mache ihm großen Verdruß, daß er jene drei geringfügigen Münzen, die er zu einem wichtigen Geschäft nöthig habe, trotz aller Mühe und Nachforschung nicht erlangen könne.

„Wenn es weiter nichts ist,“ sagte das Männchen, „so kann ich Euch vielleicht aus der Noth helfen, da ich die verlangten Münzen besitze und sogar in der Tasche bei mir trage. Ich überlasse sie Euch gern und verlange nichts dafür als ein Versprechen, das Ihr leicht erfüllen könnt.“ Der Nagelschmied fragte, welches diese Bedingung wäre.

Das Männchen erwiderte: „Ihr müßt schwören, daß Ihr nicht mehr in die Kirche gehen werdet, und dann daß Ihr Euch nie mehr den Trunk segnen lassen wollt. Dies sind zwei leichte Dinge und nicht der Rede werth. Es giebt mehr als Einen in eurem Dorf, der nicht in die Kirche geht und den altmodischen Wunsch beim Trinken ohne Schaden entbehrt.“

Der Nagelschmied ging eine Weile neben dem Männlein her, ohne ein Wort zu erwidern. Endlich sagte er: „Ich will es thun.“ Dann schwur er den verlangten Eid — und erhielt die drei Heller, mit welchen er sogleich nach der Ruhl zurück eilte. Dort erhielt er auch den Zauber und legte nachher die Büchse in eine alte schwere Kiste, die mit Eisen beschlagen war und ein großes Vorlegeschloß hatte.

Wie ihm voraus gesagt worden, so geschah es. Sein Geschäft kam rasch in Aufnahme und er konnte selbst mit einem Duzend Gefellen, die vielen Bestellungen, welche jetzt bei ihm gemacht wurden, nicht ausführen. Er kaufte ein neues, großes Haus und hatte bald die berühmteste Nagelfabrik in der ganzen Gegend. Daneben kaufte er Acker und Wiesen, und alles, was er anfang, schlug zu Glück aus, so daß er nach zwei Jahren ein reicher Mann geworden war.

In seinem Hauswesen hatte sich natürlich auch alles umgestaltet, aber nicht zum Guten. Die Töchter waren jetzt noch hoffärtiger als zuvor und wiesen reiche Freier aus dem Dorfe mit höhnischen Reden zurück. Wer nicht in Sammet und Seide käme, sagten sie, und nicht wenigstens ein Edelmann wäre, der brauche gar nicht anzufragen. Ihre Mutter tadelte sie oft wegen solch frevelhaften Uebermuthes

und meinte, sie könnten sich glücklich schätzen, wenn ein reicher Bauernsohn aus Steinbach oder der Umgegend eine von ihnen heimführen wollte. Aber die Töchter erwiderten, wer, wie ihre Mutter, Armuth und Niedrigkeit gewöhnt wäre von Jugend auf, könne auch damit zufrieden sein. Sie aber wüßten wohl, was sie wollten, und würden sich auch nicht an weise Lehren und Ermahnungen lehren. Vergaßen die gottlosen Dirnen des vierten Gebotes gegen ihre Mutter, so achteten sie desselben dem Vater gegenüber noch weniger.

Manchmal sagte dieser dann fast verzweifelt zu sich selbst: „Also das habe ich davon, daß ich mein Seelenheil daran gesetzt, reich zu werden.“

Er sah wohl ein, daß ihm der Zauber zwar Geld und Gut, aber eigentlich kein Glück gebracht habe.

Inzwischen hatte man denn doch in Steinbach bemerkt, daß der Nagelschmied stets in der Kirche fehlte und denen, welche den Segen sprachen, nicht zutrauf. Dahinter, sagten die Leute, muß etwas Schlimmes stehen, und meinten, er wäre wohl ebenso wenig durch Beten und Arbeiten reich geworden als sein Vetter in der Muhl, mit dem man ihn in den letzten Zeiten viel verkehren sah. Solche Reden wurden dem Nagelschmied hinterbracht, ihm auch wohl an öffentlichen Orten zu Gehör gesagt. Er that zwar, als achtete er nicht darauf, aber innerlich wurmte es ihn arg, zumal da man schon anfing, auf der Bierbank, oder unter der Linde, wo dem jungen Volk zum Tanz aufgespielt wurde, von ihm weg zu rücken. Endlich erwachte auch die Stimme seines Gewissens wieder, und in einer schlimmen Nacht, da er kein Auge schließen konnte, stand er auf und machte sich auf den Weg nach Muhl, um

seinem Vetter das Büchlein, das ihm zwar Geld, aber kein Glück gebracht hatte, wieder zurück zu geben. Vetter, wollte er zu ihm sagen, hier ist der Zauber wieder, den du zurück zu kaufen versprochen hast. Erfülle deine Zusage. Gib mir den Frieden der Seele und die Ruhe des Gewissens wieder, die ich durch das Zauberwerk verloren habe.

Aber er kam zu spät. Als er im Hause seines

Verwandten anlangte, war große Aufregung und Unruhe darin. Lichter irrten von einem Fenster zum andern, Eilboten, die einen Arzt holen sollten, liefen ab und zu: der Schmied, eben noch kräftig und gesund, war plötzlich zu Boden gestürzt und nach kurzem Todeskampfe gestorben. Die Leute sagten, er wäre vom Schläge gerührt; andere aber waren anderer Meinung, die sie aber nur einander in die Ohren flüster-ten. Starr und bleich sah der Steinbacher auf die Leiche und kehrte dann nach seinem Dorfe zurück.

Seit jener Zeit nahm man eine auffallende Geisteschwäche an ihm wahr. Wie er in jener Nacht nach Hause gekommen, wußte er selbst nicht

mehr. Er erinnerte sich nur, daß er die teuflische Messingbüchse öfters weit von sich geworfen, einmal von einem hohen Felsen, ein andermal ins Wasser, aber immer umsonst. Denn der Zauber befand sich stets sogleich wieder in seiner Tasche. Als er hierauf das Glasfläschchen aus der Kapsel nahm, um es an einer Felswand zu zerschmettern, was ihm aber nicht gelang, da es sich so hart wie Demant erwies, leuchtete die Flüssigkeit heller denn je, und in der Luft glaubte er ein Gelächter zu vernehmen.

In der höchsten Aufregung, abgehekt wie ein verfolgtes Wild, kam der Nagelschmied zu Hause an



und warf sich aufs Lager. Aber schlafen konnte er nicht. Er blieb auch den folgenden Tag in ein dumpfes Hinbrüten versunken, und es kümmerte ihn wenig, daß man einen vornehmen Freier für die jüngste Tochter ankündigte, welchen der Gesell Melcher in's Haus gebracht hatte. So hatte denn wenigstens eine der Schwestern das Ziel ihrer Wünsche erreicht. Aber weil der reiche Freier bei der Jüngsten zuerst angefragt, so war das häusliche Glück bald wieder gestört und es kam täglich zu den heftigsten Auftritten. Endlich verschwand das Brautpaar und Melcher mit ihnen, ohne daß man wußte, wohin sie gekommen waren.

Der alte Nagelschmied, dessen Frau schon kurz nach dem Anfang des Wohllebens gestorben war, fühlte sich jetzt einsam und verlassen. Eigennützig Menschen hatten den schwachsinnigen Mann in kurzer Zeit fast um seinen ganzen Besitz gebracht. Er gab sein Geschäft auf und lebte in der kleinen Schmiede, die er früher besessen, kümmerlich von den Trümmern seines Vermögens. Er hatte sich ein Zimmerchen eingerichtet, welches ein Fenster nach der Straße hatte. Hier sah man ihn halbe Tage lang theilnahmlos herunterblicken. Einmal stöberte er in der alten Truhe, die schon längst nicht mehr verschlossen wurde, und fand unter einer Menge alten Geräths auch die verhängnißvolle Messingbüchse. Beim Anblick derselben war es ihm, als ob er aus einem Traum erwachte. Die Bilder der Vergangenheit traten wieder klar und lebendig vor seine Seele. Nachdem er mehrere Stunden lang in Sinnen versunken vor der Truhe gesessen, raffte er sich auf, verschloß den Kasten sorgfältig und begab sich zum Geistlichen des Ortes. Diesem erzählte er alles, wie er zu der Zauberbüchse gelangt, und bat unter bitteren Reuethränen um Hilfe und Beistand gegen den Bösen, mit dem er freventlich zu seinem Unglück

in einen Bund getreten wäre. — Man beschloß den bösen Talisman in Beisein des Nagelschmieds und dreier Zeugen an dem früher erwähnten Kreuzweg tief in die Erde zu vergraben. Dies hatte denn auch den glücklichen Erfolg, daß das Zauberfläschlein nicht wieder zum Vorschein kam.

Mit dem Nagelschmied wurde es von diesem Tage an sichtlich besser. Er fing wieder an zu arbeiten, besuchte die Kirche und die Nachbarn sprachen ihm freundlich zu. Auch die Tochter war anders geworden, seit der Zauber von dem Hause gewichen war, sorgte mit Liebe und Aufmerksamkeit für ihren alten Vater und hatte alle Hoffahrt und allen Uebermuth, die Wurzel des Unglücks, welches über ihre Eltern gekommen war, von sich gethan.

Eines Tages meldete sich ein fremder Gesell bei dem Nagelschmied und bat um Arbeit. Es war Melcher, den man kaum wieder erkannte. Er brachte ein Zeugniß mit von einem frommen Manne, bei welchem er ein Jahr lang gedient und harte Arbeit verrichtet hatte. In dem Schreiben stand, daß Melcher voll bitterer Reue zur Arbeit zurück gekehrt sei und des festen Glaubens lebe, daß nur Beten und Arbeiten das rechte Glück und den wahren Frieden geben könnten.

Man nahm ihn auf. Er arbeitete mit der größten Anstrengung und Ausdauer, und ließ den alten Nagelschmied nur die leichtesten Geschäfte besorgen. Es dauerte nicht lange, so war die kleine Schmiede wieder im besten Gang und brachte mehr ein, als die drei Bewohner brauchten. Melcher heirathete die Tochter des Nagelschmieds und lebte noch lange mit ihr in Glück und Frieden. — Das alte, kleine Haus, an welches diese Sage sich knüpft, stand noch vor 50 Jahren. Dann aber wurde es abgetragen und ein neues hübsches Gebäude auf seine Stelle gebaut.

Sprüche von Friedrich Güll.

Die Lebenslust hat nicht den Grund im bloßen Sein,
Im steten Werden liegt des Lebens Reiz allein.
Fortstreben Schritt um Schritt, im Schlaf nur halten Raß,
Das ziemt dem Pilger, der auf Erden nur ein Gast.

Die Morgenwolke, schwer und grau,
Umsäumt Mittags des Himmels Blau,
Und Abends schwimmt sie hehr und hold,
In Duft gelöst, im Sonnengold.

Schau, wie der morsche Baum noch Frucht zu tragen sucht:
Er birgt im hohlen Stamm der jungen Bienen Zucht;
Und ist dann auch im Herbst sein Wipfel fruchteteer,
Sagt seine Rinde doch viel Honigwaben schwer.

Sorge, daß dein Innres werde
Wie dein Aeußres rein und fein,
Deine freundliche Geberte:
Herzengüte-Widerschein.

Katzenwäsche.

Von Johannes Trojan.

Original-Zeichnung von Fedor Flinzer.



Die Katzen haben abgesselt,
Nun sollt ihr sehen, was Waschen heißt.
Nicht Kanne noch Schlüssel brauchen sie,
Kein Tuch ins Wasser tauchen sie.
Sie haben Seife nicht noch Schwamm,
Zum Strählen und Glätten keinen Kamm.

Sie brauchen, Alt' und Zunge,
Zum Waschen nur die Zunge,
Und halten doch mit Feinlichkeit,
Zung' und Alte, auf Reinlichkeit.

Es kann ja etwas kommen
Geflogen oder geschwommen,
Gegangen oder gefahren,
Einzeln oder in Schaaren,
Besuch kann überraschen:

Wenn man sich dann gewaschen,
Geschniegelt und gebügelt hat
Und so sauber ist und so glatt
Und so frisch wie ein Rosenblatt —
Dann laßt doch kommen die ganze Stadt!

Der Traum.

Von

Victor Blüthgen.

Initial von Fedor Flinzer.



Das war ein niedlich Zeiselein,
Das träumte Nachts im Mondenschein:
Es sah' am Himmel Stern bei Stern,
Davon wär' jeder ein Hirselein,
Und als es geflogen himmelauf,
Da pickte das Zeiselein die Sterne auf.
Piep —
Wie war das im Traume so lieb!

Und als die Sonne beschien den Baum,
Erwachte das Zeiselein aus seinem Traum.
Es wegte das Schnäbelchen her und hin,
Und sprach verwundert in seinem Sinn:
„Nun hab' ich gepickt die ganze Nacht,
Und bin doch so hungrig aufgewacht!
Ping —
Das ist mir ein närrisches Ding!“

Unsere einzige Giftschlange.

Von

Heinrich Zeise.

Illustration von N. Kretschmer.



Die Kreuzotter oder Kupfernatter.

Wir haben in Deutschland nur eine einzige Giftschlange, nämlich die Kreuzotter, die übrigen sind sämmtlich durch aus harmlose und unschädliche Thiere, welche leider aus Unkenntniß nur zu oft, der Kreuzotter (*Vipera berus*, *Vipera chorsea*) wegen, auf das grausamste auch von den Kindern verfolgt und getödtet werden. Zu den unschädlichen Schlangen zählt die überall vorkommende Ringelnatter (*Coluber natrix*), welche sofort an zwei großen lichtgelben Seitenflecken am Hinterhaupte zu erkennen ist, weshalb die Volkspoesie sie wahrscheinlich

versehen ist. Sie wird hauptsächlich an einer Doppelreihe dunkelbrauner Rundscheiben, mit denen der Rücken geziert, erkannt. Die gleichfalls unschädliche Blindschleiche (*Anguis fragilis*), deren Form den Schlangen ähnelt, gehört nicht zu diesen, sondern ist den Eidechsen anzurechnen. —

Wenden wir unsre Aufmerksamkeit nun der Kreuzotter zu. Diese müssen wir genau kennen lernen. Hauptsächlich hervorzuheben ist, daß die Farbe dieser Schlange ungemein variiert; die Grundfarbe des Männchens ist grauweißlich, silberblau u. s. w.; das Weibchen dagegen zeigt gewöhnlich eine bräunliche, zimmetfarbene oder selbst kohlschwarze Färbung, so daß diese Verschiedenheit in der Farbe die sichere Erkennung der Giftschlange ungemein erschwe-



zu der eine Goldkrone tragenden gemacht hat. Ferner die Schwalbacher Natter (*Coluber flavescens*), welche die größte und schönste der deutschen Schlangen ist; der Bauch dieser Schlange ist schwefelgelb, auch hat sie auf dem Hinterkopfe, jedoch nur schwach ausgeprägt, die gelben Flecke der vorhergenannten, und ist bis jetzt nur in der Umgegend des Bades Schlangenbad gefunden. Die dritte in Deutschland vorkommende unschädliche Schlange ist die Schlingnatter, auch die rothe Natter genannt (*Coronella laevis*), deren Grundfarbe grau, welches Grau jedoch mit einer schwachröthlichen Färbung

ren würde, wenn nicht einige untrügliche Merkmale sie mit Sicherheit erkennen ließen. Diese müßt ihr euch scharf einprägen.

Ueber den Rücken dieser Giftschlange läuft nämlich vom Kopfe bis zum Schwanz eine kettenartige Zeichnung, die aus schwarzen, unregelmäßigen, an einigen Stellen zusammenhängenden Flecken besteht, die mit einem Bande verglichen werden können. Außerdem befinden sich auf dem Kopfe zwei längliche Flecken, die jedoch kein Kreuz bilden, wie man öfter aussprechen hört, sondern an dem einen Ende unter einem spitzen Winkel zusammenlaufen.

— Ferner ist ein Kennzeichen dieser Schlange ihre Trägheit; während die vorhin genannten Nattern, wenn man sie überrascht, eiligst zu entfliehen suchen, bleibt die Kreuzotter dagegen entweder ruhig liegen, oder wenn sie entweicht, so geschieht dies niemals mit der Schnelligkeit der Nattern. —

Der Kopf unserer Schlange ist dreieckig geformt und die Iris des Auges fast immer feuerroth. Das Weibchen ist gewöhnlich etwas größer als das Männchen, aber in höchst seltenen Fällen wird von ihr eine Länge von zwei Fuß überschritten, und dann nur um Weniges. Eine Schlange von 3 Fuß Länge, welche sich in Deutschland aufhält, kann man unbedingt als unschädlich ansehen, denn eine Kreuzotter ist es nicht. Die Zunge der Schlange ist schwarz, und läuft nach vorn in zwei feine Spitzen aus. Wie mancher glaubt, daß die Biper mit diesem harmlosen Gliede verwunden oder stechen könne; aber der gefährliche Apparat, dessen sie sich bedient um ihre Beute zu erhaschen, oder wenn man sie angreift, um sich zu vertheidigen, ist ein anderer, nicht so einfacher. Zwei fleischfarbene Anschwellungen am Oberkiefer, und zwar im Innern der Mundhöhle, bergen die Verderben bringenden Giftzähne. Die mit dem Oberkieferknochen verwachsenen Zähne sind hohl, sie liegen rückwärts am Rachengewölbe. Die Schlange ist befähigt, dieselben beim Beißen senkrecht zu stellen. Unter den Speicheldrüsen des Thieres befinden sich zwei, welche Träger des Giftes sind. Drückt nun beim Beißen der Schlange der Zahn auf diese Giftdrüsen, so fließt der tödtliche, wasserhelle Saft durch die Zahnhöhlung in die geschlagene Wunde, und bewirkt bei kleinen Thieren sofortige Tödtung, bei gebissenen Menschen ein ein- oder mehrwöchentliches Leiden, aber nur in seltenen Fällen den Tod.

Die giftige Flüssigkeit ist eine Säure, welche, wenn sie in das Blut des Gebissenen gelangt, dasselbe zersetzt und dessen Circulation hemmt. Wer von einer Kreuzotter gebissen worden ist, thut am besten, die Wunde sofort mit Salmiakgeist stark auszuwaschen, ferner auf die gebissene Stelle, wenn das möglich, ein Stückchen Holz oder Pappe fest aufzubinden, so daß das circulirende Blut von der verwundeten Stelle möglichst abgehalten werde. Außerdem empfehlen sich schweißtreibende Mittel, namentlich heißer Fliederthee, dem man gleichfalls etwas Salmiakgeist zusetzt. — Daß der Salmiakgeist ein ganz vortreffliches Mittel gegen den Biß giftiger Schlangen ist, weiß ich unter anderm auch aus den mündlichen Mittheilungen des Mediciners G. Tams, der während mehrerer Jahre als praktischer Arzt in

Deutsche Jugend. XI.

Puerto Cabello gelebt und die treffliche Wirkung dieses Mittels nicht allein an sich selbst, sondern auch mehrfach bei anderen, von giftigen Schlangen Gebissenen erprobt hat. — Da das Schlangengift eine Säure ist, also blaues Lackmuspapier roth färbt, so liegt es nahe, daß dieselbe durch den Salmiakgeist neutralisirt wird. Auch in verschiedenen deutschen Schriften habe ich dieses Mittel besonders hervorgehoben gefunden.

Die Kreuzotter häutet sich im Laufe des Sommers mehrere Male. Sie nährt sich namentlich von Feldmäusen, auch verschlingt sie junge Vögel, wie sich dies aus den ausgespiceenen Speisen so wie bei Sektionen ergeben hat; doch verzehrt sie bei Mangel an warmblütigen Thieren auch Frösche, Eidechsen und andere kleinere Thiere.

Wenn man unsere unschädlichen Schlangen an der Schwanzspitze angreift, so heben sie sich vollständig empor und züngeln an der sie haltenden Hand; die Kreuzotter soll in ihrer Unbeholfenheit nicht im Stande sein dies zu thun, doch möchte ich keinem der jungen Leser rathen, diesen Versuch mit dem gefährlichen Thiere anzustellen. —

Nach der Haacke, einer prachtvollen, eine Stunde von Harburg entfernten Waldung, größtentheils aus Buchen bestehend und nur stellenweise von Fichten- und Tannenanzüchtungen unterbrochen, habe ich seit zwanzig Jahren entomologische Excursionen unternommen, und häufig auf meinen Wanderungen sowohl Ringelnattern wie Kreuzottern angetroffen. In einer lichten Waldstelle fand ich einmal eine Anzahl Ringelnattern, die sich behaglich sonnten. Sie suchten bei meiner Annäherung zu flüchten, woran ich sie mit einem Stocke zu verhindern mich bestrehte, worauf sie sich beinahe kerzengerade auf der Schwanzspitze in die Höhe hoben, und fortwährend einen fauchenden und zischenden Laut von sich gaben. Solche Stellungen habe ich nie von einer Kreuzotter annehmen sehen. — Ein anderes Mal, als ich am Rande eines kleinen Teiches wandelte, bemerkte ich eine Ringelnatter, die wahrscheinlich auf Frösche Jagd machte; sie stürzte sich bei meinem Näherkommen sofort ins Wasser, und unter zierlichen Bewegungen, den Kopf über das Wasser emporhaltend, durchschwamm sie den Teich. Die Kreuzotter dagegen meidet und flieht das Wasser. —

Bei einer andern Fustour, die ich mit mehreren Bekannten unternommen, traf einer derselben eine Kreuzotter, die er sofort zu meinem Bedauern durch Stockschläge scheinbar getödtet hatte. Ich legte das Thier in eine Flasche, und nahm sie mit nach Hause, fand jedoch die Schlange am andern Tage

im besten Wohlbedinden. Nachdem ich das Thier einige Zeit beobachtet, beschloß ich es zu tödten, und stellte die Oeffnung der Flasche, in welcher sich die Schlange befand, über einen hohen Glascylinder, in den ich vorher circa 15 Gramm Chloroform gegossen hatte. Durch Rütteln des Glases bewog ich die Schlange sich in den Cylinder zu begeben; so wie sie mit der Schnauze das Chloroform berührte, schnellte sie sich mit einer erstaunlichen Kraft empor, fiel aber gleich darauf todt in den Cylinder zurück.

Beiläufig sei nur bemerkt, daß selbst die Giftzähne getödteter Schlangen im höchsten Grade schädlich wirken können. —

Mir sind mehrere Fälle bekannt, daß Personen von der Kreuzotter gebissen worden waren. Jedoch wurden die mit dem Schlangengift Behafteten sämmtlich wieder hergestellt, ohne daß nachtheilige Folgen hinterblieben. — Ueber einen Todesfall, den der bekannte H. D. Venz in Schnepfenthal erzählt, will ich kurz berichten. — Es kam ein Fremder zu ihm, der sich als Schlangenbeschwörer vorstellte und wunderliche Berichte von diesen Thieren zum Besten gab. Er schloß sich darauf Venz an, der wegen Untersuchungen in Betreff der Schlangen eine Tour in die Umgegend zu machen beabsichtigte. Die Betreffenden fanden jedoch nichts, aber der Schlangenbeschwörer stellte sich später wieder bei Venz ein, der, wie er wußte, Kreuzottern in Gefangenschaft hatte. Trotz gegebener Warnung hob er eine derselben aus dem Käfig, spielte mit derselben und steckte schließlich in renommistischem Uebermuth den Kopf des Thieres in den Mund. Aber in die Zunge gebissen, schleuderte der Mann die Schlange sogleich fort, sein Gesicht röthete sich, er spuckte Blut, wankte, stürzte mehrere Male nieder, und verschied, bevor eine Stunde verflossen, noch ehe ärztliche Hülfe eingetroffen war. —

Cuvier führt die *Vipera berus* und *Vipera Chersca* noch als verschiedene Arten auf, und behauptet von letzterer, daß sie nie die Größe der *Vipera berus* erreiche. — H. Linné weist jedoch in seinem Werke: „Die Schlangen Deutschlands,“ das wir Allen ganz besonders empfehlen, die sich mit unsern heimischen Schlangen näher bekannt machen

wollen, auf das Bestimmteste nach, daß die schwarze, sogenannte *Vipera Chersca* das Weibchen der *Vipera berus* sei, und daß die Nachkommen der ersteren vollkommen mit der *Vipera berus* übereinstimmen. —

Man bezeichnet im Allgemeinen, trotz des Bibelspruches: „Seid klug wie die Schlangen“ u. s. w., diese Thiere als dumm, und mag die Behauptung für die choleriche Kreuzotter zutreffen, die z. B., wenn sie sich in einem Glashafen befindet, und von den Davorstehenden gereizt wird, fortwährend Ausfälle gegen die Glaswandung unternimmt und sich die Schnauze zerstößt. Von der Klugheit der Ringelnatter, die mehr sanguinischen Temperaments zu sein scheint, und als Beitrag der Beobachtung über das Denkvermögen der Thiere, erlaube ich mir nachstehende Notiz mitzutheilen, welche Dr. W. Niedermaier vor einigen Jahren im „Ausland“ veröffentlichte.

„Ich ritt im tiefen Hohlweg eines Tannenwaldes, als mein Pferd, plötzlich scheuend, zur Seite sprang. Nach der Ursache mich umsehend, gewahrte ich auf der terrassenförmig abfallenden Lehne eine graue sich bewegende Masse. Nachdem ich das Pferd aus dem Hohlwege geführt und angebunden hatte, kehrte ich zu der Stelle zurück, und sah nun einen Knäuel von neun mit den Körpern und Schwänzen dicht ineinander verschlungenen Ringelnattern, welche alle mit aufgerichteten Köpfen sichtlich sich abarbeiteten. Obwohl sie mich beobachteten, ließen sie sich doch durch meine Nähe nicht stören, und erst als ich mit der Reitpeitsche über ihre Köpfe fuhr, entrollten sie sich langsam und verschwanden bis auf eine, die verzweifelte Anstrengungen zum Fortkommen machte, aber durch eine von oben abgerutschte dünne Steinplatte festgehalten wurde, welche sie bis zur Hälfte ihrer Körperlänge an den Boden drückte. Nachdem ich die Platte aufgehoben, empfahl sie sich schleunigst. Offenbar wurde sie in dieser Lage von einer Kollegin getroffen, die Hülfe holte, worauf die Gesellschaft mit vereinten Kräften die eingeklemmte zu befreien trachtete. Jedenfalls ein Beweis von Nächstenliebe, Mittheilungsgabe und richtiger Auffindung des einzigen, in ihrer Macht liegenden Befreiungsmittels.“

Sprüche von Emanuel Geibel.

Loszuwerden den alten Bock
Ist ein vernünftig Begehren;
Aber wer wird darum den Kopf
Gleich rattenkahl sich scheeren?

Er schoß nach dem Hasen und schoß vorbei,
Den Hirsch zufällig traf sein Blei;
Da wird er nun von Jungen und Alten
Für einen gewaltigen Schützen gehalten.

Ueber das Auslösen der Pfänder.

Von

Robert Löwike.



In langen Winterabenden gewähren heitre Gesellschaftsspiele unsrer Jugend einen Ersatz für die Vergnügungen, welche ihr die schöne Jahreszeit in Garten, Feld und Wald bietet. Wenn die jungen Freunde und Freundinnen erschienen sind, um einen Geburtstag mitfeiern zu helfen, so wird bald ein lustiges Pfänderspiel vorgeschlagen, die Erwachsenen lassen sich wohl auch mit aufnehmen in den frohen Kreis, und unter fröhlichem Scherzen und Lachen vergeht die Zeit, man weiß nicht wie. Während des Spielens fällt sich der Gut des Spielordners allmählig mit Pfändern. Aber wenn es nachher heißt: „Herr Richter! Was soll derjenige thun, dessen Pfand ich hab' in meiner Hand?“ dann ist wohl mancher „Herr Richter“ in Verlegenheit dem Pfandgeber eine geeignete Buße anzugeben. Oft werden unpassende oder viel zu schwierige Strafen bestimmt. Daher glauben wir, daß es den Lesern der „Deutschen Jugend“ erwünscht sein wird, wenn wir hier eine größere Zahl von passenden und unterhaltenden Pfänder-Auslösungen zusammenstellen. Einige der angeführten Nummern sind nicht neu; aber wir haben sie hier doch aufgenommen, einmal, weil sie in manchen Kreisen doch nicht bekannt sind, dann aber besonders, weil sie sich als recht geeignet und unterhaltend schon lange bewährt haben und auch in Kreisen, in welchen sie schon bekannt sind, immer neue Abwechslung bieten.

Ehe wir unsern Lesern die einzelnen Strafen mittheilen, welche den Pfandgebern auferlegt werden sollen, wollen wir eine kurze Bemerkung voranschicken. Beim Auslösen der Pfänder handelt es sich darum, für diejenigen, welche sich während des Spiels einer Unaufmerksamkeit schuldig gemacht haben, eine kleine Buße zu bestimmen. Jede Strafe aber, welche dem Pfandgeber irgend eine Gefahr bringt, welche ihm Schmerz verursacht oder ihn dem Gespött der andern Mitspieler aussetzt, ist durchaus unstatthaft. Andernseits muß es sich Jeder gefallen lassen, wenn ein unschuldiger Spaß mit ihm getrieben wird, und Jeder thut am besten, wenn die Andern bei einem solchen Scherz über ihn lachen, recht herzlich mitzulachen.

Beim Durchmustern der unten zusammengestellten 36 Nummern werden unsre Leser finden, daß einige sehr leicht, andere etwas schwieriger auszuführen sind. Die leichteren und mehr für die Jüngeren bestimmten Aufgaben sind im Anfang und in der Mitte, die schwierigeren und diejenigen, welche sich mehr für Größere oder Erwachsene eignen, am Ende der Zusammenstellung enthalten.

Wenn nun der Zufall für eins der Jüngeren eine der schwierigeren Aufgaben bestimmt, so steht es dem Spielordner frei, an deren Stelle eine leichtere treten zu lassen, und derjenige, welcher eine schwierige Aufgabe erhält, wird gut thun, um einige Zeit zum Ueberlegen zu bitten und erst, wenn inzwischen einige andre Pfänder ausgelöst sind, sich seiner Aufgabe zu entledigen.

Schließlich bitten wir noch unsre jungen Freunde und Freundinnen, auch beim Auslösen der Pfänder eine kleine geistige Anstrengung nicht zu scheuen und, wenn einmal eine Aufgabe etwas schwierig erscheint, nicht so gleich zu sagen: „das kann ich nicht.“ Man kann gewöhnlich mehr als man glaubt, und Jeder, der den ernstlichen Versuch macht, eine etwas schwierige Aufgabe zu lösen, wird sich davon überzeugen. Außerdem kommt es beim Auslösen der Pfänder auch gar nicht darauf an, etwas Untadelhaftes, etwas Vollkommenes zu liefern. Ein nicht ganz gewandter Ausdruck, ein etwas stark hinkender Vergleich wird geru verziehen und erhöht gewöhnlich die fröhliche Stimmung der Gesellschaft.

Als kürzlich einmal einer von den Lesern unsrer „Deutschen Jugend“ die Aufgabe erhielt, er solle Jeden aus der Gesellschaft mit einem Instrument vergleichen und auch hinzufügen, warum, erklärte er zuerst auch, das wäre zu schwer, das könne er nicht. Darauf wurde er vom Spielordner aufgefordert, doch einmal den Versuch zu machen. Er bat nun auch um Zeit zum Ueberlegen und löste dann seine Aufgabe etwa auf folgende Art.

„Ich vergleiche A mit einem Contrabaß; denn beide können gut brummen.

Ich vergleiche B mit einer neuen Violine; denn beide sind leicht verstimmt.

Ich vergleiche C mit einem guten Klavier; denn beide können das Spielen gut vertragen.

Ich vergleiche D mit einem Cello; denn wenn man beide sehr unsanft streicht, kann man ihnen seltsame Töne entlocken.

Ich vergleiche E mit einer kleinen Flöte; denn beide können gut pfeifen.

Ich vergleiche G mit einer Spieldose; denn beide tragen immer dasselbe vor.

Ich vergleiche H mit einer Trompete; denn beide mögen gern alles Andere überbönen.

Ich vergleiche I mit einer Trommel; denn beide bekommen oft Schläge.“

Das war nicht gerade besonders gut oder überraschend, aber es war doch gar nicht übel und hat allen Andern in ihrer frohen Stimmung gut gefallen.

Wir lassen nun die Pfänder-Auslösungen folgen.

1. Der Pfandgeber soll ein Räthsel aufgeben, oder wenn er das nicht kann, ein Räthsel rathen, welches Jemand aus der Gesellschaft ihm aufgiebt. Sollte auch keiner der Andern ein hübsches Räthsel wissen, so richte Jemand aus der Gesellschaft an den Pfandgeber eine der folgenden leichten Scherzfragen. Kann der letztere dieselbe nicht richtig beantworten, so erhält er eine andere u. s. f.

Frage. Welche Frage kann man nie mit ja, sondern nur mit nein beantworten?

Antwort. Wie werden die Buchstaben n e i n zusammen ausgesprochen?

R. Wer lebt vom Rauche?

A. Der Schornsteinfeger.

F. Welcher Vogel hat keine Federn und kommt nie auf einen grünen Zweig?

A. Der Pechvogel!

F. Wie kann man sich selbst durch ein Schlüsselloch stecken?

A. Indem man die beiden Wörtchen „sich selbst“ auf ein Stückchen Papier schreibt und dann durch ein Schlüsselloch schiebt!

F. Welche Scheeren dürfen nie geschliffen werden?

A. Die Krebscheeren!

F. Womit fängt der Tag an und womit hört die Nacht auf?

A. Mit „T“!

F. Was brennt Tag und Nacht und verbrennt doch niemals?

A. Die Brenneffel!

F. Womit endigt die Ewigkeit?

A. Mit „T“!

2. Er soll ein Lied singen oder ein Gedicht declamiren.

3. Er soll, nachdem vom Spielordner drei Thiere genannt sind, jedes dieser Thiere nachahmen, ohne zu lachen. —

4. Er soll sich mit verschränkten Armen auf den Fußboden setzen und ebenso wieder aufstehen. —

5. Er soll ein Kartenblatt vom Tisch aufheben, ohne die Hände zu gebrauchen. —

6. Er soll, während einer der anderen Mitspieler eine Melodie pfeift, durch Pantomimen das Spielen eines bestimmten, ihm angegebenen Instrumentes nachahmen.

7. Er soll abwechselnd ein mürrißches und ein freundliches Gesicht machen. —

8. Er soll auf einem Fuß hüpfend, Jedem aus der Gesellschaft eine Verbeugung machen. —

9. Er soll die Füße auf den Ofen legen. —

Der Pfandgeber geht mit zwei Stühlen an den Ofen, stellt sich selbst auf den ersten Stuhl, hebt dann den zweiten in die Höhe und legt zwei Füße desselben auf den Ofen. Die Ausführung dieses Scherzes wird besonders dann recht viel Lachen erregen, wenn der, welcher ihn ausführt, die Vorbereitungen dazu mit einem gewissen Ernst und mit einiger Umständlichkeit trifft, und überhaupt so thut, als ob ihm das Ganze nicht wenig Mühe machte.

10. Er soll während der Spielordner bis 50 zählt, mit der einen Hand schnell die Stirn reiben, mit der andern Hand nach dem Tact des Zählens an die Brust klopfen. —

11. Er soll Schatzgräber sein. —

Es wird ein Teller mit einem Häufchen Mehl auf einen Tisch gestellt, und ein Geldstück so in das Mehl gesteckt, daß es nur wenig aus demselben hervorragt. Der Pfandgeber hat nun die Aufgabe es heraus zu holen, ohne dabei die Hände zu gebrauchen. Während er sich bemüht es mit den Lippen zu fassen, suchen die andern Mitspieler ihm die Ausführung des Schatzgrabens zu erschweren, indem sie ihn zum Lachen reizen.

12. Er soll Bildsäule stehen. Er stellt sich auf einen Stuhl. Dann tritt irgend Jemand aus der Gesellschaft an ihn heran und giebt ihm eine beliebige Stellung. In dieser muß der Pfandgeber bleiben, bis der Spielordner bis 10 gezählt hat. Dann tritt einer der andern Mitspieler an ihn heran, um ihm eine neue Stellung zu geben, und so geht es fort, bis Jeder aus der Gesellschaft an der Reihe gewesen ist.

13. Er soll in einer Ecke des Zimmers lachen, in der andern weinen, in der dritten gähnen und in der vierten pfeifen.

14. Er soll, nachdem die übrigen Mitglieder einen Kreis geschlossen haben, auf einem Fuß dreimal um diesen Kreis herum hüpfen.

15. Er soll eine kleine Melodie pfeifen, während einer der andern Mitspieler ihn zum Lachen zu bringen sucht.

16. Er soll Seufzer rathen. —

Der Pfandgeber setzt sich mit verbundenen Augen auf einen Stuhl in die Mitte des Zimmers. Dann tritt Jemand aus der Gesellschaft an ihn heran und sagt leise mit einem tiefen Seufzer „Ach“. Der Pfandgeber hat nun zu rathen, wer der Seufzende ist. Nennt er einen falschen Namen, so tritt einer der andern Mitspieler heran und so fort, bis einmal der richtige Name genannt wird. Es versteht sich wohl von selbst, daß Jeder, welcher an den Pfandgeber herantritt, seine Stimme verstellt und ihm dadurch das Rathen zu erschweren sucht.

17. Er soll sich aus einem Zauberschlaf erwecken lassen.

Der Pfandgeber setzt sich mit geschlossenen Augen auf einen Stuhl in die Mitte des Zimmers. Dann tritt irgend einer der Mitspieler an ihn heran, faßt ihm an's Kinn und sagt:

„Ich grüß' dich, Vater Eberhart
Und fasse dich bei deinem Bart.
Sieh Acht, daß du's recht ernsthaft machst,
Du bist erlöst, wenn du nicht lachst.“

Gehört das Pfand einem Mädchen, so muß derjenige, welcher herantritt, indem er die Pfandgeberin bei der Hand faßt, sagen:

„Ich grüße dich, Prinzessin fein,
Dein treuer Ritter will ich sein.
Wenn du nicht lachst bei meinem Wort,
Führ' ich erlöst dich mit mir fort.“

18. Er soll schnell das Alphabet rückwärts hersagen.

19. Er soll schnell die Monatsnamen rückwärts hersagen.

20. Er soll schnell die Wörter eines ihm gegebenen (aber nicht zu kurzen) Sprichworts oder bekannten Ausspruchs rückwärts hersagen. Der Spielordner wähle z. B.: Rom ist nicht in einem Tag erbaut. Oder: Was du nicht willst, daß man dir thu', das füg' auch keinem Andern zu, u. dergl. m.

21. Er soll 5- oder 10-mal hinter einander einen der folgenden Geschwindigkeitssätze recht schnell hersagen, und zwar ohne zwischen den einzelnen Sätzen eine Pause zu machen.

Fischer's Freiz fischt frische Fische.
Schnalle schnell die Schnallen an die Schuhe.
Drei Theertonnen — drei Thrantonnen.
Dise hat sie, sagt sie, meint sie, hätt' sie.
Mefwechsel für Wachsmasken — Wachsmasken für Mefwechsel.

Welcher Metzger wegst sein Metzgermesser?
Es saßen zwei zischende Schlangen zwischen zwei Steinen und zischten.

In der Frische fischten Fischer Fische.

Kurze Kleider, kleine Stappen kleiden kleine Krausköpfe.
Von den Fluren von Florenz flogen fremde Vögel fort.
Der Kutscher pust den Postkutschkasten.

Zwischen den Zweigen saßen sich schwingend zwei
zwitternde Zeisige, u. dergl. m.

22. Er soll Cours halten lernen. —

Es handelt sich bei dieser Auslösung um einen kleinen Scherz, welcher mit dem Pfandgeber getrieben wird. Er muß sich mit verbundenen Augen an eine Wand stellen, den einen Arm etwa bis zur Höhe der Schulter heben und einen Finger vorstrecken. An der gegenüberliegenden Wand nimmt der Spielordner Platz, und alle Gegenstände, welche sich etwa zwischen ihnen befinden, werden fortgeräumt. Dann sagt der Spielordner zu dem Pfandgeber: „Hallo! aufgepaßt, kannst du Cours halten?“ „Nein,“ antwortet dieser; „aber ich will's lernen.“ „Gut,“ sagt der Spielordner, „dann also hierher und gerade auf mich los.“

Der Pfandgeber geht nun langsam mit vorgestrecktem Finger auf den Spielordner zu; aber während er glaubt, daß jener noch an der gegenüberliegenden Wand steht, kommt derselbe ihm mit leisen Schritten entgegen, trifft ihn etwa auf halbem Wege und beißt ihn leicht in den vorgestreckten Finger. Sollte der Pfandgeber diesen Scherz bereits kennen, so erklärt er, sobald ihm die Aufgabe gestellt wird, er könne schon Cours halten, und erhält dann eine andere Buße.

23. Er soll einen Gegenstand nach der Musik suchen. —

Der Pfandgeber geht hinaus, und nachdem die andern Mitglieder einen Gegenstand irgendwo im Zimmer versteckt haben, wird er wieder hereingerufen um denselben zu suchen. Dann setzt sich Jemand an's Klavier und spielt ein beliebiges Stück; indem er dabei den Suchenden beobachtet. Nähert sich nun der Pfandgeber dem versteckten Gegenstande, so muß ihm dies die Musik dadurch, daß sie immer lauter wird, andeuten. Entfernt er sich aber von seinem Ziele, so muß die Musik immer schwächer werden. Es gelingt dem Suchenden gewiß bald, den versteckten Gegenstand (am besten sein eignes Pfand) zu finden, wenn er nur recht auf die Musik achtet.

24. Er soll sich mit zwei brennenden Lichtern vor einen Spiegel stellen und, indem er langsam bis 10 zählt, hineinsehen ohne zu lachen.

25. Er soll einen (wenigstens 6 Wörter enthaltenden) Satz ohne „r“ sagen.

26. Er soll, nachdem jeder der andern Mitspieler ein Hauptwort genannt hat, eine Geschichte erzählen, in welcher die gegebenen Hauptwörter sämmtlich vorkommen.

27. Er soll Jedem aus der Gesellschaft fragen: Was

wünschst du mir zu Weihnachten und warum? Oder: er soll Jedem der Anwesenden sagen, was er ihm zu Weihnachten wünsche und warum?

28. Er soll Jedem der Mitspielenden eine Frage beantworten, oder: er soll Jedem eine Frage zur Beantwortung vorlegen.

29. Er soll Jedem aus der Gesellschaft sagen, mit welchem Thiere oder mit welcher Blume oder mit welchem Instrument oder mit welchem Küchengeräth er ihn vergleichen möchte und warum. Oder: er soll die Andern der Reihe nach fragen, mit welchem dieser Dinge sie ihn selbst vergleichen möchten und warum.

30. Er soll Jedem sagen, wo derselbe am besten zu gebrauchen sei und warum. Oder: Jedem fragen, wo er selbst am besten zu gebrauchen sei und warum.

31. Er soll zwei Fabelverse machen, — in denen zwei gegebene Wörter vorkommen, welche denselben Anfangsbuchstaben haben; z. B. aus den beiden gegebenen Wörtern: Orden und Dresse die beiden Verse:

Der Orden hängt an einem Band;

Dressa liegt in fernem Land.

32. Er soll einen Leberreim machen, zu welchem ihm der Spielordner die erste Zeile giebt. Wenn z. B. der Spielordner zu ihm sagt:

„Die Leber ist von einem Hecht und nicht von einem Raben,“

So antwortet er:

„Da sollt ihr nicht nur einen Reim, nein gleich ein Dugend haben.“

33. Er soll sich selbst eine Strafpredigt halten.

34. Er soll angeben, was er für das Beste in der Welt hält und warum.

35. Er soll seine Biographie erzählen lassen. —

Der Pfandgeber setzt sich auf einen Stuhl in die Mitte des Zimmers und giebt Einem aus der Gesellschaft den Auftrag, seine (des Pfandgebers) Biographie zu erzählen. Der Aufgerufene bemüht sich nun recht viele komische Begebenheiten aus dem Leben des Pfandgebers vorzutragen. Macht es der Erzähler aber gar zu bunt, so hat Jener das Recht, ihn (auch mitten im Satz) zu unterbrechen und einem Andern die Fortsetzung der Biographie zu übertragen. Diese wird nicht eher für beendet angesehen, als bis Jeder aus der Gesellschaft etwas (wenn auch nur einige Worte) dazu beigetragen hat. Der Pfandgeber selbst muß seine Biographie mit den Worten schließen: „und so habe ich es getrieben bis auf den heutigen Tag.“

36. Er soll Jedem aus der Gesellschaft fragen: was würdest du mit meinem Herzen thun, wenn es von Papier wäre? Oder: er soll den andern Mitspielern der Reihe nach fragen, was er mit ihren Herzen thun würde, wenn sie von Papier wären.

Sprüche von Otto Sutermeister.

Des Armen Hütte, des Reichen Kind
Stehen in Einem Wetter und Wind.

Hast du zu geben dir vorgenommen,
Frag' nicht erst lange, ob's willkommen.

Besser ehrlich abgeschlagen,
Als herzlich geschenkt und schmerzlich getragen.

„Helf' dir Gott!“ ein schönes Wort,
Aber „Nimm hin!“ hilft selber fort.

Räthsel.

Von

Friedrich Güll.

1.

Ein streng Gesetz bin ich im Feld,
Doch fürchtet nimmer mich der Held;
Dem nur, der feig und pflichtvergessen,
Wird meine Strafe zugemessen.
Es wird ihm kein Pardon gegeben,
Es kostet ihm sein junges Leben.

Ein r hinein, gel' ich dem Schiff,
Vom Sturm geschleudert an ein Riff.
Es ist mit Allem für die Leute
Der nächsten Küste sichere Vente,
Kommt, Brak und Ladung rückzukaufen,
Der Schiffsherr nicht mit Goldes Haufen.

2.

Mit d ist's der „gemeine Mann“, der Bauer,
Und so bei feinen Leuten unbequem;
Mit h ist es nicht bitter und nicht sauer,
Und dennoch im Geschmack nicht angenehm.

3.

Wenn ein Kunstwerk hat bestanden
Vor den Kennern gut die Probe,
Braucht man uns mit ei und u
Zu des Künstlers lautem Lobe.

Von

Wilhelm Fischer.

1.

Fahrzeuge sind wir. Schnell und sicher tragen
Wir über'n See dich hin und über's Land:
Kein Segel bläht sich, keine Ruder schlagen
Die stille Fluth, kein Pferd wird vorgespannt,
Kein Dampf besflügelt uns. Doch wie gewandt
Vermeiden wir den Anstoß und die Steine!
Wie klingen wir und funkeln wie Demant
Bewegungsfroh im hellen Sonnenscheine!
Doch bitte, nicht zu warm! daß unser Weg nicht weine.

2.

Mit k giebt's Speis' und Trank mit v,
Mit g erklingt's und sticht mit d,
Mit z thut's selten gut; zum Sporn
Noch dieß: mit v ist's immer vorn.

3.

Ganz roth und halb nur rein, trotzdem
Als Mantel Königen genehm.

4.

Ein hoher Berg, trägt ohne Kopf
Von Flach's und Werg oft einen Schopf.

Anlösung der Räthsel Seite 93.

Räthsel von **Friedrich Güll.**

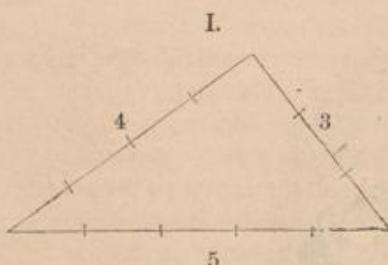
- | | |
|--|-------------------------------------|
| 1. Tand, Wand, Vand, Sand, Land, Hand. | 2. Einbruch, Weinbruch, Steinbruch. |
| 3. Aufmachen, aufwachen, aufstachen. | 4. Pfötchen, Pförtchen. |

Räthsel von **Wilhelm Fischer.**

- | | | |
|-----------------|------------|---------------|
| 1. Uebersetzen. | 2. Wasgau. | 3. Nachsicht. |
|-----------------|------------|---------------|



von Robert Löwische.



Die oben stehende Figur zeigt euch ein Dreieck, dessen kürzeste Seite 3 Centimeter, dessen mittlere Seite 4 Centimeter und dessen längste Seite 5 Centimeter beträgt. Nehmt nun ein Stück steifes Papier und schneidet

aus demselben 4 solche Dreiecke und außerdem ein Quadrat, dessen Seite einen Centimeter lang ist. Versucht dann diese 4 Dreiecke und das Quadrat so zusammen zu legen, daß die ganze Figur ein Quadrat bildet.

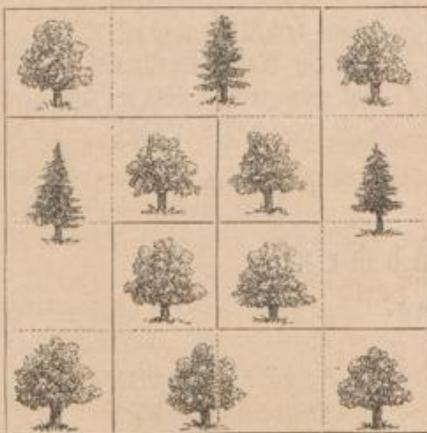
II.

In einer Reihe liegen 10 Fünzigpfennigstücke neben einander. Nehmt nun eins derselben auf und legt es so auf ein anderes, daß ihr nicht mehr und nicht weniger als eine Mark d. h. 2 Fünzigpfennigstücke überspringt. Dann nehmt von den noch übrigen Fünzigpfennigstücken wieder eins und legt es unter derselben Bedingung auf ein anderes, und so fort, bis fünfmal je 2 Fünzigpfennigstücke aufeinander liegen.

Anflösung der Knackmandeln Seite 94.

I.

Denkt euch zunächst den ganzen Garten in 16 gleiche Theile getheilt, wie es unsre Figur zeigt, und nehmt dann

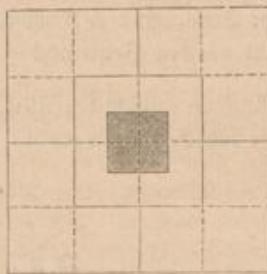


die scharf gezogenen Linien als Grenzen zwischen den 4 Stücken. Es ist aus der Figur leicht ersichtlich, daß die 4 Stücke gleiche Form und Größe haben, und daß jedes derselben 3 Bäume enthält.

II.

Denkt euch das Papier in 16 gleiche Theile getheilt,

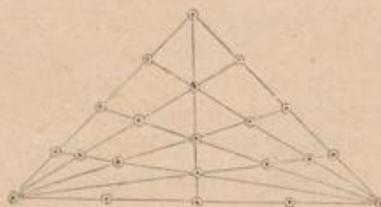
wie es unsre Figur zeigt, und macht die Schnitte da, wo es die scharfer gezogenen Linien andeuten. Die 5 Stücke, welche dann entstehen, sind gleich, denn jedes derselben



beträgt $\frac{1}{4}$ des ganzen Papiers und vier derselben haben gleiche Form.

III.

Unsre Figur zeigt, wie die Bäume gepflanzt waren.



Martha kommt!

Von Julius Lohmeyer.

Zu einer Original-Zeichnung von Oscar Pletisch.



Weh, da kommt sie mit dem Schwamme
Und dem großen Wasserkrug,
Mit der Seife, mit dem Kamme,
Ach, und mit dem Zotteltuch!

Nein, ich kann es nicht begreifen,
Wie ihr das Vergnügen macht

Mich zu rumpeln und zu seifen,
Und warum sie immer lacht.

Wenn doch Einer was erfände,
Daß das Wasser nicht so naß,
Und man trocken wüsch' am Ende;
Eine rechte Lust wär' das!

Häschen und Bübchen.

Von Georg Lang.

Ich kenn' ein fedes Häschen,
Das sah im grünen Feld
Und hob so hoch das Näschen,
Als wär's ein rechter Held.

Da sah es hinter'm Laube
Den Jäger und den Hund;
Da macht' sich's ans dem Staube,
So schnell es laufen kunn! —

Ich kenn' ein fedes Bübchen,
Das dünkt sich tapfer sehr,
Das exerzirt im Stübchen
Mit Säbel und Gewehr.

Dech als ihm auf der Straße
Entgegen sprang ein Hund,
Da lief es wie der Hase,
So schnell es laufen kunn!

Eine Romfahrt.

Erzählung von

Wilhelm Fischer.

Original-Zeichnungen von Eugen Klimsch.

(Schluß.)

So darben sich die guten Zungen ihr Reisegeld am Munde ab, so erhoben sie von ihrem Meierhose, ihrem Domanium, wie sie scherzhaft sagten, einen willig erlegten Tribut, und freuten sich, wenn die gemeinschaftliche Kasse von Tage zu Tage wuchs. „Ein voller Bauch studirt nicht gern,“ sagt man; sie dagegen, leicht genährt und von Speisen wenig beschwert (die Kessenicher Mahlzeiten immer ausgenommen), machten — wie Daniel und seine Freunde am persischen Hofe, die sich stets milder üppige Speisen ausbaten, um gesund und kräftig zu bleiben — erfreuliche Fortschritte und fanden sogar noch Zeit, neben ihrer Berufswissenschaft etwas Besonderes zu treiben. Nämlich August der Weise hatte gleich im Anfange aus dem ersten Ertragniß ihrer Sparmethode einen „Praktischen Lehrgang zur schnellen und leichten Erlernung der italienischen Sprache“ angeschafft und mit Eifer die ersten Sectionen bewältigt. Nach der nächsten Sitzung gab er seinen Freunden Unterricht. „Seht, daran hättet ihr nun wieder nicht gedacht!“ sagte er triumphirend. Sie hielten wacker mit ihm Schritt und wußten zuweilen mehr als er. Wenn's dann beim Verbessern oder Nachhelfen haperte, so lächelte Wilhelm:

„Was sie gestern gelernt, das wollen sie heute schon lehren. Ach, was haben die Herrn doch für ein kurzes Gedächtniß!“

Doch Einer trug und unterstützte den Andern, so ging's vorwärts und es war eine Freude, sie die wohlklingenden Wörter aussprechen und tapfer conjugiren zu hören: Avro, avrai, avra, avramo, avrate, avranno! „Sprecht nur recht deutlich beide n,“ ermahnte August: „avranno — avrebbe — eafe col latte! Beide Consonanten!“ Auch Bäderer und andere Reise-Handbücher wurden studirt, Auszüge und Notizen gemacht, Reisepläne besprochen und verbessert, und Uebungen in Dauermärschen angestellt. Es ist erstaunlich, wie viel man bei gutem Willen sparen und leisten kann.

So vergingen etwa drei Monate und Eduard kehrte von seiner Reise zurück. Aber er konnte, von Franz aufgesucht und befragt, wenig Förderliches er-

zählen. Er war fast immer erster Klasse gefahren und in den vornehmsten Gasthöfen abgestiegen. In Basel hatte er ganz vorzüglich soupirt, wirklich ausgezeichnet, nur in seiner Freude darüber etwas zu viel Champagner getrunken, was ihm den folgenden Tag ganz verdarb. Die Cigarren in der Schweiz waren erträglich, Vevey longs, — Rattenschwänze, an beiden Enden offen — in Oberitalien theuer und schlecht. Der Rigi mag bei klarem Wetter einen artigen Rundblick gewähren, bei Nebel verlohnt es sich nicht hinauf zu reiten. Aber das Theater in Mailand war prächtig! An den fetten Mehlspeisen, an Risotto und Polenta, verdirbt man sich leicht den Magen, mit Sorbetto erkältet man ihn. Florenz, Rom, Neapel — ganz nett, wirklich der Mühe werth! Wenn einem nur nicht jeder Genuß vergällt würde! Die gemeinen Italiener sind so schmutzig, eine unreinliche Wirthschaft! Kochen alles mit Oel! — Und dann die Bettler, die Kellner, die Kutscher, die Lohnbedienten — man wird gerupft und betrogen, an allen Ecken und Enden. Laerimae Christi, ein guter Tropfen Wein, das muß wahr sein!

„Wie viel hast du denn wohl im Ganzen gebraucht, wenn man fragen darf?“ sprach Franz, nicht sonderlich erbaut.

„Man schämt sich fast es zu sagen, über achthundert Thaler. Aber nicht für meine Person,“ fuhr Eduard rasch fort, als er die Bestürzung seines Kameraden wahrte; „ich hab' manches dafür mitgebracht, sieh her! Antiquitäten, Oelgemälde — sie sind noch nicht alle ausgepackt. Ich wollte eine Erinnerung, einen bleibenden Gewinn von der Reise haben.“

Etwas niedergeschlagen kehrte Franz zu seinen Freunden zurück. Aber August beruhigte ihn. „Wir machen's anders!“ sprach er zuversichtlich. Wir reichen mit einem Frank so weit wie er mit zehn. Wir wandern viel zu Fuß. Wir prassen und schlemmen nicht.“

„Kaufen auch keine nachgemachten Alterthümer und schlechte Copien!“ schaltete Wilhelm ein. „Der arme Eduard! Wie wird man ihn angeführt haben!“

„Ich weiß auch, wie man mit den Kellnern und andern Zubringlichen fertig wird,“ fuhr August

der Weise fort. „Non seccarmi!“ schnauzt man sie an: Laß' mich in Ruh! Es soll und muß gehen, zumal wenn wir, wie reiflich erwogen, auf den Sünden verzichten und in Rom umkehren.“

So sparten und strebten sie zäh weiter, schlossen das Sommer-Semester aber so früh wie möglich und eilten heim, um die Eltern einzuweihen und die letzten Vorkehrungen zur Römerfahrt zu treffen.

Der Notar nahm die Eröffnungen seines Sohnes mit sichtlicher Freude auf. „Das laß' ich mir gefallen, das lob' ich mir!“ sprach er. „Wer den Zweck will, muß auch die Mittel wollen, und Fasten ist eine feine leibliche Zucht, keine üble Vorbereitung zu einer Wallfahrt. Daher euer Niesen-Appetit in Kessenich, hahaha!“

„Hahaha!“ lachte auch die gute Mama mit ihrem ganzen Gesicht.

„Ich hatte dir ein mäßiges Sümmchen zu einer Ferienreise bestimmt,“ fuhr der Notar fort, „ich erhöhe es gern ein wenig, das ist eine willkommene Zugabe. Und hör'! lade August auf heut' Abend ein.“

August erschien, fein und sauber wie immer, trotz seiner Dürftigkeit. Der Notar nahm ihn abseits in eine Fensternische. „Sie waren so freundlich, meinem Franz italienische Stunden zu ertheilen, darf ich Sie wohl um die Rechnung bitten?“

„Davon kann keine Rede sein,“ antwortete der junge Mann erröthend, „das war kein Unterricht, wir haben nur zusammen studirt. — Auch in Kessenich zusammen geschwelgt,“ setzte er hinzu, und beide mußten lächeln.

„Aber es drückt mich wirklich, in Ihrer Schuld zu sein, und dicht vor einer solchen Reise —“

„Ich merke Ihre edle Absicht und bin Ihnen dankbar dafür. Wir wollen offen sprechen. Geben Sie's Ihrem Sohne, dann ist es so gut, als ob ich es hätte. Wenn ich mich ihm je in etwas nützlich machen kann, so darf ich mit um so besserem Gewissen mir in anderer Weise von ihm ausbelfen lassen, was mir sonst —“

„Das dürfen Sie, bester Herr!“ unterbrach ihn der Notar lebhaft und drückte ihm die Hand, „das dürfen Sie mit dem besten Gewissen von der Welt! Ich brauch' Ihnen wohl nicht zu sagen, wie sehr mich Ihr Umgang mit ihm freut, Ihr Einfluß, Ihr Plan, Ihre Energie — Es sei, wie Sie wünschen. Und nun kommen Sie zu Tisch, wir wollen sehen, was meine gute Alte uns gekocht hat. — Franz, hol' noch rasch eine Flasche Grünsiegel herauf!“

Wilhelms Vater, ein vielgesuchter Arzt in einem Landsstädtchen, war ein seltsamer, unberechenbarer

Herr, dem er am liebsten nichts von der ganzen Geschichte gesagt hätte. Aber es mußte wohl sein, schon der Erlangung des Passes wegen.

„Papa,“ begann er deshalb (der junge Leser beachte die lakonische Unterhaltungsweise dieser Sonderlinge), „ich geh' in diesen Ferien mit zwei Freunden nach Italien.“

„Soooh! Hast du denn das nöthige Geld dazu?“

„Noch nicht ganz. Wie heißt es gewöhnlich in Aufforderungen zur Mildthätigkeit: auch der geringste Beitrag ist willkommen!“

„Ich heiß' dich nicht hingehen, ich geb' dir nichts.“

„Hab' mir's gedacht. Aber den Paß verschaffst du mir doch?“

„Wie bist du überhaupt zu Geld gekommen?“

„Durch Fasten und Schmaroken.“ Und er schilderte mit einigen Worten ihre Askese und ihre Raubzüge. Der Doctor geruhte zu lächeln, und so war das Eis in bester Art gebrochen.

Nun suchte Wilhelm insgeheim die mitleidigere Mutter anzupapfen. Sie schlug verwundert die Hände zusammen. „Die tollten Kinder! Nach Italien! Hat man je so etwas gehört? Es geht nicht.“

„Es geht wohl, wenn du mir nur etwas unter die Arme greiffst.“

„Ich thät's gern, hab' auch ein paar Thaler da liegen —“

Das war unvorsichtig, wenn sie dieselben überhaupt behalten wollte. Wilhelms Augen blitzten schon freudig.

„— aber sie sind längst zu etwas Anderem bestimmt. Ich muß durchaus hier neue Vorhänge haben.“

„Neue Vorhänge?“ Er sprang hin und besah und befühlte die alten. „Liebe Mama, seit wann bist du denn so verschwenderisch? Die sind ja noch prächtig, ganz —“

„Zerrissen und verwaschen sind sie!“

„O, das Lächelchen stopfst du recht zierlich. Gib mir das Geld — es ist wirklich so viel besser angewandt.“

Er schmeichelte noch ein wenig und strich dann triumphirend die dreißig Thaler ein. Denn eine ordentliche Hausfrau und Mutter sieht zwar nagelneue Vorhänge gern, aber ein dankbares, fröhliches Kindesantlitz noch lieber.

Abends brummte der Doctor mit einem gewissen Stolze im Casino: „Mein Buzg' geht nächster Tage nach Italien.“ Die andern Herren horchten auf und gaben, nachdem sie die näheren Umstände erfahren, meist unverhohlen ihren Beifall zu erkennen.

„Alle Achtung! — Das macht ihm nicht jeder nach. — Mancher. hätt' lieber Bier dafür getrunken. — Mein Sohn hat nie etwas gespart, meist noch einige Schulden gemacht. — Da liegt was drin! Eine solche Ausdauer und Selbstverleugnung! Ein forsches Kerlchen!“ Das that dem Doctor wohl und trug auch noch für Wilhelm eine kleine Frucht.

Dem am folgenden Morgen sprach sein Vater zu ihm: „Welches Schuhzeug nimmst du mit?“

„Die Stiefel, die ich an den Füßen habe.“

„Taugen durchaus nicht für's Gebirg, halb verschliffen, hohe Absätze, schief gelaufen —“

Wilhelm zuckte die Achseln. „Meine Verhältnisse erlauben mir keine bessere Ausrüstung. Ich muß die paar baaren Groschen zusammenhalten.“

„Hm, hm. Dann geh in den Laden und such' dir ein Paar bequeme Schuhe aus, dicksohlig, laß platte Nägel hineinschlagen, auf meine Rechnung. — Auch ein Paar Kamaschen, die schützen Strumpf und Bein.“

Wilhelm bedankte sich und ward unter Beirath der Mutter auch mit Kleidung und Wäsche passend versehen. Beim Abschied zeigte sich der Herr Vater äußerst gnädig und gab ihm sogar zu seiner Ueberraschung einen Empfehlungsbrief an den Leibarzt des Papstes mit. „Batt' es nichts, so schad' es nichts!“ sagte er mit einem niederländischen Sprichwort, „er ist ein alter Studienfreund von mir.“

So sehen wir denn endlich an einem bligenden Morgen in aller Frühe unsre drei Freunde, wohl vorbereitet und ausgerüstet, zu Köln das Dampfboot besteigen und fröhlich ausfahren den grünen wallenden Rhein hinauf. Vorkajüte natürlich, der billigste Platz — sie hielten sich ja meistens auf dem Berdeck auf, ganz vorn am Bug, wo die Lüste kühl wehen und die Wellen sich schäumend und rauschend am Kiel brechen, und nichts den Blick in die lockende Ferne hemmt, der man schnell und mühelos entgegen schießt. Von Bonn an ward ihnen die Fahrt ein wahrer Genuß. Berge und Burgen, Inseln und Städte, Felsen und Fluren in entzückender Ab-

wechselung glitten an ihnen vorbei. August declamirte begeistert:

„Kein schöner Wasser wogt einher
Als dieser Strom, von allen,
Die vom Gebirge hin zum Meer
Durch reiche Fluren wallen!
Kein schöner Land auf weiter Welt
Begrüßt der Sonnenschein,
So weit sich dehnt das blaue Zelt,
Als dieses Land am Rhein!“

„Italien?“ warf Wilhelm dazwischen.

„Das kommt noch:

„Zwar ein Zauberland
Liegt, von Alpen bewacht,
Im lockenden Süden,
Wo das purpurne Meer —“

Das ist sehr gut, Peterchen, „das purpurne Meer,“ weißt du? nicht roth, denk' an Homer, an's Griechische —

„Wo das purpurne Meer
Mit weichem Arme
Die sanftgeschwungne
Küste umfängt —“

ich kann's nicht weiter — das ist ärgerlich, es kommt noch etwas Bezeichnendes von dem Glanze und dem Reichthum der —

— „Und welch ein Himmel!

Um diese Farben
Beneid' ich den Süden
Und um die Fülle,
Die überschwängliche Fülle des Lichts!“

„Nun, wir werden's bald mit unsern eigenen Augen sehen. Ich bring's nicht mehr zusammen.“

„Dann laßt uns eins singen!“ meinte Franz: „Am Rhein, am Rhein, da wachsen unsre Neben!“ scholl's munter aus den jugendlichen Kehlen, und sie entkorkten eine dicke Flasche und tranken Nothen dazu, eine Wegzehrung der guten Frau Notarin. Sie hatte ihnen überhaupt so viel zu essen und zu trinken mitgegeben, daß sie auf deutschem Boden eigentlich nichts zu kaufen brauchten. So kamen sie die ersten Tage recht billig davon.

Und nun wollt' ich, mir lägen ihre Aufzeichnungen vor, daß ich jedes Erlebnis bei Tage und jedes Nachtquartier genau und der Reihe nach schildern könnte, oder noch lieber, ich hätte selber die schöne Reise mitgemacht, da ging's noch besser.



Leider hab' ich's nicht gewagt, und das reut mich nebst einigen andern Dingen bis auf den heutigen Tag. So kann ich nur Weniges berichten und sollte eigentlich die Ueberschrift ändern: „Wie einmal eine italienische Reise zu Stande kam,“ oder etwas dergleichen. Aber das klingt langweilig, mag's also bleiben, wie's ist. Beschreibungen des herrlichen Landes gibt's übergenug. Will der junge Leser sich genauer unterrichten, so bitte er seinen Vater oder seinen Onkel um einen alten Baedeker. Ich muß mich darauf beschränken, das Besondere in der Wanderart unserer drei Freunde und einzelne Vorfälle mitzutheilen, die mir noch lebhaft in der Erinnerung haften.

„So billig wie möglich!“ blieb aus guten Gründen der Wahlspruch der drei wackern Gesellen. Vorsichtig hatten sie Erkundigungen über die Wirthshäuser eingezogen und wählten unter den anständigen immer das bescheidenste. Sie fragten treuherzig nach dem Preise des Nachtquartiers, und gingen, wenn ihnen derselbe zu hoch schien, ein Haus weiter. Oft begnügten sie sich mit einer Kammer und zwei Betten, das breiteste wurde dann mit zwei Mann belegt; streng der Reihe nach genoß ein jeder nur in einer von dreien solcher Nächte die Annehmlichkeit eines besonderen Lagers. Vom Frühstück blieb gewöhnlich gerade so viel übrig, wie von einer Mahlzeit in Kessenich, nämlich gar nichts; „man muß sich stärken für die lange Wanderung, und den Tag über recht wenig ausgeben,“ so hieß es. Recht zufrieden waren sie mit der reichlichen Schweizer Verpflegung zum ersten Frühstück; da gab's guten Kaffee, viel vortreffliche Milch, verschiedenes Brot in Fülle, Butter, Honig und zuweilen noch Käse obendrein. „Nun können wir's wieder ein paar Stunden aushalten,“ sprach dann wohl Franz, sich befriedigt den Mund wischend. „Trink' die Milch vollends aus, Peterchen,“ mahnte August, „dann wirst du nicht so schnell wieder durstig.“ Am besten mundete es natürlich, wenn sie vorher schon nüchtern ein, zwei Stunden in der thauigen Frühe marschirt waren. Tags über genossen sie nur hin und wieder eine Kleinigkeit, ein paar Eier, ein Fleischbutterbrod und ein Glas Wein dazu, machten auch oft den grünen Rasen zu ihrem Stuhl und Tisch, und verzehrten gemüthlich unter freiem Himmel, was sie vorsorglich bei Bäcker und Metzger eingekauft hatten. „Wie das schmeckt! und ist doch so billig!“ sprach Wilhelm. „Gib mir einen Schluck aus der Feldflasche!“ bat Franz. „Man muß auf Fußreisen den Tag nicht durch ein großartiges Mittagessen auseinanderreißen und so die Zeit ver-

schwenden und den Magen beschweren,“ lehrte August der Weise. Und dann strichen sie die Krümlein von ihren Kleidern, hingen den schweren Ranzen wieder um, ergriffen den Wanderstab und schritten erfrischt weiter, ein frohes Lied anstimmend:

„Wem Gott will rechte Gunst erweisen,
Den schickt er in die weite Welt,“

oder das andere desselben echten Dichters, Joseph von Eichendorffs, welches schließt:

„Gedanken gehn und Lieder
Fort bis in's Himmelreich!“

Abends, wenn des Tages Last und Hitze getragen, die willkommene Herberge erreicht war, fand die Hauptmahlzeit statt, und da ließen sie sich nichts abgehen, suchten aber zeitig das Lager auf. War dasselbe verdächtig, so machten sie von ihrem Persischen Insektenpulver Gebrauch. Auch pflegten sie ihre Füße, sie wuschen sie mit Branntwein, sie führten Leinwandlappen und Wachsalbe mit sich; auch Opiumtropfen und ein paar Pülverchen Chinin.

Das ist in den Hauptzügen ihr äußeres Leben, welches ich aus mehreren Gründen nicht übergehen durfte. Denn erstens hängt von dem leiblichen Wohlbefinden in hohem Grade die Fähigkeit zu geistigem Genuße ab, und ferner soll ja gezeigt und erklärt werden, wie man mit geringen Mitteln weit reisen kann. Doch nun zu der anderen Seite, obgleich ich dann und wann noch einmal einen Zug aus der nüchternen, aber mächtigen Alltäglichkeit anbringen muß.

Von Mannheim fuhren sie auf der Eisenbahn nach Basel. Diese schöne, reiche Stadt mit dem alterthümlichen, aus rothem Sandstein erbauten Münster am Ufer des grünen, noch schmalen Rheines gefiel ihnen sehr. „Aber es ist noch nicht die rechte Schweiz!“ belehrte sie August. Die fanden sie dann in Luzern. Die Zinnen und Thürme, die Alpen ringsum, die schnell dahin schießende Reuß mit der überdachten Brücke, und o! die entzückende Fahrt über den Vierwaldstädter See! Rechts der Pilatus, links der Rigi, das Rüttli, die Telskapelle, Flüelen! Nun begann die Fußreise das Reußthal hinauf. Grün die Wiesen, steil die Berge rechts und links. Die Bäche rauschen, das Echo hallt. Immer höher steigen die drei Gesellen, obgleich der schwere Ranzen drückt und die Sonne brennt. Der Postwagen rollt an ihnen vorbei, reiche Engländer und vornehme Russen darin, aber von allen keiner so froh und glücklich wie sie auf eignen Füßen, durch eigne Kraft! Immer wilder und enger wird die Felschlucht, der Pflanzenwuchs läßt nach, jetzt kommen die Schöllenen, finster und schaurig, jetzt

die Teufelsbrücke, über dem schäumenden Wasserfall steht ein Regenbogen, unentwegt, wie ein Himmels-
gedanke über der wirr brausenden Welt, jetzt durch
ein dunkles Felsenthor und in stiller Anmuth liegt
vor ihnen das Thal von Andermatt. Erster Gruf
Italiens, noch diesseits der Wasserscheide. „Albergo
(Herberge) della corona“ steht an einem niedern
Hause. Höher, immer höher, durch kältere Luft,
durch den schweigenden Ernst der Alpenwüste, bis
zum Hospiz. Schneegipfel ringsum, krächzende Adler
und Geier. Und nun hinunter, mit leichtem Schritt
abwärts, gen Italia!

„O, wie eigen wird dem Wanderer, der, entflohn des Nor-
dens Gast,
Nach dem wunderbaren Süden lenkt die frohe Pilgerchaft,
Wenn er von des Gotthards Gipfel, der in ew'gem Eise
schweigt,
Leise durch die Morgendämmerung gen Italien niedersteigt!“

Mit jedem Schritt wird die Gegend reicher
und schöner, man glaubt aus dem Winter in den
Frühling zu gleiten. Airolo, Faide, wie wohlklingend
die Namen! Wasserfälle wie flatternde weiße Bänder
rechts und links, hohe Kirchthürme an den Bergen,
Kastanienwälder, Weinstöcke, Maulbeerbäume. End-
lich blüht der Lago maggiore auf. Wie wohl die
Fahrt auf dem Dampfsschiffe thut nach so langer
Wandlung! Isola Madre, Isola bella schwimmen
wie ein blühendes Märchen in der klaren Fluth.
„War diese Herrlichkeit nicht unser langes Fasten
werth?“ fragt Einer strahlend den Andern. Nun
auf der Bahn nach dem prächtigen Mailand. Be-
wundernd stehen sie vor dem Dom mit seinen hun-
dert Thälern und Thürmchen und Zierathen und
Bildsäulen. „Brabanter Spitzen aus Marmor!“
meint Wilhelm. Jetzt über Pavia und Alessandria
nach Genua. Wie majestätisch die Stadt am Berge
emporsteigt! wie belebt der Hafen. „Genova la
superba!“ murmelt August; sie denken auch an
Schiller und Fiesco. Die Kunstschätze jedes einzel-
nen Ortes, die sie gewissenhaft und mit Gewinn
betrachteten, so viel Zeit und Mittel erlaubten, kann
und will ich nicht schildern; dafür erzähl' ich noch
ein paar andere, lustige Stückchen. Ihren Paß
hatten sie fein sauber in einen dünnen Umschlag
heften lassen; das schützte ihn und verlieh ihnen
selbst ein gewisses Ansehen. Sie mußten ihn oft
vorzeigen, so wenig die meisten Beamten von der
fremden Sprache verstanden. Einer, etwas schlauer
als die andern, verwechselte doch Preußen mit Neu-
ßen oder Rußland. „O,“ sprach er anerkennend,
„Rußia ist ein großes, mächtiges Reich. Wir haben
ja auch im Bunde mit den Türken, Franzosen und

Engländern Krieg gegen euch geführt und Arbeit
genug gehabt.“ Sie hielten's nicht der Mühe werth
ihn aufzuklären. Ihrer Haar-, Haut- und Augen-
farbe nach konnten sie füglich für Südländer gelten.
Das Bißchen Italienisch, welches sie gelernt hatten,
war wenigstens sprachrichtig und rein. So erlebten
sie in Ober-Italien den Triumph, daß jemand sie
fragte: „Dove siete? Di Roma?“ (Woher seid
ihr? Aus Rom?) Das that ihnen wohl.

Von Genua bis Civita Vecchia wollten sie wie-
der mit dem Dampfer fahren, natürlich dritter
Klasse. Aber da erhob sich eine unerwartete Schwie-
rigkeit. „Billete letzter Klasse werden nur an Dienst-
boten gegeben, welche mit ihrer Herrschaft reisen.“
„Warum? Wir wollen und müssen sie haben, wir
können nicht mehr zahlen.“ Der Beamte blickte die
wohl gekleideten und gebildeten Jünglinge theilneh-
mend an und füllte, einen Ausweg findend, das
Formular so aus:

„Die Herren N. N. haben bezahlt:

1. Für ihre Person — — nichts;
2. „ ihr Gepäck — — „ ;
3. „ ihre Pferde — — „ ;
4. „ „ Equipagen — — „ ;
- u. s. w.
5. „ „ 3 Bedienten so und so viel.“

Es kommt wohl selten vor, daß Jemand,
schwarz auf weiß, als sein eigener Diener reist.

Nun schwamm das stolze Schiff aus dem
Mastenwalde des Hafens in das schöne Mittelmeer
hinaus, amphitheatralisch hob sich im Hintergrunde
die prächtige Stadt, um mehr und mehr zu ver-
schwinden; wie Musik schollen in der melodischen
Sprache die Commandos: „Andante! Con forza!“
Die Wogen wallten und leuchteten im vollen Son-
nenglanz, tiefblau schaute der wolkenlose Himmel
hernieder — und für die zahlungsfähigen Gäste
ward ein großer Tisch gedeckt und eine köstliche
Mahlzeit aufgetragen. Dem sahen die armen drei
Bedienten aus bescheidener Entfernung mit stillem
Neide zu, welcher indeß bald durch ein noch viel
besseres Gefühl, durch Schadenfreude, oder ein viel
besseres, nämlich durch Mitleid, verdrängt wurde.
Denn als sich nun auf offener See ein frischerer
Wind erhob und die Wogen höher gingen, da schlich
bald Einer nach dem Andern bleich und unwohl
von der reichbesetzten Tafel weg, um — „die Fische
zu füttern“, wie der zarte Ausdruck für ein sehr un-
angenehmes Vorkommniß lautet. „Gut, daß wir
unser Geld gespart haben!“ lachte Franz. „Kommt
in die Mitte des Schiffs, da spürt man die Schwan-
gungen am wenigsten,“ rieth August der Weise, denn

ganz behaglich war auch ihnen nicht zu Muthe. Dort brachten sie, warm eingehüllt, auch den größten Theil der heitern Nacht zu. Sie landeten, sie legten die letzte Strecke mit der Bahn zurück und waren in Rom.

Dort sollte, als am Höhe- und Wendepunkte der Reise, ein längerer Aufenthalt gemacht werden. Sie mietheten ein Zimmer mit zwei breiten Betten, zählten und rechneten, veranschlagten die Kosten der Rückfahrt und setzten von der zur Verfügung bleibenden Summe jedem täglich ein Bestimmtes aus. Das erhielt er Morgens aus der gemeinsamen Kasse, die wie eine Art juristischer Person betrachtet wurde, pünktlich ausbezahlt, und konnte damit wirtschaften wie er wollte; wer Mittags schweigte, sollte Abends

sie sogar dem heiligen Vater vorgestellt haben — wenn nur jeder eine schwarze Hose gehabt hätte.

Drei volle Wochen, nur zu schnell entflohen, brachten sie in stauendem Genießen zu; dann mußten sie Abschied nehmen von den Riesen- und Meisterwerken alter und neuer Zeit, von St. Peter und Colosseum, von Domen und Palästen, von Bildsäulen und Gemälden und von den stolzen und schönen Bewohnern der Siebenhügelstadt. Gleich Handwerksburschen zogen sie in sieben starken Tagemärschen quer durch den Apennin nach Ancona.

Das war schwer und nicht ganz ohne Gefahr. Oft brannte die Sonne glühend nieder auf den staubigen Weg; manch Kreuzlein zur Seite mahnte, daß hier ein Wanderer durch Mörderhand gefallen



hungrig zu Bett gehen. So schlimm kam's, um das Aeußerliche gleich hier abzuthun, nun wohl nie. Wilhelm sparte gewöhnlich; „Ende gut, Alles gut!“ dachte er, „ich mach' mir einen vergnügten Abend.“ Aber dann schlichen die leichtsinnigern Freunde herbei und baten und schmeichelten, Peterchen hinten und Peterchen vorn, und das Ende vom Lied war bei seiner erprobten Gutmüthigkeit, daß alle drei den Sparpfennig des Kleinen verschmausten.

So stürzten sie sich, nach Belieben einzeln oder gemeinsam, planmäßig oder der Laune und dem Zufall folgend, begierig auf die tausend Wunder der ewigen Stadt. Ich kann und mag nicht beschreiben, was sie alles gesehen und genossen, aber es war viel. Dr. A. zeigte sich sehr freundlich, er würde

sei. Aber „cantabit vaeus coram latrone viator,“ tröstete August, „uns nimmt kein Räuber viel ab.“ Das Geld war allerdings trotz aller Sparsamkeit bedenklich zusammengeschmolzen. Elende Quartiere und mangelhafte Verpflegung dämpften allmählich die frohe Stimmung. Mit jedem Morgen ward das frühe Aufstehen schwieriger. Erst im Wandern verging der erschöpften Glieder Steifigkeit. Man kann in allem zu viel thun, hier war's freilich durch die Umstände geboten. Sie mußten erstens sorgen, immer vor der Nacht eine Herberge zu erreichen, und dann, vor der Abfahrt des Dampfers in Ancona zu sein. Sonst hätten sie besser die Ueberanstrengung vermieden, sie wirkte in mancher Beziehung nachtheilig. Einst begann mitten auf dem Marsche

Wilhelms Nase heftig zu bluten; doch selbst leidend, machten die beiden Andern nicht eher Halt, als bis sie unter den Schatten einiger Bäume gelangten. Das bemerkte mit hohem Mißfallen eine wackere Bäuerin und ließ mit großer Zungensfertigkeit eine Fluth von Vorwürfen gegen die Hartherzigen los. „Ist das eine Art? Seid ihr Christenmenschen? Laßt ihr so euern armen Kameraden im Stich? Ihr Unbarmherzigen, ihr Dickhäuter, ihr Barbaren!“ Dabei wischte sie selbst mitleidig dem Kleinen das Blut ab, und alle, selbst Peterchen, mußten lachen. —

„Lange, lang' hab' ich's getragen,
Trag's nicht länger mehr!“

rief August plötzlich mitten im Gebirg, warf seinen Ranzen nieder und sich daneben und suchte bedächtig die schlechteste Hose aus. „Ich werf' sie weg und erleichtre meine Last!“ sprach er entschlossen. Die Andern folgten seinem Beispiele und jeder hing ein zerrissenes Kleidungsstück als Opfer für die Götter des Wegs an einem Baum auf. Auf Fußwanderungen nur leicht Gepäck! Wenn man recht müde ist, so feilscht man sogar um ein Loth.

Alles in Allem genommen, war diese Woche nicht die schönste Zeit ihrer Reise. Und doch ist es reizend und stärkend, einmal zu erproben und zu zeigen, was man mit Ausbietung aller Kräfte leisten kann.

Und endlich bligte das Meer vor ihnen auf; „Thalatta! Thalatta!“ jubelten sie, wie einst Xenophon und seine Zehntausend: Loretto war erreicht. In der Herberge trafen sie den Oberdiener einer deutschen Fürstin, die sich gerade an diesem Orte aufhielt. Der Biedere begrüßte die Landsleute höchst freundlich, und auch ihnen that der Klang der Muttersprache wohl, so eigenthümlich er dieselbe auch sprach. Er sah den bestaubten Wanderern ihre Stellung und Herkunft nicht an, sondern hielt sie für arme Schlucker, was sie im Grunde zur Zeit auch waren. Zutraulich gab er ihnen den guten Rath, seine Herrin anzubetteln. „Sie ischt nicht wüsch, sie ischt aine knebige Frau, wann sie pai Laune ischt, und hat hot sie ihren kuten Tag.“ Natürlich lehnten sie dankend den wohlgemeinten Vorschlag ab. Doch der freundliche Riese in seiner glänzenden Livrée ließ nicht ab und entwickelte einen andern Plan. Es bestiehe im Kloster eine uralte Stiftung, von Deutschen gemacht, für deutsche Komfahrer und Pilger, so belehrte er sie; darauf hätten auch sie den gerechtesten Anspruch und könnten mit gutem Gewissen einen Zehrpennig daraus annehmen. Der Beutel war schwächig, der Weg noch weit; sie überlegten, sahen sich an, sie errötheten, sie

schwankten, er redete unablässig zu: „Gain Almosen, eine kerechte Forderung, main' Seel!“ Sie sträubten sich noch ein wenig und gaben am Ende nach. „Wer kennt uns hier? Unsere Vorsahren haben das Ding gestiftet. Sehn wir wie Handwerksburschen aus, so dürfen wir das Handwerk einmal grüßen und uns durchsechten. Erquickung thut uns noth, und Stärkung.“

So schritten sie, mit ihren schönen Pässen, zum Kloster hin und durch den engen, kühlen Gang zum Zimmer, Franz voran. Vor der Thür ward's ihm wieder leid, sein Patrizierstolz regte sich: „Ich mag's nicht! Ich thu's nicht!“ flüsterte er und wollte umkehren. Aber da faßte ihn August der Weise: „Keine falsche Scham!“ Auch Peterchen war entschlossen. „Wer A sagt, muß auch B sagen!“ Schon klopfen sie an und wurden eingelassen.

Fünf Minuten darauf traten sie viel vergnügter wieder heraus: unter Umständen sind drei Scudi nicht zu verachten, und so viel hatten sie eingefädelt. Segen über den frommen Stifter!

Antona war nicht mehr weit. Sie schifften sich auf den Flohddampfer nach Triest ein und fuhren von dort nach Venedig. Wieder eine neue Märchenwelt! Die Canäle, die Brücken, die Gondeln, die Paläste, der Marcusplatz, die schöne Riva der Sclavonen — alles das zog wie ein Traum an ihnen vorüber. Gern hätten sie länger hier verweilt. Aber die Zeit drängte, die bedenkliche Schwindsucht des Geldbeutels mahnte zur Heimkehr. Ueber Padua, Vicenza, Verona fuhren sie nach Wälschtyrol. Trient, Bozen und Brixen wurden besichtigt und dann wanderten sie über den Brenner nach Innsbruck. Es waren wieder anstrengende Tage, doch auch durch Lust und Scherz gewürzt. Wilhelm, der Naturforscher, sammelte im Gebirg seltene Steine und Mineralien und schleppte sie treulich mit seiner übrigen Last weiter; fand er später schönere, so warf er die alten weg, um den neuen Platz zu machen, und hat doch schließlich nichts mit heimgebracht. Denn dicht vor München riß die schwerbeladene Tasche, der Inhalt kollerte heraus, und das arme, übermüdete Peterchen fand nicht Kraft und Frische genug ihn wieder aufzulesen. Natürlich ward er von den Andern noch dazu ausgelacht.

Es war Zeit, daß sie München erreichten, Ruhe und Stärkung that allen dreien noth. Doch fürchteten sie, länger als ihnen lieb gewesen wäre, in der bayerischen Hauptstadt vor Anker liegen zu müssen, denn in der einst so wohlgefüllten gemeinsamen Kasse kimperten nur noch ein paar Kreuzer. Sie wollten im Oberpollinger einkehren und heim-

schreiben, man möge sie bald auslösen, denn mit jedem Tage schwoll die Rechnung höher an.

Ein freundlicher Zufall ersparte ihnen langes Warten. Am Tage nach ihrer Ankunft nämlich schlenderten sie zum Bahnhofe, um Fahrplan und Preise zu studiren, und erkannten nach einigem Besinnen in einem jungen Manne, der dort langsam auf- und niederwandelte, ihren alten Schulfreund Ludwig. Derselbe war schon seit Jahren mit seinen Eltern von Köln nach München übergesiedelt und verwunderte sich nicht wenig über dieses unvermuthete Zusammentreffen. „Das ist ein glücklicher Tag für mich,“ sagte er; „mit dem nächsten Zuge kommt auch unser gemeinsamer Freund Hermann,

Tags darauf dampften unsere drei Reisenden der Heimath zu. Wir brauchen wohl kaum zu sagen, daß sie herzlich empfangen und nach den Strapazen und Entbehrungen der langen Fahrt auf's beste gepflegt wurden. Die Wittve weinte, als sie ihren August wieder in die Arme schloß; die dicke Notarin strahlte vor Freude und bestellte alsbald Franzens Lieblingsgericht; der Vater behandelte ihn mit einer gewissen Achtung, fast wie einen Gleichaltrigen, der wunderliche Doctor sprach nicht viel, rückte aber gleich mit seinem Beitrage zur Befriedigung Hermanns heraus; und Wilhelms Mama lud ihn zu Ehren ältere und junge Freundinnen zu einem feinen Kaffee ein und schämte sich der alten Vorhänge nicht.



um einige Semester hier Chemie zu studiren.“ — „Hermann?“ rief August freudig und seine Augen leuchteten: „ein Retter in der Noth! der bringt gewiß einen tüchtigen Wechsel mit — den pumpen wir an!“ Da naht schon brausend der Zug, die Reisenden steigen aus, Ludwig eilt auf seinen Freund zu und umarmt ihn nach der jahrelangen Trennung zärtlich. „Aber wer ist denn da noch?“ ruft Hermann erstaunt und blickt auf die drei sonnenverbrannten, magern, schwarzen Gesellen im Hintergrunde. „Briganten aus Italien!“ entgegnete August näher tretend mit mächtiger Stimme: „Geld oder Blut!“ Hermann lachte und streckte ihnen bereitwillig dreißig Thaler vor. Der Gute! er ist längst todt und hin, und die Erde um einen lebenswürdigen Menschen ärmer.

Natürlich feierten alle das unverhoffte Wiedersehen durch einen guten Trunk echtbayerischen Biers.

Die Romfahrer konnten stundenlang erzählen, sie hatten viel gesehen und erfahren, sie hatten in der schönsten Zeit des Lebens mit frischem Sinn tausend mächtige Eindrücke in sich aufgenommen, die wirksam und unauslöschlich sein werden bis an den Tod. Und nicht der geringste Gewinn war das erhebende Bewußtsein: „Wir haben durch eigene Kraft ein hohes Ziel erreicht und mit geringen Mitteln viel geleistet!“ Denn in vollen acht Wochen hatten sie zusammen nur dreihundert Thaler gebraucht.

„Das ist sehr wenig!“ sagte Eduard, und doch meinte er irrtümlich, ein Jeder habe so viel ausgegeben. „Nein, wir drei zusammen!“ berichtigte Franz ihn nachdrücklich. „Das begreif ich nicht!“ rief der Bewöhnte, „das macht euch der Hundertste nicht nach.“

— Der arme Eduard! Ich muß wohl noch

ein paar Worte über sein späteres Schicksal sagen, und könnte ein Büchlein damit füllen, wenn's nicht zu traurig für junge Leser wäre! Er speiste und trank, er musizierte und malte, er besuchte Theater und Concert, er ritt und fuhr aus allein oder in Gesellschaft, er beschenkte und ließ sich beschenken, er gab Bowlen und Feste, er kaufte Tassen und Gläser und allerhand unnützen Tand — kurzum, er studirte Oekonomie, bis sein Vermögen von vierzigtausend auf ungefähr achttausend Thaler zusammengeschmolzen war, die Wucherer wissen, wie. Da hatten seine Verwandten ein Einsehen und bewogen ihn, die theure Academie mit einem Landstädtchen zu vertauschen, wo er, bei einer wackern Wirthin eingemiethet, immerhin noch als kleiner Rentner leben konnte — etwas Anderes wurde doch nicht aus ihm. Dort hab' ich ihn denn auch noch einmal wieder getroffen. Er ließ nicht nach, ich mußte ihm in seine Wohnung folgen, wohl um mich zu überzeugen, daß er seine prächtigen Möbel noch besaß. „Das kennst du gewiß noch!“ sagte er und schlug einen Accord auf dem schönen Pianino an. „Das Selbstbild hast du auch schon gesehen. Komm, setze dich auf das alte Sopha — du rauchst ja, nicht wahr? — Aber ein Glas Wein mußt du nehmen“ — er schenkte — „ich kann ihn empfehlen. Es ist etwas still hier, besonders im Winter, sonst wohn' ich recht nett.“ Ich stimmte bei und redete freundlich mit ihm, so wehmüthig mir auch um's Herz war. Was hätte nicht werden können aus diesem seelenguten und nicht unbegabten Jünglinge mit seinem Vermögen, bei rechter Zucht!

Das frostige Abendroth verblich. Die frühe Winternacht brach herein, traurig und kalt, ich mußte ziehen. Wir reicheten uns die Hand und haben uns nicht wieder gesehen. Denn einige Jahre später ist er still verschieden, ausgegangen wie ein verglimmendes Licht. —

Wenden wir lieber den Blick noch einmal auf ein schöneres Bild, auf unser Kleeblatt zurück! Das sind andere Kerle, frisch, thatkräftig, gestählt und hoffnungsvoll! Ich darf zwar nicht verschweigen, daß Wilhelm, als die spornende Aufregung des Reisens vorüber war, seine übergroße Anstrengung durch ein heftiges Fieber büßte. Aber Gott, der ihn glücklich hin und her geführt, erhielt ihn auch in der Heimath; die treue Pflege der Mutter, die Kunst des Vaters und vor allem seine gute Natur, seine unverdorbene Jugendkraft stellten ihn bald wieder her. Er lebt noch, hat einen schwarzen Bart wie ein Türke und das eiserne Kreuz, und ist ein sehr gelehrter und angesehenener Mann, wie auch der liebe Franz. Die glänzendste Laufbahn hat aber, wie's so geht, der von Haus aus arme August gemacht, viele Länder und Völker gesehen, viele Sprachen erlernt, einen vollklingenden Titel und eine bedeutende Stellung dicht unter den Höchsten der Erde errungen. Wollt' ich ihn vollständig nennen, lieber Leser, ich glaub', dein Vater würde den stolzen Namen kennen. Doch das geht nicht wohl an. Sollten aber, was ja leicht möglich ist, diese Zeilen einem der drei zu Gesicht kommen, so sei er von dem Erzähler freundlich in alter Liebe und Treue begrüßt.

Der einsame Baum an der Heerstraße.

Von Julius Lohmeyer.

Schau hier den Stamm, den alten,
Im eignen Schattenrund,
Zerspelt und blitzgespalten,
Zerklüftet bis zum Grund.

Doch tief im Kerne blieb er
Gesund und lebensstark,
Und mächt'ge Sprossen trieb er
Hervor aus tiefstem Mark.

Bier Niesenarme langen
Nähn in des Himmels Blau,
Und tragen laubumhangen
Des Astwerks prächt'gen Bau.

Ein steingefasteter Broomen
Am Fuß des mächt'gen Baums
Durchhaucht mit kühlen Wonnen
Die Luft des Dämmerraums.

Wenn rings im Haidelände
Die kahle Flur verdorrt,
Ragt er im Sonnenbrande
Als letzter Schattenhort.

Fern winkt dem Wanderer manne
Sein gastliches Revier,
In seinem kühlen Banne
Aufathmen Mensch und Thier.

In seiner Laubnacht Dämmern
Die Schaar der Schnitter ruht,
Sucht Schutz mit seinen Lämmern
Der Hirt in Mittagsgluth.

Es schallt durch seine Krone
Bis müd' die Sonne scheid,
Zum Preis ihm und zum Lohne
Der Vöglein schmetternd' Lied.

Weißschirmend ragt und labend
Sein Stamm an Segen reich. —
Heil jedem Lebensabend,
O Baum, der keinem gleich!

Von den Thaten und Schicksalen des Deutschen Ordens in Preußen.

Von

Fedor von Köppen.

Original-Zeichnungen von Woldemar Friedrich.

(Fortsetzung.)

IV.

Heinrich, Graf von Plauen.



Der Tag von Tannenberg bezeichnet einen Wendepunkt in der Geschichte des Deutschen Ordens. Nach der Zeit des Aufblühens und der machtvollen Erhebung kam jetzt infolge der Niederlage eine Reihe von Unglücksschlägen über ihn. Die Feinde, welche vordem das Schwert des Ordens gefürchtet hatten, breiteten sich raubend, plündernd, mordend im Lande aus. Die Burgen ergaben sich ohne Widerstand, und die Städte öffneten dem Polenkönige treulos ihre Thore. König Jagiello, der so zaghaft in der Schlacht gewesen, forderte jetzt in gebieterischem Tone alle Untertanen des Ordens auf, ihm zu huldigen und den Eid der Treue zu schwören; die aber solches weigerten, drohte er mit Ernst zu bestrafen, „also daß es Kindeskind noch beweinen solle“. Sein Heereszug ging von dem Schlachtfelde bei Tannenberg über Osterode und Christburg gerade auf Marienburg. Hier, an dem hundertjährigen Hochmeisterstige, wollte der König das Ende der Ordensherrschaft verkündigen.

In dieser Zeit des Schreckens und Verzagens richtete die ganze Kraft des Ordens sich an einem Manne auf, welcher durch Entschlossenheit, Thatkraft und unerschütterliche Festigkeit die Pläne der Ordensfeinde zu Schanden machte. Heinrich, Graf von Plauen, Comthur des Ordenshauses Schwetz, der während der Schlacht bei Tannenberg auf Befehl des Hochmeisters mit einem Heerhaufen von dreitausend Kriegern zum Schutze des Landes Pommerellen (westlich der Weichsel) zurückgeblieben war, vernahm mit tiefem Schmerze die Kunde von dem unglückseligen Tage, dem Tode des Meisters und des Landesammer. Er hörte, wie der Feind bereits dem Haupthause, der Marienburg, sich näherte, und wußte, daß kein Hochmeister dort war, um sie mit starkem Arme zu schützen. Da erwachte in seiner Seele der feste Entschluß, sie, die Königin der Landesburgen, nicht in die Hände der Feinde fallen zu lassen. Ihm

dünkte, daß die heilige Jungfrau selbst, der die Burg geweiht war und deren Bildniß von ihrem Gotteshause niederblickte, ihn zur Rettung herbeirief.

Schon am dritten Tage nach empfangener Nachricht zog Heinrich von Plauen mit seiner kleinen Heerschaar in Marienburg ein. Sein Beispiel wirkte auch auf Andere. So mancher wackere Ritter, der aus der Schlacht ein Fähnlein der Seinigen gerettet oder auf ferner Burg zur Wache gelegen hatte, eilte in den folgenden Tagen gleichfalls zur Vertheidigung des Haupthauses herbei. So wuchs die Zahl des wehrhaften Volkes in der Marienburg bis auf fünftausend. Die Ordensritter aber erwählten einstimmig Heinrich von Plauen zum Statthalter, damit er bis zur Wahl des neuen Hochmeisters dessen Amt verwalte.

Die Noth des Augenblickes erforderte Maßregeln, deren Ausführung dem Herzen des Statthalters schwer wurde. Die Stadt, welche am Fuße des Berges friedlich angebaut lag, vermochte Heinrich mit seinen geringen Streitkräften nicht zu vertheidigen, dem Feinde würde sie Schutz und Deckung gewährt und die Eroberung der Burg erleichtert haben. Darum gebot er, daß Alles, was in der Stadt, in Höfen und Speichern an Vieh, Borräthen, Speisen und Getränken geborgen war, auf die Burg gebracht würde und daß alle Einwohner die Stadt verlassen sollten. Mit schwerem Herzen trennten sich die Menschen von ihren Hütten und Häusern und suchten mit ihrer beweglichen Habe Zuflucht auf der Burg. Von den Zinnen der Marienburg aus sahen sie, wie die Flammen ihre Häuser verzehrten und ihre Vaterstadt in Asche sank. Nur die Johanniskirche und das Rathhaus widerstanden der Feuersglut und ragten nach dem Brande als einsame Trümmer über dem Schutthaufen.

Zehn Tage nach der Schlacht langte der Feind vor der Marienburg an. Der Polenkönig hatte gehofft, daß das Haupthaus ihm eben so schnell seine Thore öffnen würde, wie die übrigen Burgen des Landes; aber der donnernde Gruf, mit dem seine Heerhaufen von der oberen Burg empfangen wurden,

belehrt ihn eines Anderen. Da ließ er rund um die Feste Lagerwälle und Hütten bauen und das Geschütz aufpflanzen. Tag und Nacht dröhnten die Burgmauern von den geschleuderten schweren Wurfsteinen; nur das Herz des Helden, der ihre Verteidigung leitete, blieb unerschüttert. Heinrich hatte mit dem Löwen im Wappen auch des Löwen Muth von seinen Vorfahren geerbt, und sein edles Vorbild beseele mit gleichem Geiste die Ritter der Marienburg. Wenn er jedoch von den Zinnen der Burg das Land rundumher überblickte, wenn er sah, wie die Horden der Litthauer und Tataren jetzt die Felder überschwemmten, auf denen sonst um diese Jahreszeit friedliche Landleute den goldenen Aerntesegen

beugte und in demüthigen Worten um Frieden bat.

„Ich kam nicht mit leeren Händen,“ sprach der letztere, als er des Königs harten Sinn erkannte; „ich biete die Lande Kulm und Pommerellen als Geschenke für den Frieden.“ —

— „Wie kann ich zum Geschenke nehmen,“ versetzte der übermüthige König, „was ich durch Kriegerrecht bereits mein eigen nenne! Gebt mir die Marienburg, dazu ganz Preußenland bis an die Ostsee; alsdann mögt Ihr wiederkommen und sehen, ob Ihr Gnade findet!“

Da regte sich in Heinrich der stolze Muth seines edlen Geschlechts. „Herr König! Ist das Euer letztes Wort?“ fragte er, und als jener unbewegt



in Garben banden, und wie am Himmelsaume die Dörfer und Weiler rauchten, — dann war es ihm, als stiegen die Seufzer des schwer gedrückten Volkes zu ihm empor und als hörte er das Flehen der Frauen und Kinder, deren Gatten und Väter erschlagen waren oder in der Gefangenschaft der wilden Völker schmachteten: „Gieb Frieden, Herr! gieb Frieden!“

Da bekämpfte der stolze Mann den Löwentrieb in seiner Brust; er ging in das Lager der Feinde und verlangte vor den König geführt zu werden. Sagiello empfing ihn in seinem prächtigen Kriegszelte, umgeben von dem Fürsten Witold und den Großen seiner Krone; vor ihm auf dem Tische leuchtete das blankte Reichsschwert. Ein stolzes Lächeln flog über seine Züge, als der Statthalter eintrat, sich vor ihm

blieb, rief er hochaufgerichtet: „Wohlan, so gehe ich in die Burg zurück; Gott und die heilige Jungfrau wird uns retten! Der Plauen aber wird nimmer aus der Marienburg weichen!“ —

Die Worte hörte ein gottloser Heide, der im Zelte des Königs war, und sprach mit Ingrimm für sich: „Die Jungfrau soll sie nicht retten!“ Darauf ging er an seine Donnerbüchse, lud sie und richtete die Mündung gerade auf das hehre Marienbild am Gotteshaufe. Der Schuß krachte los, aber das Rohr zersprang und der frevelhafte Schütze erblindete vor Aller Augen.

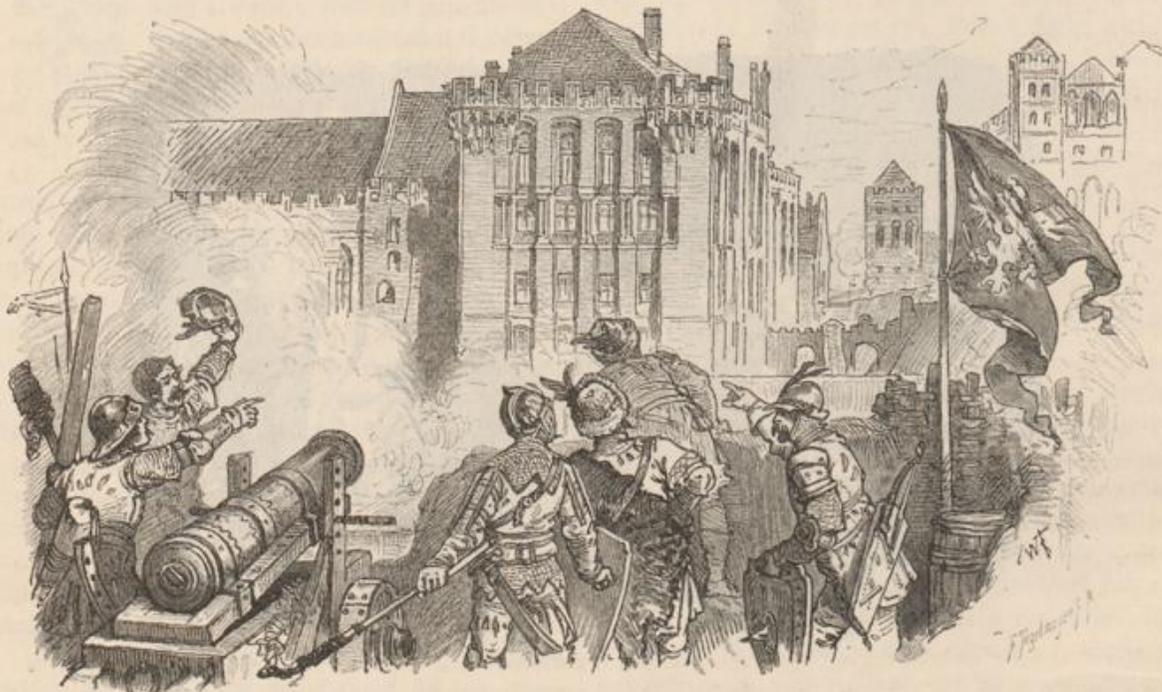
Bald sollte der Polenkönig bitter bereuen, daß er die Friedensanträge schnöde zurückgewiesen. Krankheiten und Seuchen griffen in dem Belagerungsheere um sich und rafften Menschen und Vieh da-

hin, und in der ausgezehnten Gegend fehlten die Lebensmittel zum Unterhalte des großen Heeres, so daß Witold mit den Litthauern das Lager aufhob. Die Polen aber erlitten durch die fortwährenden Ausfälle der Belagerer schwere Verluste.

Da der König im gerechten Kampfe nichts wider die festen Mauern und ihre tapferen Vertheidiger vermochte, so griff er zu den Mitteln der List und des Verraths. Ein bestochener Diener des Statthalters versprach, daß er von der Burg ein Zeichen geben wolle, wenn der Statthalter wieder — wie er zu Zeiten pflegte — mit den Ordensrittern zur Berathung in dem nach der Rogatseite heraus ge-

die Wand über dem Kamin ein.^{*)} Die Ritter nahmen dies als ein gutes Zeichen, daß Gott und die heilige Jungfrau ihnen Schutz verliehen.

Gute Botschaft kam in den nächsten Tagen bei den Belagerten an. Der Ordensmarschall von Livland war mit Heeresmacht gegen die Polen im Anzuge und bereits bei Königsberg eingetroffen, und aus Deutschland naheten Soldtruppen zum Entsatz der Marienburg. Endlich hatte auch der König von Ungarn den Krieg an Jagiello erklärt und war von Süden her in Polenland eingefallen. Unter Trompeten- und Posaunenklang wurden die frohen Nachrichten in der Burg verkündet. Im polnischen Lager



legenen großen Remter der mittleren Burg versammelt sein würde. Das hohe Deckengewölbe dieses Saales ruhte auf einem einzigen Granitpfeiler. Mit dem Einsturze des letzteren mußte daher das ganze Gewölbe zusammenbrechen und Alle, die im Saale waren, unter seinen Trümmern begraben. Eine gewaltige Donnerbüchse ward im polnischen Lager auf dem linken Ufer der Rogat verdeckt aufgestellt und genau in der Weise gerichtet, wie der verrätherische Diener durch Aushängen einer rothen Mütze den Stand des Pfeilers bezeichnet hatte. Als Heinrich von Plauen mit den Seinigen im Remter versammelt war, erfolgte der Schuß. Eine schwere Stein- kugel ging über die Häupter der Ritter hinweg, wenige Zoll vor dem Pfeiler vorbei und schlug in

wußte anfangs Keiner, was die rauschende Musik zu bedeuten habe. Etwas später erhielt jedoch auch König Jagiello Briefe, die wohl nicht sehr erfreulichen Inhalts sein mochten; denn nach Empfang derselben sandte er einen Herold auf die Burg und ließ dem Orden auf Grund der früheren Anträge des Statthalters Frieden bieten. Nun aber antwortete Heinrich voll stolzer Zuversicht: „Sage deinem

^{*)} Dort ist sie noch heutigen Tages zu erblicken, und eine über der Kugel eingemauerte Tafel erklärt ihre Bedeutung in folgenden Verslein:

„Als man zehet MCCCC Jar
Dieß sag ich euch allen fürwar
Der stein wart geschossen in die want
Die sal er bleiben zu einem ewigen pfant.“

Könige, Herold, daß ich nur damals jene Bedingungen für ihn hatte. Will dein König jetzt Frieden, so möge er heimziehen von den Mauern der Marienburg und das Gebiet des Ordens räumen!"

Da mußte sich der übermüthige Polenkönig zum Rückzug entschließen. Nach zweimonatiger vergeblicher Belagerung verließ er mit seinem gelichteten Heere die schwer heimgesuchte Gegend. Die wilden Wogen der slavischen Flut hatten sich für dieses Mal gebrochen an den festen Mauern der Marienburg und dem Heldengeiste ihrer Vertheidiger. In dem befreiten Haupthause vereinigten sich die Gebietiger des Ordens zu einem Wahlkapitel und erkoren einstimmig den Ketter der Marienburg, Heinrich Grafen von Plauen, als den Würdigsten zum Hochmeister des Ordens (9. Nov. 1410).

Nun wurden die Reste des feindlichen Heeres schnell aus dem Lande vertrieben und von den Burgen fiel eine nach der anderen wieder in des Ordens Gewalt. Auf einer Insel der Weichsel bei Thorn wurde der Frieden geschlossen, in welchem Jagiello alle Eroberungen an den Orden herausgab (1. Febr. 1411).

Nur eine harte Bedingung trübte die Freude über den wiedererrungenen Frieden. Der Orden hatte sich willig erklären müssen, hunderttausend Schock Groschen als Lösegeld für die Gefangenen an Polen zu entrichten; aber der Ordensschatz war leer und der Meister bedurfte selbst des Geldes zum Wiederaufbau der zerstörten Burgen und Städte, zum Anbau der verwüsteten Fluren und zur Bezahlung der fremden Söldner im Ordensheere. Zwar ordnete der Meister durch das ganze Land eine Schatzung an, nach der Jedermann — sei es Geistlicher oder Laie, Bürger oder Bauer, Ritter oder Knecht — einen Schoß zu erlegen hatte; auf seinen Befehl mußte auch alles goldene und silberne Tafelgeräth aus den Ordenshäusern und selbst die heiligen Gefäße aus den Kirchen abgeliefert und eingeschmolzen werden; — aber dieses alles genügte noch nicht, um die Habgier des Polenkönigs zu befriedigen, welcher hartnäckig die Herausgabe der Gefangenen verweigerte und mit neuem Kriege drohte.

Noch andere Sorgen beschwerten das Gemüth des Meisters. Er hatte während des Krieges die tiefen inneren Schäden des Ordensstaates kennen gelernt und erkannte es als seine Aufgabe, für ihre Heilung zu sorgen. Darum suchte er während der nun folgenden kurzen Friedenszeit mit aller Strenge die alte Zucht in den Ordenshäusern wiederherzustellen und den Rittern die halb in Vergessenheit gerathene Ordensregel von Neuem zur Befolgung einzuschärfen. Aber die edlen Absichten des Hoch-

meisters wurden nicht verstanden. Schon die hohen Steuern hatten Mißmuth erregt; die Härte, mit welcher er um der höheren Zwecke des Ordens willen manche Maßregel durchführte, steigerte die Erbitterung.

Zu den Unzufriedenen gehörten vor allen die Ritter der Eidechsenoffenschaft. Nicolaus von Kenys, der Häuptling derselben, welcher bei Tannenbergs die Reihen des Ordensheeres schmählich verlassen hatte, nebst einigen anderen Eidechsenrittern und ein pflichtvergessener Comthur, Namens Georg von Wirzburg, stifteten zusammen eine Verschwörung an, deren Ziel es war, sich der Landesburgen und des Haupthauses mit Hülfe fremder Söldner zu bemächtigen und den Meister durch Gift aus dem Wege zu räumen. Der Unterstützung des Königs von Polen glaubten die Verschwörer sich gewiß. Schon waren insgeheim Soldtruppen zu dem Unternehmen geworben, da trieb einen der Mitverschworenen sein Gewissen, dem Hochmeister den verrätherischen Plan zu enthüllen. Ein strenges Gericht traf die Schuldigen. Nicolaus von Kenys mußte das Leben, welches er durch schimpfliche Flucht in der Schlacht gerettet hatte, jetzt unter dem Richtbeil enden. Die übrigen Schuldigen wurden ihrer Güter für verlustig erklärt und geächtet. Aber damit war die Gefahr nicht beseitigt.

Die schwierige Stellung und die vergeblichen Bestrebungen des Hochmeisters Heinrich von Plauen beobachtete mit Schadenfreude König Jagiello von Polen, welcher im Stillen längst wieder gerüstet hatte und nur einen Vorwand suchte um den Krieg von Neuem zu beginnen. Während er die landesflüchtigen Verbrecher unter seinen Schutz in Polen aufnahm, ließ sein Vetter Witold, dem Orden gerade zum Hohne, auf dessen eigenem Gebiete von seinen Litthauern eine Burg erbauen.

Bis dahin hatte der Hochmeister Alles aufgeboten, um dem Lande den Frieden zu erhalten. Als er erkannte, wie die Gegner es doch nur auf die Vernichtung der Ordensherrschaft abgesehen hatten, war er entschlossen, nur mit dem Schwerte in der Hand zu erliegen, und begann die Kriegsrüstungen.

Die Aussicht auf einen bevorstehenden Krieg erregte Schrecken und Bestürzung im Lande, das sich von den Lasten und Leiden des letzten Krieges noch nicht erholt hatte. Die unzufriedenen Ordensritter aber benutzten die vorhandene Gährung, um auf den Sturz des Meisters hinzuwirken, ja, einige von ihnen verweigerten ihm bereits offen den Gehorsam.

Um über die Lage des Landes Rath zu pflegen,

berief Heinrich von Plauen ein großes Ordenskapitel nach der Marienburg (11. Oct. 1413). Die meisten Gebietiger kamen bereits in unfreundlicher Meinung dorthin. Der Meister aber, tief gekränkt durch den Widerstand, welcher ihm bei seinen gerechten Bestrebungen für das Wohl des Ordens und des Landes von den eigenen Unterthanen entgegengesetzt ward, hielt sich von den Berathungen des Kapitels fern. Unmuthig verweilte er auf seiner von Wachen umgebenen Burg, während drüben im Ordenshause die Gebietiger Anklagen auf Anklagen wider ihn erhoben. Sie gaben ihm Schuld, daß er durch sein eigenmächtiges Verfahren ihre Rechte verletz, daß er mit Gut und Blut der Unterthanen ein schönes Spiel treibe und durch seine Kriegspläne das Land in's Verderben stürze. Sein Hauptgegner Michael Rüdmeister von Sternberg, der selbst nach der Hochmeisterwürde Begehren trug, führte den Vorzug; auf seinen Antrieb wurde von dem Ordenskapitel die Absetzung des hochverdienten Meisters beschlossen. Darauf begaben sich die obersten Gebietiger in seine Wohnung hinüber, um ihm den Beschluß des Kapitels anzukündigen.

Mit finsterner Stirne hörte Heinrich von Plauen die Botschaft und legte schweigend das ihm abgeforderte Insigne und die Schlüssel des Hauses in die Hände der Gebietiger nieder; keiner hatte sie treuer verwaltet als er. Wenige Tage darauf (15. Oct.) schied er mit betrübtem Herzen von der Stätte seines ruhmvollen Wirkens.

Das Amt eines Comthurs auf der Engelsburg, welches Heinrich von Plauen übernahm, war nur eine schwache Entschädigung für die verlorene Hochmeisterwürde. Zwar erschien er im folgenden Jahre auf Veranlassung der Gebietiger noch einmal auf der Marienburg und legte vor dem Ordenskapitel in muthvoller Rede Rechenschaft über sein Thun ab; allein Selbstsucht und Leidenschaft hatten bereits die Blicke seiner Richter so getrübt, daß er ein gerechtes Urtheil nicht mehr erwarten konnte. Er mußte vielmehr erfahren, daß sein größter Widersacher Michael Rüdmeister von Sternberg zu seinem Nachfolger gewählt wurde. Zürnend ging er nach der einsamen Engelsburg zurück.

Vor dem Polenkönig hatte Heinrich von Plauen sich einst gedemüthigt, als er ihn für sein Land um Frieden flehte; die Auslehnung seiner eigenen Untergebenen und den kränkenden Spruch der ungerechten Richter vermochte sein Stolz nicht zu überwinden. Finsterner Groll und unverföhnlicher Haß erfüllten seitdem seine Seele und ließen ihn seine Pläne vor der Nachwelt verbergen. Auf den Verdacht hin, daß

er mit den Feinden des Ordens geheime Verbindung pflege, um mit ihrer Hülfe wieder zur Hochmeisterwürde zu gelangen, ward Heinrich auch seines Comthuramtes entsetzt und in strenge Haft nach Brandenburg geführt (22. Mai 1414).

Vergebens verwandten sich mehrere deutsche Fürsten für ihn, vergebens drangen seine Bettern im Voigtlande auf ein gerechtes, mildes Urtheil. Die Gewissensangst seiner Gegner wollte eine Erleichterung seines Looses nicht zulassen. Erst nach dem Tode des Hochmeisters Michael Rüdmeister ward seine Haft gemildert und ihm die einsame Burg Hochstädt am Frischen Haff als Wohnsitz angewiesen, wo der Ketter der Marienburg acht Jahre später in stiller Zurückgezogenheit sein Leben beschloß. In der hochmeisterlichen Gruft des Haupthauses ward die irdische Hülle des unglücklichen Helden beigelegt. Auf seinem Grabstein entziffert der Besucher mühsam die halb erloschene Inschrift: „Im Jahre 1429 starb der ehrwürdige Bruder Heinrich von Plauen.“

V.

Die letzten Kämpfe um Marienburg.

Vier Jahrzehnte waren seit der Regierung des Hochmeisters Heinrich Grafen von Plauen vergangen. Der Krieg, welchen die Gebietiger durch seine Amtssetzung verhüten wollten, war trotzdem hereingebrochen und hatte vieles Unglück über das Land gebracht. Nur für kurze Zwischenzeiten wurden die Streitigkeiten zwischen dem Orden und Polen beigelegt; jeder Hochmeister griff auf's Neue zu den Waffen.

Darüber war das Ordensland verarmt und verödet. In vielen Burgen hausten jetzt fremde Kriegshaufen, und die Städte, in denen ehemals unter dem Schutze der Ordensritter deutscher Fleiß und deutsche Arbeit sich eingebürgert hatten, lebten in offener Feindschaft mit dem Orden. Die reichsten unter ihnen (Danzig, Thorn, Kulm, Elbing u. a.) hatten mit den Rittern der Eidechsen-Gesellschaft und anderen Unzufriedenen vom landsässigen Adel zum Schutze ihrer Freiheit einen gemeinschaftlichen Bund geschlossen, welchen sie den preussischen Bund nannten (1440). Sie hätten ihn richtiger den polnischen Bund genannt; denn sie hatten sich unter den Schutz des Königs von Polen gestellt und erwarteten von ihm Beistand gegen den Orden.

Zu den wenigen Städten, welche dem Orden treu blieben, gehörte Marienburg. Seit der tapferen Vertheidigung des Haupthauses unter Heinrich von Plauen war die Stadt von Neuem aufgebaut und

stark befestigt worden. Auch die Burg war verstärkt worden und mit Geschütz wohl versehen; aber in den Räumen, wo ehemals die Gebietiger des Ordens Rath pflogen, wo der Meister edle Kriegsgäste am Ehrentische bewirthete und Trompetenschall den Aufbruch des Ordensheeres zum Kriegszuge wider die Heiden verkündete, war es öde und still. Zwar der Hochmeister — seit 1450 Herr Ludwig von Erlichshausen — wohnte noch im Hauptthause; aber er schien dort mehr als Gefangener gehalten zu sein denn als Landesherr zu gebieten, und alle Eingänge der Burg waren von fremden Kriegsknechten bewacht.

Auch auf dem Kirchhofe, der von der oberen Burg nur durch den Hauptgraben getrennt war, lagerten Haufen heimatloser Knechte mit Spieß und Hellebarden oder mit langen Schwertern. Es waren Söldner, welche dem Orden im Kriege gegen Polen und den preussischen Bund tüchtige Dienste geleistet hatten. Ein Theil derselben hatte die Marienburg gegen die Polen und Danziger*) tapfer vertheidigt und den Feind nach langer vergeblicher Belagerung zum Abzuge genöthigt; ein anderer Theil unter Führung des tapferen Heinrich Neuf von Plauen, genannt der Jüngere**), hatte vor Kurzem in der Schlacht bei Konitz das weit überlegene Polenheer in die Flucht geschlagen (19. Sept. 1454). Jetzt forderten die Hauptleute den Kriegeslohn, um ihre Fähnlein auszuführen; aber der Ordensschatz war wieder leer und das verarmte Land vermochte keine neuen Steuern aufzubringen. In seiner Geldnoth hatte der Hochmeister mit Beirath der Ordensherren den Söldnern eine Pfandverschreibung auf das Hauptthaus zu Marienburg sammt allen Burgen und Gütern des Ordens ausgestellt, daß sie sich daran schadlos halten dürften, wenn der Sold binnen einer bestimmten Frist nicht zur Auszahlung käme; indessen die Frist war schon zweimal verlängert und die Zahlung nicht bewerkstelligt worden.

*) Das reiche Danzig war diejenige unter den Städten des preussischen Bundes, welche am feindseligsten gegen den Orden auftrat und die Verbindung mit Polen auf das Eifrigste betrieb.

**) Das alte voigtländische Geschlecht der Plauen ging seit Alters in zwei Linien auseinander. Der älteren Linie, den Grafen von Plauen, gehörte jener unglückliche Hochmeister, der Held des vorigen Kapitels, an. Die jüngere Linie nannte sich Neuf von Plauen; alle ihre Glieder führten den Vornamen Heinrich und fügten ihrem Namen je nach dem Alter eine nähere Bestimmung (der Ältere, Mittlere und Jüngere) oder eine Ordnungszahl bei. Der ältere Bruder des obengenannten Siegers von Konitz war zu derselben Zeit Ordensspittler und wird uns im Fortgange dieser Darstellung gleichfalls bekannt werden.

Soeben — es war am Johannistage 1456 — hatten die Hauptleute beim Hochmeister wegen des rückständigen Soldes Beschwerde geführt, und er hatte ihnen wieder nur die leeren Hände gezeigt und Bertröstungen auf die Zukunft gegeben. Darüber war die Erbitterung der Söldner groß. Sie stießen Verwünschungen und Drohungen wider den Orden aus, ja, einige von ihnen sprachen offen, man möge doch die Burg dem Polenkönige übergeben; da würden sie bald zu ihrem Gelde kommen. Die Hauptleute aber forderten entschieden, daß die Bürger von Marienburg ihnen als den Herren den Huldigungseid leisten sollten.

Da begaben sich die sämmtlichen Bürger aus der Stadt in langem Zuge nach dem Kirchhofe, wo die Söldlinge lagerten. An der Spitze schritt ein alter Mann ehrwürdigen Aussehens; er trug das Haupt gebeugt, aber von seiner Stirne leuchtete ein heller, kühner Geist und aus seinen Augen blickte die Treue des deutschen Mannes. Es war der Burgemeister Bartholomäus Blume. Tief bewegt trat er aus der Gemeinde vor und redete die Hauptleute mit ernstern Worten an.

„Edle und gestrenge Herren! Fordert nicht von uns, was wider unsere Pflicht und unser Gewissen ist. Wir sind dem Orden als unserer rechtmäßigen Obrigkeit die Treue schuldig und dürfen keinem anderen Herren den Eid schwören.“

— „Ihr seid ja nur dem Meister durch Eid und Huldigung verpflichtet,“ riefen einige von den Hauptleuten, „und dieser hat euch eures Eides ledig gesprochen.“

„Mitnichten!“ erwiderte Blume, wir sind es dem ganzen Orden, denn auch diesem haben wir geschworen, und als fromme Leute wollen wir solchen Schwur treu und redlich halten.“

— „Hier handelt es sich aber nicht darum, was ihr wollt, ihr Bürger!“ riefen die Hauptleute, „sondern ihr sollt, ihr müßt schwören, oder sehet zu, wie es euch ergehen wird!“

Und wieder sprach der Burgemeister festen Muthes: „Hier stehen wir Bürgerleute, den Tag wird keiner von uns sehen, da wir euch schwören müßten. Eher sind wir sammt und sonders zum Tode bereit!“ —

Die Festigkeit des schlichten Mannes machte tiefen Eindruck auf die Hauptleute. Sie traten zusammen und beriethen sich; aber sie wurden nicht einig, sondern führten zwieträchige Reden untereinander. Die Deutschen sprachen dafür, daß man dem Orden noch länger Zeit geben möchte, um die Geldmittel herbeizuschaffen; aber Ulrich Czirwenka,

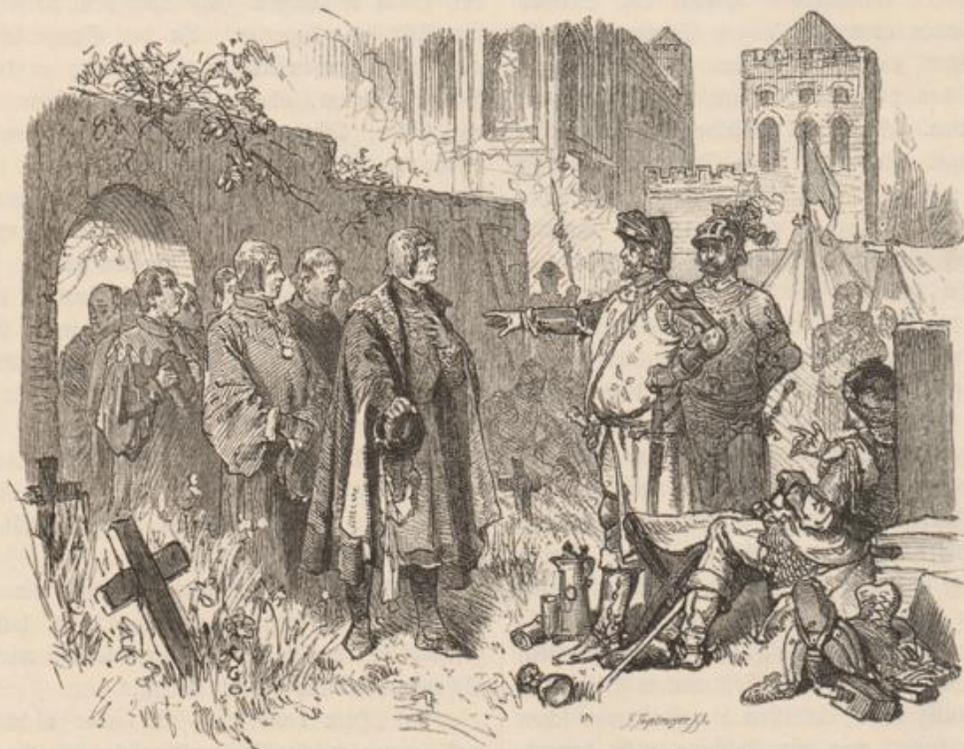
der Böhme, nebst anderen Hauptleuten aus Mähren, Schlesien und der Lausitz wollten von keinem Vergleich hören und beschloßen, mit dem Könige von Polen über den Verkauf des Ordenshauses zu verhandeln.

Der Hochmeister und die Ritter boten Alles auf, um solchen Schimpf von dem Orden abzuwenden. Insbesondere war der Ordenspittler Heinrich Neuß von Plauen, genannt der Aeltere, unablässig thätig für die Erhaltung der Marienburg, dieses Kleinods des Deutschen Ordens. Alle Ordensbrüder, Ritter, Bürger, Bauern, Priester und Kirchen mußten ihre letzte Habe steuern; da war kein

und wer darf es kühnlich wagen, ihr das geweihte Pfand zu entreißen!“ —

Nur die Deutschen ließen sich zu einiger Geduld bewegen, Czirwenka aber und seine Partei betrieben zu Thorn eifrig den Handel mit Polen. Schon war man über den Preis einig geworden, welchen der König von Polen an die Söldner für die Ueberlieferung des Haupthauses und der von ihnen besetzten Burgen zu zahlen hatte*), und auch die Zahlungsstermine waren festgesetzt. Immer näher rückte der Zeitpunkt für die Uebergabe des Haupthauses heran.

Alles Geld, das durch die Bemühungen des



Opfer zu theuer, es mußte gebracht werden. Auch wandte der Neuß sich an die Landmeister in Deutschland und Livland, klagte ihnen die Noth des Ordens und bat dringend um Hülfe. Den Hauptleuten stellte er das Unrecht ihres Beginns vor und beschwor sie, von dem schändlichen Handel abzustehen. „Es hat der Meister“ — schrieb er ihnen — „keineswegs die Macht gehabt, euch das Land zum Verkaufe zuzusprechen, denn es ist ein Reichsland, stehet unter dem Kaiser, der es dem Orden verliehen, und kann allein mit des Kaisers Macht und Willen und mit des Reiches Zustimmung entfremdet werden. Zudem ist die Burg der heiligen Jungfrau gewidmet,

Ordenspittlers aufgetrieben war, reichte kaum hin, um den zehnten Theil der Forderung an die Hauptleute auszahlten. Neuß von Plauen und die edelsten Ordensritter erboten sich, den vollen Sold bis nächsten Martinitag zu entrichten und sich ihnen selbst als Geiseln zu stellen. „Denket doch an euren ritterlichen Sieg und an euere adeligen Thaten,“ schrieb sie, „nehmet als gute und edle Leute unseres Meisters und unsere Erbietung an! Wollet ihr jedoch in euerem bösen Unternehmen beharren, so wissen wir müssen euch nachziehen und das klagen vor un-

*) Er betrug 436,000 Gulden.

ferem Herren dem Kaiser, vor Königen, Kurfürsten, Rittern und Knechten, daß ihr verrätherisch und bösslich an unserem Herrn, dem Meister, und seinem Orden gesündigt habt, auf daß sie sich vor euch, als vor Verräthern ihrer Herrn, behüten und bewahren!" — —

Weder Bitten, noch Drohungen vermochten den

harten Sinn der geldgierigen Söldner zu ändern. Nur einige Hauptleute, wie Heuß von Plauen der Jüngere, Bernd von Zinnenburg, Jörg von Slieven u. A., wollten nicht ihre ritterlichen Namen durch solche Schmach beslecken und sagten den Andern die Gemeinschaft auf.

(Schluß im nächsten Heft.)

Gesang der römischen Legionen.

Von

Felix Dahn.



urch Alpenschnee, durch Partherland
Mit immer steitem Schritte,
Wir tragen mit das Vaterland
Und Römer-Recht und Sitte.

Und wo der Feldherr Lager schlug,
Da kann uns Heimat werden;
Wir folgen unsrer Adler Flug
Und unser ist die Erden.

Und nach dem Sieg das Schwert gesenkt
Und Pflug geführt und Spaten:
Das Land, das römisch Blut getränkt,
Ist römischer Penaten.

Am Euphrat und am Donaustrom
Blüht heil'ger Dienst der Laren,
Und rings ersteht ein kleines Rom
Zum Stammen der Barbaren.

Der Sumpf versiegt, der Urwald fällt,
Nahn sich des Victors Stäbe,
Wir bringen eine schöne Welt:
Den Delbaum und die Rebe.

Wir bauen Straßen von Granit,
Die noch in fernsten Tagen
Den ehernen Schritt, den Siegeschritt
Der Schlachtcohorten tragen.

Denn uns ist aus Drakelmund
Das Schicksalswort verkündet:
So ewig steht im Erdenrund
Das Römerreich gegründet,

So ewig ziehn von Pol zu Pol
Die röm'schen Legionen —
Als am bethürmten Capitol
Die ew'gen Götter thronen.

Sprüche von Friedrich Güll.

O Ruhm, du schillernde Seifenblase,
Du Steinwurfiring im wallenden See,
Du Morgenthau auf schwankem Grase,
Du Fußtrittspur im Frühlingschnee!

Wer immer nur in der Vergangenheit lebt,
Oder nur stets in der Zukunft schwebt,
Der wird die Gegenwart nie genießen,
Und Alles, was Andre freut, wird ihn verdrießen.

Im engsten Winkel, im winzigsten Nest
Gibt's irgend einmal ein lustiges Fest,
Und wenn auch nur Spatz und Spägin mit ihren
Nesthockern 'nen Mailäfer schnabuliren.

Hast du fest dein Kopf am Bügel,
Mag es trozig schäumen;
Fest im Sattel, fest im Bügel,
Mag es sich auch häumen.

Von den Göttern der Germanen.

Von

Werner Sahn.

Original-Zeichnungen von Julius Raue.

(Fortsetzung.)

X. Balder's Tod.

„Ein böser, heimtückischer Gott.“

Vieles fällt uns an den Göttern, welche die Völker in ihrer Kindheit verehrt haben, auf, am meisten aber gewiß, daß es auch böse unter ihnen giebt. „Böse, heimtückische Götter“: wie sollen wir den Ausdruck reimen? In Angst vor dem Neid

setzen, seiner Herr zu werden. Um ihn für die Folgezeit unschädlich zu machen, verschloß ihn Odin in ein unterirdisches Gefängniß.

Hätte er ihn immer dort gehalten! Aber den Göttern fehlte seine Geschicklichkeit in vielerlei Dingen. Namentlich im Verkehr mit den Thursen, deren Feindschaft stärker hervorzutreten anfang, hofften sie Unter-



und der Mißgunst der obersten Herrscher haben alle alten Völker, die an verschiedene Götter glaubten, ihre Tage hingebracht.

Bei unsern Vorfahren war es nicht anders. Und Loki namentlich ist es, der als Böser im Kreise Asgard's, des Götteraufenthalts, gedacht wurde. Gegen die andern Götter selbst erwies sich seine Bosheit.

Anfangs, so erzählen die Lieder, waren er und Odin wie Brüder einander zugesellt. Aber es lag nicht in Loki, ein Bündniß in Treue zu pflegen. Er überhob sich gegen seinen Genossen, und dieser, zum Kampfe herausgefordert, mußte alle Kraft dran

stützung von Loki zu finden. So geschah es, daß Odin nach acht Wintern sich entschloß, ihn wieder in Freiheit zu setzen.

Kaum aber war Loki oben, als er einen unbewachten Augenblick zu einer Frevelthat gegen die Götter benutzte. Zu Sif, der schönen, lockigen Gattin Thorr's, schlich er mit einer Scheere, leise von hinten kommend, und schnitt ihr das Haar ab. Thorr faßte ihn im Zorn und hätte ihm die Glieder alle zerbrochen, wenn Loki nicht geschworen hätte, die Göttin zu entschädigen, außerdem Wunderwerke, herrlichen Schmuck und unüberwindliche Waffen zum Nutzen aller Götter aus den Zauberwerkstätten

der Zwerge herauszuschaffen. Er hielt sein Wort, und also war sein Leben gerettet. *)

Da die Götter gemerkt hatten, welch gefährlicher Gesellschafter Loki sei, wenn er der Freiheit genieße, so gaben sie ihn in Thorr's, des stärksten aller Götter, Befolge und Dienst. Seitdem schien Alles gut und wohl versehen. Aus Furcht vor Thorr hielt Loki seinen bösen Sinn in Schranken.

Doch wer einmal Feind gewesen und namentlich, wer im Kampfe gedemüthigt und gestraft worden ist, läßt vom Grolle nicht. Und Loki sann alle Tage, wie er trotz der Götter Wachsamkeit sich an ihnen rächen, wie er ihnen einen Schmerz zufügen könnte, mit dem er für alle Erniedrigung und Knechtschaft Genugthuung empfangen würde.

Die Gelegenheit zu einem schmählischen Werk hinterlistiger Tücke kam ihm plötzlich. Er griff die Götter bei dem Liebsten an, das sie besaßen. Er raubte ihnen Valder, den schönsten, lichteften und besten der Asen. Er verfuhr dabei so schlau, daß Keiner seine That merkte. Einen Andern ließ er als Schuldigen erscheinen. Er selbst aber ging unangefochten und unbescholten aus der Verwirrung hervor.

Wir werden die größte und verhängnißvollste, zugleich auch die zarteste und rührendste Geschichte vernehmen, die unter den Göttern Asgard's sich zgetragen hat. Von gleichem Schmerze waren sämtliche Asen benommen. Denn wie seinem Vater und seiner Mutter, Odin und Frigg, war Valder allen Geschwistern der geliebteste. Andre von Odins Söhnen waren stärker und unternehmender, Valder aber war der freundlichste, mildeste und beste. In seiner Jugend, bald nachdem sein Vater ihn vermählt hatte, traf ihn der Tod durch Verrath.

Valder.

Wie der Frühling über der Erde aufsteigt — Licht und bunte Farben sind seine Führer, Freiheit, Spiel und Feste trägt er herbei, und Jeder ruft ihm entgegen: „Wie schön bist du! wie glücklich sind wir durch dich!“ — so war es den Göttern, als Valder geboren wurde.

Sie prüften den Leib des Götterkindes: kein Fehl war an ihm. Sie hörten seine Stimme: wie Lieder der Vögel erklang sie. Sie gewährten den Blick seines Auges: wie Strahlen der Sonne ging's von ihm aus.

Frei blieb das Kind von allem Wilden und Dreisten. Immer willfährig war es dem Wort und

*) Wir haben früher davon gehört, Band VIII, S. 57.

dem Winke des Vaters und der Mutter. Eignes zu erstreben lag ihm fern. Den Andern gewidmet, allen Wesen in allen Welten aufmerksam war sein Sinn. Sie zu verstehen, ihnen zu dienen wurde sein Begehren.

Ruhmesthaten zu vollbringen, mit Waffen gegen Feinde zu ziehen, war nicht sein Trieb. Gut schien es ihm, Kämpfe zu schlichten, Feinde zu versöhnen. Vernahmen Kämpfende seine Worte, so sanken ihre Waffen wie von selbst, sie lauschten entzückt dem Wohlklang seiner Beredsamkeit. Begegneten Feinde nur seinem Blick, so wich vor seiner Sanftmuth die Erbitterung aus ihren Herzen.

„Valder ist der beste unter uns!“ sprachen alle Götter. Und sie gingen daran, ihm das Leben herrlich einzurichten.

Eine eigne Halle erbauten sie ihm. Sie nannten sie „Breibadlit“. Denn sie sprachen: „kein Gott blickt weiter und breiter als Valder mit seiner Sanftmuth und Weisheit.“

Sie zimmerten ein Schiff für ihn und nannten es „Ringhorn“. Denn sie sprachen: „möchte Valder jeden Tag wie im Ringe, ja, wie im Horn, das aus Ringen gewunden ist, um alle Welten fahren und alle Wesen mit seinem Gruß erfreuen!“

Und die Götter gaben Zwerge in seinen Dienst, Zwerge, die mit Zauberlichtern alle seine Wege verschönten.

Und Odin erwählte ihm die Jungfrau zur Genossin, Nanna, die zarterzige Göttin. Von Blüthen durchwirrt, einen Schleier über Haupt und Schultern, so wurde sie Valder vermählt.

Wie glücklich lebten Valder und Nanna! Noch glücklicher wurden sie, als Forseti, ein Sohn, ihnen geboren wurde.

Wäre längere Dauer ihrem Glücke beschieden gewesen! Aber kaum, als das Kind der Mutterpflege entwachsen war, da stieg der traurige Tag, auf, den Loki sich erwählte. Keiner der Götter war Loki in seinem Herzen so verhaßt wie Valder, der gute, den Alle liebten.

Balder's Träume.

Es war tief in der Nacht, als Valder einst über unruhigen Träumen erwachte. Er besann sich, und da er inne wurde, daß er geträumt habe, beschwichtigte er sein Gemüth und dachte weiter zu schlafen. Aber vergeblich. Es litt ihn nicht auf dem Lager.

Als die andern Asen ihn so sahen, wurden sie ängstlich und fragten nach der Ursache. Valder aber erzählte, daß er im Traume sich sterben gefühlt habe.

Da kam ein großer Schreck über sie alle. Und weil sie Gewißheit wünschten, sandten sie Boten zu den Traum-deutenden Wesen. Es währte nicht lange, da lehrten sie mit der Meldung zurück: „der Traum künde an, daß Valder dem Tode verfallen sei.“

„Dem Tode verfallen!“ riefen sie alle, „Valder, der so schön ist, daß Niemand ein Fehl an ihm findet! des Augenbrauen so licht sind, daß sie der lichtesten aller Blumen gleichen! von dem es glänzt und strahlt, daß ringsum nirgend Dunkles aufkommt! des Worte so berebt und so voll Milde und Weisheit erklingen, daß Keiner etwas daran ändern mag!“

Und alle Asen traten zusammen und besprachen, was sie thun sollten, um das Verhängniß abzuwenden. Sie beschloßen, alle Wesen zu beschicken und sich Eide geben zu lassen, daß sie Valder nicht schaden wollten.

Frigg selbst, die Mutter der Götter, machte sich auf. Sie trat vor alle Wesen, vor die der Erde, des Meeres und der Luft, und bat sie, daß sie Valder nicht schaden möchten. Und alle, wie vielfach sie waren, das Feuer, die Winde, die Wasser und Erze, die Steine und Bäume, die Sträucher und Thiere, Alles, was geht oder schwimmt, was sich schwingt oder schleicht, und Alles, was lebt und was todt ist, die Krankheiten, Gifte, Alles aus der Zwerge und Thursen Bereich, — sie sprachen alle: „wie gern, wie gern! wir geloben den Eidschwur! Keiner der Götter ist schöner als Valder und keiner der Götter spricht milder und weiser als Valder! wir schützen ihn alle!“

Da jauchzten die Asen auf. „Friede ist in den Welten um Valder! alle Wesen loben und lieben ihn! ein helles Licht erglänzt von Valder's Antlitz, es schwillt bis ans Ende der Welten! Nichts Unreines, nichts Böses giebt es, weil Valder unter uns weilt!“

Wie Valder den Tod fand.

„Wer wollte sich einer Sorge hingeben?“ sprachen die Asen untereinander. „Beschworne Worte sind allen Wesen heilig.“

Und die Steine kamen und sprachen: „versucht es mit uns, wir schaden Valder nichts!“ und die Hölzer kamen: „versucht es mit uns, wir schaden Valder nichts!“ und alle Wesen sprachen dergleichen.

Da stellten die Götter Valder in ihre Mitte und Jeder nahm der Eine einen Stab, der Andre einen Stein, und Jeder hieb oder warf oder stach nach ihm. Es schadete Valder nichts, es schmerzte ihn nicht im mindesten.

Und die Götter riefen: „nun erst sind wir froh! ein Bündniß aller Wesen ist geschlossen! Ein Schreck ist durch Valder's Träume unter uns gekommen, aber zu ewigem Jubel hat er sich umgewandelt.“

Als Loki diese Freude der Asen sah, sprach er bei sich: „dies ist — ich hoffe es — der Augenblick, auf den ich lange gewartet habe. Ich werde die Asen für alle Gewalt, die sie an mir verübt haben, strafen können.“

Und eilig, aus dem Kreise der Götter scheidend, nahm er Gestalt und Sprache einer Frau an, die in Frigg's Diensten stand, und trat in den Saal zur Mutter der Götter.

„Du kommst von den Söhnen Odin's,“ redete Frigg ihre Vertraute an, „was thun die Herrlichen?“

Und Loki, in Gestalt der Magd, antwortete: „Sie stehn im Kreise um Valder, sie lachen und jubeln. Denn was sie auch fassen zum Schlag oder Wurf auf Valder, ihm schadet nichts, ihm thut nichts weh.“

„So ist es,“ sprach Frigg, „die Angst ist ver-scheucht. Alle Wesen lieben Valder, alle haben den Eidschwur gegeben.“

„Ist's wirklich also,“ fragte Loki, „daß alle Wesen aus allen Welten Eide gelobt haben?“

Und Frigg antwortete: „östlich von Walhall über der Wiese wächst auf dem Baume eine Staude, Mistel (Mistelstein). Die schien mir noch zu jung und zu klein, um Eide von ihr zu fordern.“

Kaum daß Loki dies Wort vernommen hatte, da wich er aus dem Saale. Er konnte die Zeit nicht genug beeilen, sein Werk zu vollbringen. Bald stand er wieder unter den Göttern, trat zu Höder, dem Gotte, der, weil er blind war, unthätig zur Seite saß, und sprach zu ihm: „du solltest auch Valder die Ehre erweisen.“

„Du weißt, daß ich blind bin,“ sprach Höder, „es ist mir genug an der Freude der Andern.“

Und Loki sprach darauf: „nimm diesen Zweig, er ist zwar nur klein und schwach — ich werde dich Valder gegenüberstellen — und wirf ihn dann aus!“

Und Höder folgte dem Worte Loki's.

Der Zweig flog hin. Wie schwach er war, er drang in Valder's Brust und durchstach ihm das Herz. Die Asen sahen, wie ihr Liebling wanke und sank. Es kam ihnen vor, als säßen sie selber. Sie waren vom Schreck so getroffen, von Betäubung so benommen, daß ihnen Alles schwand, Gedanke und Sinn und Wort. Sie standen wie steinerne Bilder da, ohne Athem und Zuckung, als wären sie gleichfalls todt.

Endlich löste sich ihr Schmerz in lautes Schluchzen und Wimmern. Schauerlöne schritten in die Welten hinaus und umzitterten alle Wesen: „Balder ist todt! Balder ist todt!“

Frigg's Bitte an die Söhne Odin's.
„Welch Schluchzen und Wimmern kommt näher?“

Und die Aßen, von ihrem Gram erwachend, sprachen: „wer wäre von uns, der all deine Gunst nicht wünschte zu eigen?“

„So eile denn Einer von euch und reite zu Hel, zur Todesgöttin, hinab! er sehe dort nach, ob's wirklich so ist, daß Balder dort sitzt! Dann bitte er die Herrin, daß sie Buße von uns nehme



rief Frigg in ihrer Halle, als sie von ferne die Töne vernahm. Und, eilig aufstehend, verließ sie den Frauensaal und ging zu den Göttern.

„Wehe!“ rief Frigg, als sie, vom Tode starr und bleich, ihren Sohn sah, „ihr schluchzt und weint! und Keiner denkt an Rath und Rettung! wer ist unter euch, der all meine Liebe, all meine Gunst gern hätte zu eigen?“

und Balder den Göttern zurückgebe!“

Und schnell vor Allen sprach Hermod, der jüngste von Odin's Söhnen: „ich schwinde mich gleich aufs Ross und reite hinab und reite den weiten Helweg hindurch, und biete der Herrscherin Buße und bringe dir Balder zurück.“

Die Götter aber wandten sich unterdessen zur Leichenfeier. (Schluß folgt.)

Das Bäumchen und der Eichbaum.

Fabel von Julius Sturm.

Ein Bäumchen, das im Walde seinen Stand
Am Fuße einer mächt'gen Eiche fand,
Beklagte einst sein Schicksal bitterlich.
Da rief die Eiche: „Wie verkenntst du mich!

Ich schütz' dich vor der Sommeronne Gluth,
Vor Sturm und Blitz und wilder Regensfluth.“
„Ja,“ sprach das Bäumchen, „aber Luft und Licht
Zu fröhlichem Gedeihn gönntst du mir nicht.“

Die Schneckenpost.

Märchen von Victor Blüthgen.

Der Abend war kühl und die Luft feucht, denn es hatte einen Gewitterregen gegeben. Die scheidende Sonne blinzelte müde über den Wiesenweg und in den Wald von nassen Grashalmen und Blüthenstengeln zu dessen Seiten, und die Regentropfen, die allenthalben hingen, funkelten wie glühend zwischen dem Grün.

Unter einem fetten Wegbreitblatte saß eine große Schnecke vor ihrem Hause; sie hatte sich satt gefressen und wollte noch etwas nachdenken. Aber es fiel ihr nichts ein. Sie dachte so langsam! Meistens wenn sie einen Gedanken beinahe hatte, war sie so müde von der Anstrengung, daß sie ihn wieder laufen ließ, in ihr Haus kroch und einschloß.

Eben kamen zwei Paar Stiefel vorbei gegangen; von den Leuten, die dazu gehörten, konnte sie unter dem Blatte nichts sehen. Aber sie hörte, was der eine sprach: „Nützlich muß man sich machen in der Welt; seine Gaben und Kräfte gebrauchen muß man, um das allgemeine Wohl zu fördern. So erwirbt man sich Achtung und Liebe. Aber er lebt wie eine Schnecke: wenn er Hunger hat, kriecht er aus seinem Hause, und wenn er satt ist, kriecht er wieder hinein und kümmert sich um nichts.“

Weiter konnte die Schnecke nichts verstehen; aber nun hatte sie einen Gedanken: nützlich muß man sich machen. „Ich werde es thun,“ sagte sie für sich. „Ich werde das allgemeine Wohl fördern; das hätte ich schon lange gethan, wenn es mir nur eingefallen wäre. Aber wie fange ich das an?“ Und nun dachte sie wieder nach und wurde ordentlich eifrig dabei; man sah es daran, daß sie schwigte. Indeß war es umsonst, sie versiel auf keine Idee.

Eben kam ein Johannswurm durch das Gras gekrochen. Er hatte schon seine Laterne angezündet, obwohl der Abend noch hell genug war. Als er die Schnecke so tiefsinnig sitzen sah, kroch er zu ihr hinüber. „Ei ei, noch so spät auf, Frau Gvatterin?“ sagte er. „Sonst ist doch das Haus um diese Zeit immer schon geschlossen?“

„Schweige,“ antwortete die Schnecke ärgerlich, „und störe mich nicht, denn ich denke über eine wichtige Sache nach: ich werde nunmehr das allgemeine Wohl fördern, sobald ich gefunden haben werde, wie ich das machen kann.“

„Welch ein schöner Gedanke!“ rief ganz schwärmerisch der Johannswurm, der sehr feuriger Natur

war. „Ich werde das auch thun. Ich besitze eine Laterne, welche, wie ich glaube, ein recht gutes Licht giebt; man kann dabei fast hundert Grashalme weit sehen. Wie leicht ist es, damit Gefälligkeiten zu erweisen, ja sogar Unglücksfälle zu verhüten!“

„Aber ich!“ sagte die Schnecke. „Es kostet Kopfzerbrechen, ehe sich für mich eine Art findet, wie ich das allgemeine Wohl fördern kann.“

„Du hast ein Haus,“ meinte der andere nachdenklich.

„Richtig,“ antwortete die Schnecke, „aber es hat gerade nur für mich Platz.“

„Ich hab's,“ fuhr der Johannswurm auf, „oben drauf ist Platz genug. Eine Kutsche gäbe das, eine Postkutsche — die ist gar nicht schöner auszudenken!“

„Wirklich! Eine Postkutsche — das ist es,“ sprach erfreut die Schnecke. „Wie glücklich du bist, daß dir alles gleich so rasch einfällt.“

„Und jetzt erst das beste!“ fuhr jener plötzlich fort: „wir werden uns zusammenthun; ich werde Postillon werden und vorn auf dem Rande sitzen, denn zu einer Post gehört ein Postillon, und zwar einer mit einer Laterne. Ich bin wie dazu geschaffen. Ich kann auch die Zügel liefern; nur ein kleines Stückchen von hier hängt etwas Altweibersommer, ganz zusammengedreht, das werde ich dir an die hinteren Hörner binden. Es wird dir gar nicht weh thun.“

„Wie du dir das alles ausdenkst! Es ist ein Wunder,“ meinte die Schnecke in hellem Erstaunen. „Das allgemeine Wohl kann zufrieden sein, daß sich so einer, wie du bist, um dasselbe bekümmert.“ Und sie saß und wartete, bis der Johannswurm den Zügel geholt und die Enden um die Hörner gelegt hatte. Dann stieg der auf das Schneckenhaus, nahm die Zügel, hielt seine Laterne hoch und sagte: „Hü! jetzt kann's fortgehen.“

„Wohin denn aber?“

„Zimmer geradeaus auf den Wiesenweg.“

Die Schnecke kroch vorwärts, und sie war seelenvergnügt dabei, obschon sie sonst die Anstrengungen nicht sehr liebte und jetzt eigentlich ihre erste Schlafzeit war. Die Postkutsche mit dem Postillon darauf nahm sich sehr gut aus; sie war sauber gewunden und polirt, und wenn ihre weiße Färbung auch nicht gerade schneerein war, so lief dafür ein brauner Streif höchst zierlich auf der Höhe der Windungen entlang wie eine Uhrfeder. Dazu gab ihr der

Schein der Laterne eine gewisse grünliche Beleuchtung, welche recht apart ließ. Der Wiesenweg war sehr naß, aber das war der Schnecke eben recht, wenigstens viel lieber, als wenn er staubig gewesen wäre.

„Aha,“ sagte der Johanniskrautwurm oben, „da kommt schon jemand, der uns brauchen kann. Wollen Sie nicht auf unsre Postkutsche steigen, mein Fräulein?“

Es war ein Marienkäferchen, das er anrief, eine kleine dicke Person mit schwarzer Blouse und rothem Rocke, der voller schwarzer Punkte war. Das watete in dem Nothe, und man sah, daß ihm das schwer wurde, denn es blieb manchmal stehen und schaute sich ängstlich um.

„Warten Sie,“ fuhr der Johanniskrautwurm fort, „wir werden gleich bei Ihnen sein. Hü, Frau Gevatterin! Es geht etwas langsam, aber besser schlecht gefahren als schlecht gegangen.“ Und die Schnecke machte eine außerordentliche Anstrengung: nur fünf Minuten dauerte es, da konnte das Marienkäferchen auf die Postkutsche kriechen.

„Sie sind sehr gütig,“ sagte es. „Ich kann doch umsonst fahren?“

„Natürlich,“ nickte der Johanniskrautwurm. „Wir haben uns dem öffentlichen Wohl gewidmet.“

„Davor muß man alle Achtung haben,“ war die Antwort. „Ich möchte gern heute Abend noch zu einer Schwester, die dort in den Kletten wohnt, aber bei dem Wege wäre es wahrscheinlich doch nicht angegangen. Ueberall bleibt man stecken, gar nicht davon zu reden, wie abscheulich man sich die Kleider beschmutzt.“

„Es ist richtig,“ dachte die Schnecke und wackelte vergnügt mit den Hörnern. „Da ist schon eine Person, welche Achtung vor uns hat. Bloß die Liebe fehlt noch, die wird aber gewiß auch noch kommen. Ich hätte nicht gedacht, daß es so angenehm wäre, wenn man Achtung genießt; ordentlich stolz wird man davon.“

Während dem sah das Marienkäferchen oben und puzte mit den Füßchen sein rothes, schwarzpunkirtes Kleid ab. Als es damit fertig war, sah es sich um, und da mußte es seufzen. „Ach,“ sagte es, „wie langsam das geht! Es ist sehr bequem, zu fahren, aber zu Fuße wäre ich schon zehnmal weiter.“

„Das ist wahr,“ meinte der Johanniskrautwurm, „aber man muß auch vorsichtig sein, wenn man auf einem so schlechten Wege fährt; das thun alle Fuhrleute. Uebrigens könnte es auch daran liegen, daß ich keine Peitsche habe; ein richtiger Postillon muß allerdings im Besitz einer Peitsche sein, und ich werde mir gleich eine holen. Brrr! Frau Gevatterin, ich will einen Augenblick hinunter steigen.“

Er zog die Zügel an, die Schnecke hielt und er ließ sich hinab und erwischte ein trocknes Halmchen, das im Wege lag, worauf er seinen Platz wieder einnahm. „So,“ rief er dann, „jetzt kann's weiter gehen; aber ein Bißchen schneller, Frau Gevatterin, weil ich jetzt eine Peitsche habe.“

„Ich werde alle Kraft zusammen nehmen,“ sagte die Schnecke vorn; „unser Passagier soll gewiß zufrieden sein.“ Und nun zog sie mit einem kräftigen Rucke an und schob vorwärts, daß sie vor Eifer das Plumpfen hinter ihr gar nicht hörte. Aber sie hörte etwas anderes und merkte daraus, was geschehen war.

„He, zum Kukul,“ schrie der Johanniskrautwurm, „sehen Sie jetzt, wie gefährlich es ist, auf solchem Wege schnell zu fahren!“ Und das Marienkäferchen jammerte: „Ach du lieber Himmel, mein ganzes schönes Kleid, wie das nun aussehen mag!“ Sie waren nämlich beide durch den unerwarteten Ruck herunter gefallen und gerade in eine kleine Pfütze.

„Ich fahre gewiß nicht weiter,“ sagte das Marienkäferchen, „ich will lieber dort unter einem Blatte die Nacht bleiben und morgen früh weiter gehen.“

„Nein, das dürfen Sie uns nicht anthun,“ antwortete der Johanniskrautwurm, „sonst haben wir gar kein öffentliches Wohl, für das wir sorgen können. Sie müssen unbedingt wieder auf den Wagen steigen; dort werde ich Sie abpußen. Wir haben Gott sei Dank eine Laterne, daß wir ordentlich dazu sehen können. Und das ganze war ja doch ein Abenteuer, und das hat so viel angenehmes! Sie werden noch manchmal davon erzählen; vielleicht werden Sie dadurch sogar interessant.“ Während er das sagte, schob er auch schon das Marienkäferchen zu dem Schneckenhaufe und half ihm hinauf, worauf er die Zügel nahm und ihm nachstieg. Sie waren eben dabei, das schwarzpunkirtte, rothe Kleid zu säubern, indeß die Schnecke sich vorsichtig und kleinlaut weiter bewegte, als sie ein gewisses Schnurren hörten, welches sehr ängstlich klang.

„Oho,“ sagte der Johanniskrautwurm und richtete sich auf, „da ist etwas in Gefahr.“

Er wandte sich um und sah, daß sie vor einer ringsförmigen Pfütze standen, welche ein Stück Weg wie eine Insel umschloß. Auf der Insel konnte man in der beginnenden Dämmerung mehrere Personen erkennen, welche sich hin und her bewegten — wie es schien eine kleine dicke Raupe und ein paar Ameisen. Aber der Hülfseruf kam nicht von denen, sondern von einer Biene, welche, mit den Vorderbeinen an einen Strohalm geklammert, mitten im Wasser schwamm. Sie ruderte zwar was sie konnte,

allein sie kam nicht vorwärts, sondern der Strohalm drehte sich mit ihr immer im Kreise herum.

„Frau Gevatterin,“ schrie der Johannswurm zur Schnecke hinunter, „dort ist Holland in Noth! Eine so schöne Gelegenheit, für das öffentliche Wohl zu sorgen, finden wir nicht leicht wieder. Aber wir müssen mitten durch das Wasser fahren. Was meinst du?“

„Natürlich!“ antwortete die Schnecke; „wenn es nicht zu tief ist?“

Das Marienkäferchen lief vor Angst auf dem Wagen hin und her. „Durch das Wasser wollt ihr fahren?“ wehklagte es. „Nein, dazu bringt ihr mich nicht; ich werde ganz schwindelig, wenn ich in das Wasser sehe. Laßt mich hinunter steigen; ich bleibe irgendwo über Nacht.“

„Wie es gefällig ist,“ sagte der Johannswurm jetzt; „wir brauchen Sie nicht mehr, denn jetzt haben wir öffentliches Wohl die Hülle und Fülle, und es wird wirklich eine gefährliche Fahrt. Steigen Sie nur hinunter und grüßen Sie Ihre Schwester.“

Das Marienkäferchen ließ sich hinab und wartete so schnell es ging nach den Wiesengräfern hinüber. „So,“ riefte der Johannswurm der Schnecke zu, „nun aber vorsichtig, daß der Wagen nicht kippt.“ Und die Schnecke rutschte in das Wasser.

Auf der Insel kam alles an das Ufer und sah zu, wie sie der Biene immer näher gelangten. „Halten Sie sich nur oben,“ schrie der Johannswurm, „Sie brauchen sich gar nicht so sehr anzustrengen. Hier kommt die Post und Sie werden auf einen Wagen steigen können.“ Zum Glück war das Wasser für die Schnecke seicht genug, und der Weg nicht zu weit; nur zehn Minuten brauchte die Biene zu warten, da konnte sie auf das Schneckenhaus kriechen, und dort saß sie ein Weilchen ganz erschöpft und holte immer nur tief Athem. Endlich schüttelte sie sich, daß es stäubte, begann eifrig ihre Gliedmaßen zu reiben und ließ darauf ihre Flügel mit großer Geschwindigkeit zittern.

„Ja,“ brummte sie, „jetzt wird mir wieder wohl. Ich werde Ihnen das nie vergessen, daß Sie mir das Leben gerettet haben. Im ganzen Bienenstock sollen Sie berühmt werden, und ich werde sogar der Königin von Ihnen erzählen. Kann ich Sie mit irgend etwas belohnen?“

„Nein,“ sprach der Johannswurm. „Wir haben uns dem allgemeinen Wohl gewidmet, und da nimmt man keine Belohnung. Aber Sie könnten mir sagen, wie es gekommen ist, daß Sie fast verunglückt wären.“

„Ich hatte ein Abenteuer,“ antwortete die Biene. „Vor ungefähr einer Stunde habe ich einen hitzigen

Kampf mit einem Menschen bestanden, einem von der Art, wissen Sie, welche lange Zöpfe und Unterrocke trägt und kleine leblose Puppen im Wagen umher fährt. Dieser Mensch also schlägt mich mit einem Tuche, was ich mir als Cavalier nicht gefallen lassen kann. „Drauf,“ sage ich bei mir. Ich umkreise ihn, um ihn herauszufordern; diese Herausforderung nimmt er auch an und ich bekomme einen zweiten Schlag mit dem Tuche, daß ich in das Gras falle und ein wenig die Besinnung verliere. Indessen raffe ich mich auf und fliege, theils des Anlaufs wegen, theils um den Feind sicher zu machen, ein Stück weg, worauf ich mich umdrehe und mit Hurrah auf dessen Nase einstürme. Und sehen Sie, wie der Blitz siße ich darauf. Kaum aber lockte ich den Delsch, um einen ordentlichen Dentzettel zurückzulassen, so erschallt dicht unter mir das fürchterlichste Geschrei von der Welt. Keiner von Ihnen hätte es ausgehalten. Meine Füße erlahmen, ich fange an zu wanken und falle hinunter. Mittlerweile dreht der Mensch sich um und begiebt sich unter Zurücklassung allen Gepäcks, welches aus einem Puppenwagen mit Puppe sowie einigen Kirschchen besteht, auf die eiligste Flucht. Den Wagen sammt der Puppe lasse ich natürlich als ungenießbar bei Seite; die Kirschchen hingegen betrachte ich als wohlervorbene Kriegsbeute, und ich kann wohl sagen: sie waren sehr süß.“

„Sie sind von einer heldenmüthigen Tapferkeit,“ sagte hier der Johannswurm. „Ich bewundere Sie. Ich würde niemals so viel Muth haben, auch wenn ich eine Waffe hätte.“

„Hören Sie weiter,“ fuhr die Biene fort. „Nachdem ich also tüchtig getrunken, fliege ich meines Weges. Weiß der Himmel — war es die Regenglust oder hatte ich zu viel Kirschsaft zu mir genommen: kurz wie ich auf das Wasser hier komme, ergreift mich der Schwindel und ich plumpe hinein. Ich schwimme so lange meine Kräfte reichen, aber ich komme nicht an das Ufer; ich erfasse endlich den Halm, aber ich sehe bald ein, daß ich nicht lange mehr im Stande sein werde ihn festzuhalten, denn das viele Wasser schluden macht schwach. Da höre ich Ihren Zuruf — kurz das andere wissen Sie ja.“

„Wie ist Ihnen denn jetzt zu Muth?“

„Ich brauche eine Magenstärkung; am liebsten hätte ich einen Lindenblüthen-Eißör, der erwärmt, und ich glaube, ich kann schon wieder fliegen. Leben Sie wohl; Sie haben Anspruch auf meine volle Dankbarkeit.“

Die Biene flog erst zur Probe auf die Insel, die ganz nahe war, und dann gleich weiter. Nach wenigen Augenblicken war sie in der Dämmerung verschwunden.

Am Ufer standen die Ameisen, als die Schnecke ganz erschöpft auf das Land rutschte. Sie waren sehr schmuck und schlank wie kleine Lieutenants. „Unsre Hochachtung!“ sagten sie. „Wir gratuliren Ihnen; Sie haben der Biene das Leben gerettet und Sie werden berühmt werden, denn die Biene kommt weit herum.“

Die kleine dicke Raupe sagte gar nichts und kam auch nicht näher. Sie war noch jung und etwas schüchtern.

„Wir wollen nur noch etwas ausruhen,“ sprach der Johanniskwurm, indem er abstieg. „Nachher geht die Fahrt weiter. Dies hier ist eine Post, welche sich dem allgemeinen Wohl gewidmet hat, und ich bin der Postillon mit der Laterne. Ich vermute, daß Sie von der Ueberschwemmung überrascht und auf diese Insel festgesetzt wurden, und daß Ihnen daran liegt, über das Wasser zu gelangen.“

„Gevatterchen,“ meinte die Schnecke, „sollen wir nicht bis morgen warten? Ich könnte umfallen vor Müdigkeit!“

„Wo denkst du hin!“ erwiderte der Johanniskwurm. „Eine so schöne Gelegenheit, sich nützlich zu machen, kommt nicht alle Tage, und man muß sie benutzen. Muth, Frau Gevatterin, und Festigkeit! Die Herrschaften rechnen darauf, daß wir ihnen helfen.“

„Ruhen Sie sich nur ein Weilchen aus,“ sprach die eine Ameise. „Sie brauchen sich bei der Fahrt nachher nicht zu übereilen. Ich kann allerdings sagen, daß uns außerordentlich viel daran liegt, heute noch nach Hause zu kommen, da wir eine wichtige Nachricht zu überbringen haben.“

„Siehst du?“ rief der Johanniskwurm feurig. „Diese Fahrt wird eine sehr wichtige sein. Man muß sich's etwas kosten lassen, wenn man das allgemeine Wohl fördern will.“

„Ja ja,“ seufzte die Schnecke für sich, „es ist etwas schönes, aber außerordentlich anstrengend; ich hätte das nicht gedacht.“ Und sie lag eine Weile still und zog die Hörner ein. Inzwischen erzählten die Ameisen von dem großen Regen und der Ueberschwemmung, und wie sie Mühe gehabt hätten, einen erhöhten Punkt zu erreichen, wo sie vor dem Wasser gesichert waren. Sie beschrieben das sehr unterhaltend.

„Man sollte nicht glauben, wie viel Abenteuer in der Welt passiren,“ sagte zuletzt der Johanniskwurm, „und wieviel Gelegenheit man hat sich nützlich zu machen. Aber es wird Zeit, daß wir weiter fahren. Aufsteigen, aufsteigen, meine Herrschaften. Sie wollen doch auch mitfahren, Fräulein?“

Damit rebete er die Raupe an.

„Ach ja,“ antwortete diese, „wenn ich darf. Ich habe großen Hunger und hier wächst gar nichts.“

Deutsche Jugend. XI.

Es wurde schon dunkel, als die Schnecke sich in Bewegung setzte, und der Johanniskwurm ließ seine Laterne mit aller Kraft schimmern. Das Wasser, in das sie kamen, glitzerte davon mit grünlichem Schein, was sich sehr hübsch ansah. Die Passagiere waren schläfrig und sagten nicht viel. Blos einmal bemerkte die eine Ameise: „Ich weiß nicht — es ist mir, als ob es noch ein Unglück gäbe. Ich wollte, daß wir das Wasser erst hinter uns hätten.“

In einiger Entfernung wurde ein Getöse hörbar, welches näher kam. Zugleich flatterte ein Schmetterling herbei, schwebte ein paar Augenblicke über dem Postwagen und setzte sich dann zu der Gesellschaft. „Guten Abend,“ sagte er. „Nur auf einen Augenblick, wenn es erlaubt ist. Ich hörte einen Lärm und habe immer etwas Angst, es könnte das Verhängniß sein, darum habe ich mein Nachtquartier verlassen und werde mir ein anderes suchen.“

Wie reizend er war! Bei der Laterne konnte man es sehen. Seine Flügel waren inwendig so blau wie der Himmel, auswendig aber trug er die zierlichsten bunten Augen darauf. Die Raupe sah ihn nur immer an und sagte endlich leise: „Ach, so schön! Sie sind wohl der Vogel Phönix, von dem sich die Schwalben erzählen?“

„Kleine Unschuld,“ lachte der Schmetterling, „ich bin ja aus der Verwandtschaft!“

„Aber ich sehe doch ganz anders aus,“ meinte die Raupe muthiger. „Ich bin so häßlich; ich werde gewiß niemals Flügel haben.“

„Nur Geduld, Herzchen! Hast du schon ein paarmal deine Kleider gewechselt?“

„Ja,“ sagte die Raupe. „Es that recht weh.“

„Das wird dir noch öfter passiren, meine Kleine; es geht nicht anders. Zuletzt wirst du gar eines Tages in einem bloßen Sack stecken. Wenn dir noch so übel und weh dabei wird, glaube nur nicht, daß du sterben mußt; es ist alles nur ein Uebergang. Hast du den Sack abgestreift, so bist du schön wie ich. Aber das verstehst du nicht, man muß es erlebt haben.“

„Wenn es doch wahr wäre!“ versetzte die Raupe. „Kann ich dann auch fliegen?“

„So viel du willst. Du wirst glücklich sein, sage ich dir. Du brauchst nichts zu essen als Honig, der tausendmal besser schmeckt als die fastigsten Blätter, und du darfst dir die schönsten Blumenpaläste als Wohnung aussuchen. Wir sind die beneidenswerthesten Geschöpfe in der ganzen Welt.“

„Knarr!“ tönte es seitwärts vom Postwagen. Es waren zwei Stiefel, die mit ihrem Besitzer von der Wiese kamen, schwere plumpe Bauernstiefel,

häßlich und schmutzig. Sie traten eben noch ein Stück Graswald nieder, daß es knisterte und krachte.

* Auf dem Postwagen gerieth alles in Aufruhr. „Ich habe es geahnt,“ sagte die Ameise. „Das kann uns das Leben kosten.“ — „Gott, was ist das?“ fragte die Raupe zitternd; und der Schmetterling antwortete: „Es ist richtig das Verhängniß; man muß sich aus dem Staube machen, daß man nicht von ihm erwischt wird. Adieu, Kleine!“ damit flog er fort.

In diesem Augenblicke gewahrte auch die Schnecke die beiden schwarzen Ungeheuer und verlor in der Angst alle Fassung. Blichschnell zog sie die Hörner ein und rutschte unbekümmert um ihre Passagiere in den Wagen hinein: der aber fiel um, und da lag die ganze Gesellschaft im Wasser. Eben patzte der eine Stiefel dicht neben ihnen in die Pfütze, der zweite fuhr über sie hinweg, dann der erste ihm nach — und schon hörte man sie wieder drüben im Graswalde knarren. —

Die Schnecke kam während der ganzen Nacht nicht mehr zum Vorschein. Als sie frühmorgens aus dem Hause kroch, war nur der Johanniswurm bei ihr; vom Wasser war auch nichts mehr zu sehen, das hatte sich verlaufen.

„Guten Morgen, Gebatterchen,“ sagte sie. „An

diese Nacht werde ich mein Lebelang gedenken. Was ist denn aus den anderen geworden?“

„Sie haben die Nacht über auf dem Postkasten gefressen, und in aller Frühe sind sie weiter gegangen. Aber die Mühe, ehe sie alle aus dem Wasser hinauf kamen! besonders die Ameisen rutschten immer wieder zurück. Und gefroren haben wir, daß ich noch ganz steif bin. Aber jedenfalls ist dir das öffentliche Wohl allen Dank schuldig, denn ohne dich wären wir ertrunken.“

„Weißt du,“ sagte die Schnecke, „nun laß mich mit dem öffentlichen Wohl in Ruhe; ich habe genug davon. Eine schöne Sache ist das, und man erwirbt sich Achtung damit und wird sogar vor Königinnen berühmt; aber man hat zu viel Mühe dabei, schreckliche Mühe, und dann kann es auch gefährlich werden, das ist das allerschlimmste. Wenn man sonst seinen Schlaf und sein richtiges Essen hat, so soll man dabei bleiben, das ist jetzt meine Ansicht.“

Sie war schon ein ganzes Stück weiter gefroren, ehe der Johanniswurm sich von seinem Stammen erholen konnte, denn das war die längste Rede, welche sie jemals gehalten hatte. Aber eine richtige Schneckenrede war es!



Der Reiher.

Von Hoffmann von Fallersleben.

Original-Zeichnung von Fedor Zliner.

Wenn spazieren geht der Reiher,
Denkt er über Manches nach,
Ob sich's besser fischt am Weiher
Oder besser noch am Bach.

Endlich hat er sich entschlossen,
Geht zum Weiher hin und fischt,
Und da weilt er unverdrossen,
Bis er einen Fisch erwischt.

Warten, das versteht er prächtig,
Langeweile kennt er nicht;
Was er thut, er thut's bedächtig,
Und Geduld ist seine Pflicht. —

Willst du irgend was erringen,
Lern' vom Reiher mancherlei,
Und Geduld vor allen Dingen
Bestens dir empfohlen sei.

Kurz vor seinem Hinscheiden übersandte der vielbeliebte Kinderliederdichter das obige Gedicht der „Deutschen Jugend“, für die er stets ein so freundliches Interesse äußerte. Wir weisen bei dieser Gelegenheit wiederholt auf die soeben im Grote'schen Verlage erschienene erste vollständige Sammlung seiner Kinderlieder hin.

Der gemeine weiße Mistel oder das Kreuzholz.

(Viscum album L.)

Von Adolf Müller.

Mit Original-Zeichnung von Fedor Hüniger.



Der oder die Mistel, welche in der germanischen Göttersage, besonders bei der von Balders Tod eine so bedeutungsvolle Rolle spielt, ist ein über ganz Mittel-, West- und Südeuropa, nördlich bis in das südliche Norwegen und Schweden verbreitetes Gewächs, ein immer-

grüner Kleinstrauch, dessen zweitheilige Verästelung ein rundes, korallenartiges Gewächs von 30 bis 40 Cm. Breite und Höhe bildet. Die Rinde des Mistels ist glatt, im Alter querverrunzelt, und gelbgrün. Die grünen Blätter stehen am Ende der Zweigspitzen sich gegenüber, sind länglich, vorn abgerundet, wenig oder gar nicht geadert, lederartig und sitzen keilig verschmälert auf den kurzen Stielen. Blüht im südlichen Europa Ende Februar oder März, mehr nördlich im April in gelbgrünen, zu 3—5 in Aehrenform beisammenstehenden Blüthen, wovon die weiblichen und die beträchtlich größeren männlichen meist getrennt auf verschiedenen Mistelpflanzen sitzen. Diesem Blütenstande gemäß gehört die Mistel nach Linné's Systeme in die 22. Klasse, Dioecia, d. h. zweihäusige Pflanzen mit getrennten männlichen und weiblichen Blüten auf besonderen Stämmen. Die im nächsten Frühjahr erst reifende Frucht ist eine milchweiße, schleimige, runde Beere von süßlichem Geschmack in der Größe einer starken Erbse. Einfächerig, enthält sie in ihrem fleischigen Eiweiß ein plattes herzförmiges Samen-

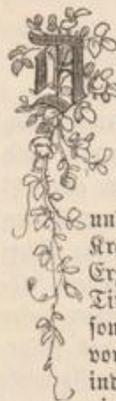
korn. Dieses wird von den Beeren-fressenden Vögeln, namentlich der Misteldrossel, unverdaut in dem Koth hin und wieder auf die Rinde der Bäume abgesetzt und so die Pflanze verbreitet. Zwischen den Rissen der Borke schlägt der Keim des Mistels seine Wurzeln, welche sich nach und nach in die jungen Jahresringe des Holzes zunächst der Rinde immer tiefer verzweigen und dadurch das Wachstum des Nährbaumes beeinträchtigen. Besonders nachtheilig wirkt der Mistel auf die Fruchtbildung der Obstbäume, da er einen für dieselbe so hervorragend wichtigen Bestandtheil, den phosphorsauren Kalk, dem Baum entzieht und in auffallend reicher Menge in seinen Holztheilen ansammelt.

Man nennt den Mistel eine Schmarotzerpflanze, wozu er mit den Kiemensblumen (Loranthus) und dem Wachholdermistel gezählt wird. Der Mistelstrauch kommt nämlich nie auf der Erde vor, sondern stets nur in der Rinde und dem jungen Holze anderer Bäume. Er findet sich vorzüglich auf Obstbäumen, aber auch auf Pappeln, Weiden, Weißdornen, Wallnüssen, Edeltannen, Fichten und Kiefern, seltener auf Eichen und Akazien, manchmal sogar auf dem Weinstock. Der Mistel ist die einzige Pflanze, welche dem allgemeinen Gesetz des Pflanzenwachstums und dem der Schwere entgegen, häufiger mit der Spitze nach unten wächst, während sie die Wurzel, fest mit dem Holz des Baumes verschmelzend, nach oben treibt.

Aus dem zähen, klebrigen Saft der jungen Zweige und Blätter sowie der Beeren bereitet man den bekannten Vogelleim. Auch wurden die jungen Zweige und Blätter früher als Heilmittel angewendet. Der oder die Mistel war unsern Vorfahren heilig und spielte eine Rolle bei den religiösen Ceremonien ihrer Priester, der Druiden. Im Mittelalter und später diente sie als unheimliches Symbol bei Geisterbeschwörungen. In England genießt sie immer noch eine Art von Cultus, und schmückt zu Neujahr die Halle und jedes festliche Gemach. Alt und Jung küßt sich glückwünschend „unter der Mistel.“ So sehen wir die immergrüne Mistel, die so bedeutungsvoll in die Sage von dem Tode des alten germanischen Sonnengottes versflochten ist, bei allen Völkern germanischen Ursprungs immer noch in Ansehen stehen.

Die Landpartie.

Ein Spiel, mitgetheilt von Robert Löwike.



Hiejenigen, welche an diesem Spiel theilnehmen wollen, wählen zunächst einen Spielordner, und am besten jemanden, der das Talent besitzt, schnell eine kurze einfache Geschichte zu erfinden. Der Spielordner stellt sich in die Mitte des Zimmers, die andern setzen sich und bilden mit ihren Stühlen um ihn einen Kreis. Dann überlegt er einige Augenblicke die Erzählung, welche er vortragen will, nennt den Titel derselben und vertheilt die Namen der Personen oder der Dinge, welche in seiner Erzählung vorkommen sollen, unter die einzelnen Mitglieder, indem er jedem aus der Gesellschaft eine Rolle giebt. Er beginnt nun seine Erzählung, und jeder hat die Aufgabe, sobald der Name der ihm zugeheilten Rolle genannt wird, aufzustehen, dem Spielordner eine Verbeugung zu machen und sich dann wieder zu setzen. Wird der Titel der Erzählung genannt, so müssen alle aufstehen, ihre Verbeugung machen und dann wieder Platz nehmen. Wer zu langsam beim Aufstehen ist oder den Namen seiner Rolle ganz überhört, giebt ein Pfand, und die Entscheidung darüber, ob jemand ein Pfand zu geben hat oder nicht, steht allein dem Spielordner zu. Zeigen wir den Gang des Spieles an folgendem Beispiele. Unsere Gesellschaft besteht aus fünfzehn Personen. Karl, der von seinen Geschwistern und Freunden gewöhnlich „Schiller“ genannt wird, ist einstimmig zum Spielordner gewählt worden. Nach kurzem Besinnen erklärt er, er sei fertig, giebt dem kleinen Vortrage, welchen er halten will, den Titel „Die Landpartie“, und vertheilt die Rollen wie folgt:

| | |
|--|-----------|
| Frau Biedermann | Emilie |
| Herr Biedermann | Auguste |
| Fräulein Clara Biedermann | Leopold |
| Studiofus Theodor Biedermann | Marie |
| Studiofus Fritz Flott | Anna |
| Herr Windmüller | Emil |
| Frau Windmüller | Paul |
| Fräulein Martha Windmüller | Johannes |
| Fräulein Niedlich | Gustav |
| Der Buchhalter | Heinrich |
| Eine Gitarre | Franziska |
| Ein Täschchen | Elise |
| Der See | Arthur |
| Ein Wagen | Alfred |

Während Karl erzählt, vermeidet er es, diejenigen anzusehen, welche an der Reihe sind aufzustehen, achtet aber wohl darauf, daß jeder, der es versäumt sich zur rechten Zeit zu erheben, mit einem Pfande bestraft wird. Er beginnt nun so:

Die Landpartie.*)

Um den Theetisch in Frau Biedermann's Besuchszimmer saß eine fröhliche Gesellschaft von neun Personen.

*) Die fettgedruckten Wörter bezeichnen diejenigen Stellen, bei denen der betreffende aufzustehen und sich zu verbeugen

Neben Frau Biedermann, der freundlichen Wirthin, saß Herr Biedermann, dann die Tochter des Hauses Fräulein Clara Biedermann, neben ihr der neugebadene Studiofus Herr Theodor Biedermann und sein Freund Studiofus Fritz Flott. Auf der andern Seite saßen neben Frau Biedermann Frau Windmüller und Herr Windmüller, die getreuen Freunde und Nachbarn des Hauses, dann Fräulein Martha Windmüller und ihre Freundin Fräulein Niedlich. Alle plauderten und lachten vergnügt durcheinander. Als eine kleine Pause entstand, rief Herr Biedermann nachdrucksvoll: „Nun da wären wir ja fast einig. Also! wir machen eine Landpartie!“

„Einverstanden, sagte Herr Windmüller, aber —“
 „Ach, lieber Papa,“ rief Fräulein Windmüller, „nur kein aber. Eine Landpartie ist zu himmlisch.“

„Entzückend!“ flüsterte Fräulein Niedlich.
 „Klassisch!“ rief Herr Studiofus Biedermann.

„Ja, eine Landpartie ist famos, betheuerte Fritz Flott. Ich werde mir auch mein Kapiert mitnehmen und im Freien Lusthiebe schlagen nach Herzenslust. Da darf man doch auch nicht befürchten, daß man gleich jemand das Ohr abschlägt.“

„Ja wohl,“ fuhr Studiofus Theodor Biedermann fort, „etwa so wie Petrus dem Kalchas, würde unser langer Buchhalter sagen.“

„Eine Landpartie ist köstlich,“ seufzte Fräulein Biedermann, wenn wir nur erst —“

„Noch ein Täschchen, verehrte Frau Windmüller?“ fragte Frau Biedermann.

„Danke bestens, meine beste Frau Biedermann,“ erwiderte Frau Windmüller. „Ja, was ich doch sagen wollte, auch ich habe schon immer nach einer Landpartie eine wahre Sehnsucht empfunden. Eine Landpartie ist doch so etwas ganz anderes. Ich möchte sagen, man wird wieder einmal ganz herausgerissen aus dem Wirbel des ewigen Einerlei. Wenn man so den Rauch der geräuschvollen Stadt hinter sich fühlt und auf den blumigen Wiesen oder gar in dem Walde von dem Glockengeläute der Herden begrüßt wird, so ist es, als wenn die Glocken aus der Kinderzeit —“

„Einverstanden,“ sagte Herr Windmüller, „aber —“
 „Nun aber?“ fragte Frau Windmüller scharf. „Bist du denn mit einer Landpartie nicht einverstanden?“

„Freilich, freilich bin ich das,“ erwiderte Herr Windmüller schnell. Aber ich wollte nur sagen, Fräulein Niedlich darf ihre Gitarre nicht vergessen. Nicht wahr, Fräulein Niedlich? Eine Gitarre darf bei keiner Landpartie fehlen, und sie singen uns dann wieder auf dem See so ein recht schönes Mondscheinlied.“

„Zu gütig,“ flüsterte Fräulein Niedlich.
 „Nun, gegen die Gitarre und gegen den Mondschein hätte ich nichts einzuwenden,“ meinte Frau Windmüller, „aber für den See stimme ich durchaus nicht.

hat. Bei dem Worte Landpartie erhebt sich jeder aus der Gesellschaft, verbeugt sich und nimmt dann wieder Platz.

Man kann sich ja ein Vergnügen bereiten, ohne dabei beständig in Lebensgefahr zu schweben."

"Einverstanden," sagte Herr Windmüller, "aber —"

"Noch ein Täschchen, Herr Flott?" fragte Frau Biedermann.

"Wenn ich bitten darf," erwiderte Studiosus Fritz Flott.

"Hier ist der Num, theuerster," sagte Studiosus Theodor Biedermann. "Num ist für den Thee etwa dasselbe, was die Würze für das Leben ist, würde unser langer Buchhalter sagen."

"Immer praktisch, lieber Theodor," sagte Herr Biedermann, "immer praktisch! Wir waren gerade dabei zu überlegen, wie wir eine Landpartie, und zwar eine Landpartie ohne Lebensgefahr arrangiren könnten. Wir könnten ja nach Rüdersdorf fahren."

"Einverstanden," sagte Herr Windmüller, "aber —" "Oder nach dem Grunewald," rief Frau Windmüller.

"Oder nach den Pichelsbergen," rief Studiosus Fritz Flott, "da ist es so gemüthlich."

"Oder nach Grunau," meinte Fräulein Martha Windmüller, "da ist es so himmlisch."

"Oder nach dem Finkenkrug," meinte Fräulein Niedlich, "da ist es so romantisch."

"Ach ja," rief Studiosus Fritz Flott, "und dann könnten unsre jungen Damen, Fräulein Biedermann, Fräulein Windmüller und Fräulein Niedlich unsre Hütte wieder mit Eichenlaub schmücken."

"Ja wohl," fuhr Studiosus Theodor Biedermann fort, "etwa wie die Priesterinnen die dem Oyfertode geweihten Katafomben schmückten, würde unser langer Buchhalter sagen."

"Noch ein Täschchen, Fräulein Niedlich?" fragte Frau Biedermann.

"Zu gütig, verehrte Frau Biedermann," flüsterte Fräulein Niedlich.

"Ach," seufzte Fräulein Clara Biedermann, "mir sollte es schon gleich sein, wohin es geht, wenn wir nur erst auf dem Wagen —"

"Nun, liebe Clara," unterbrach Herr Biedermann, "wir könnten ja auch einmal eine Landpartie mit der Eisenbahn machen. Bürgermeisters haben kürzlich einmal eine Landpartie nicht zu Wagen, sondern mit der Eisenbahn gemacht, und haben sich prachtvoll amüfirt. Am

Sonntag ist ein Wagen ohnehin schwer zu bekommen. Das wäre also alles noch zu überlegen."

"Aber eine Landpartie an einem Wochentage ist viel schöner," meinte Fräulein Martha Windmüller. Da sind wir viel mehr unter uns als am Sonntag."

"Nun," rief Frau Windmüller, "jedenfalls müssen wir Hausfrauen schon einige Zeit vorher wissen, wann die Landpartie eigentlich unternommen werden soll. Eine Hausfrau hat manches zu überlegen. Da muß ein großer Vraton besorgt werden —"

"Einverstanden," sagte Herr Windmüller, "aber —"

"Ich möchte einen Vorschlag machen," unterbrach ihn Studiosus Fritz Flott. "Unser deutscher Lehrer sagte immer: wer etwas genau überlegen will, muß sich eine richtige Disposition machen."

"Wir wollen nun die Debatte in drei Theile theilen.

1) Wohin machen wir die Landpartie. 2) Wann machen wir die Landpartie. 3) Wie machen wir die Landpartie. Das ist eine richtige Dreitheilung und 3 ist eine heilige Zahl, denken wir z. B. an die 3 Männer im feurigen Ofen."

"Ja wohl," fuhr Studiosus Theodor Biedermann fort, "oder — Sem, Ham und Sephtha, würde unser langer Buchhalter sagen."

"Immer praktisch, lieber Theodor, sagte Herr Biedermann, immer praktisch, lieber Herr Flott. Ihre Disposition mag wohl für einen deutschen Aufsatz ganz richtig und passend sein, aber nicht für eine praktische Ueberlegung. Da muß jeder Gedanke, sobald er kommt, jeder Zweifel, sobald er entsteht, erledigt und beseitigt werden. Es muß überhaupt alles wohl erwogen und überlegt werden. Daher schlage ich vor —"

"Aber halt," unterbrach sich hier plötzlich der Spielordner Karl. "Meine Erzählung ist zwar noch nicht zu Ende, aber der Hut, in welchem ich die Pfänder gesammelt habe, ist bereits voll. Daher wollen wir jetzt zunächst die Pfänder eintösen."

Aber, höre ich jetzt manche meiner jungen Freunde und Freundinnen sagen, das ist viel zu schwer, eine solche Erzählung könnte ich, wenn ich zum Spielordner gewählt würde, mir niemals ausdenken.

Das ist wohl möglich, aber wenn nicht eine solche, dann vielleicht eine andere, wie die folgende, die ich im nächsten Heft mittheilen will. (Fortsetzung folgt.)



Sprüche von Otto Sutermeister.

Wie, Wann und Was —
Beim Geben bedenke das.

Wahrmanns Haus
Dauert Feuer und Wasser aus.

Noth hat Gunst verloren,
Noth hat Kunst geboren.

Ein halber Böfewicht,
Wer das Rechte nur thut aus Pflicht.

Sieh nur, wie er sein Thierlein hält;
Gleich weißt du, wie er sich dir gefällt.

Wohlthaten magst du immer empfangen,
Aber nun auch zu vergelten verlangen.

Räthsel.

Von

Friedrich Güll.

1.

Ich bin ein Haupt, doch ohne Kumpf,
Mein Hals ist auch zugleich mein Bein,
Die vielen Behen ohne Strumpf
Streck' in den Boden ich hinein.
Es freut sich höchlich mancher arme Tropf,
Hat er mich manchesmal in seinem Topf.

Mit H statt K trägt mich herum
Im Leben mancher eitle Geck,
Die Leute heißen dann ihn dumm
Und spielen mit ihm „Ed von Ed“
Und „blinde Kuh“ und „Knüttel aus dem Sad“
Und sonst noch allen andern Schabernack.

2.

Kennst du das Stadt- und Landgericht,
Bei dem kein Kläger je erscheint,
Kein Richter je ein Urtheil spricht?
Weßhalb selbst Kinder nicht bekommen,
Hat man zufällig sie geladen,
Und drum auch alle eiligst kommen.

Von

Otto Intermeiser.

1.

Als ihn die Schwarzen hatten gemacht,
Siehe, da strahl' er in weißer Pracht;
Doch schien er nur zu sein auf Erden,
Um alsobald vertilgt zu werden,
Und seine Steinhärte büßen
Zu müssen mit plötzlichem Zerfließen;
Denn über's Meer zwar kam er geschwommen,
Ist aber im Glas dann umgekommen.

2.

Es haben ihrer acht
Zusammen gespielt die ganze Nacht,
Und siehe! des Morgens kam's an die Sonnen,
Daß sie alle achte gewonnen.

3.

Einen Guten — wer hätt' es gedacht?
Hat ein Guter umgebracht;
Hat ihm lachend — wer hätt' es geglaubt?
Abgeschlagen das edle Haupt,
Und ihm — wer hätt' es ihm zugetraut?
Ausgezogen sogar die Haut,
Endlich — es ist nur allzuwahr,
Ihn in's Feuer geworfen gar.

Anflösung der Räthsel Seite 126.

Räthsel von **Friedrich Güll.**

1. Standrecht, Strandrecht.

2. Derb, herb.

3. Meisterhaft, musterhaft.

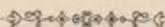
Räthsel von **Wilhelm Fischer.**

1. Schlittschuhe.

2. Korn, Born, Horn, Dorn, Zorn, vorn.

3. Purpur, pur = rein.

4. Brocken, Roden.

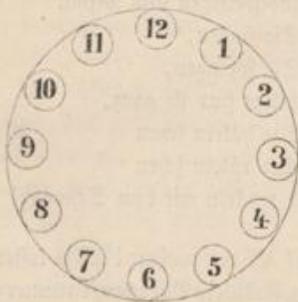




von Robert Löwike.

I.

Auf jeder der 12 Zahlen, welche unsere Figur zeigt, denkt euch ein Zwanzigpfennigstück liegend. Nehmt nun



eine dieser Münzen und legt sie auf eine der andern, jedoch so, daß ihr nicht mehr und nicht weniger als 2 Zwanzigpfennigstücke überspringt. Dann nehmt von den übrigen Münzen wieder eine und legt sie unter derselben Bedingung auf eine andere, und so fort, bis sechsmal je 2 Zwanzigpfennigstücke auf einander liegen, und zwar auf demjenigen Halbkreise, welcher die Zahlen von 1 — 6 enthält.

Bei welcher Zahl muß man anfangen, und wie kann man das Verlangte ausführen?

II.

„Wann ist dein Geburtstag?“ fragte Karl seinen Freund Fritz.

„Du weißt, antwortete dieser, daß mein Geburtstag im April ist; aber das Datum sollst du selbst herausfinden. Wenn ich mir, fuhr er fort, alle Tage meines Geburtstagmonats aufschreibe, bei meinem Geburtstage zu zählen anfange und den siebenten Tag streiche, dann wieder von dem folgenden Tage fortfahre zu zählen und wieder den siebenten Tag streiche, und immer so fort, so behalte ich zuletzt den 15. April übrig.“

Wann ist der Geburtstag?

III.

Wenn ihr euch die beiden nebenstehenden Zahlen genau anseht, so werdet ihr leicht finden, daß jede $7\frac{1}{3}$ der Ziffern 0, 1, 2, 3, 4, 5, 6, 7, 8, 9 ein- $2\frac{2}{3}$ mal in ihnen vorkommt, und daß ihr beim Addiren der Zahlen die Summe 10 erhaltet.

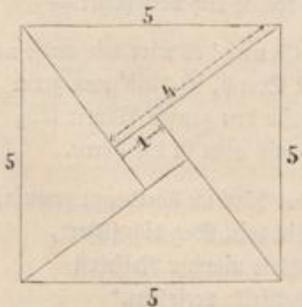
Sucht nun 2 andere Zahlen der Art, deren Differenz 10 beträgt und in denen jede der Ziffern 0, 1, 2, 3, 4, 5, 6, 7, 8, 9 auch nur einmal vorkommt.

IV.

Ein Arbeiter erhielt von seinem Gutsherrn einen jährlichen Lohn von 400 Mark und außerdem 4 Scheffel Roggen. An dem letzten Tage des 5. Monats starb er, nachdem er bereits die 4 Scheffel Roggen, aber noch keinen Lohn erhalten hatte.

Wie viel Geld hatte nun die Wittwe des Arbeiters von dem Gutsherrn zu beanspruchen, wenn der Preis eines Scheffels Roggen 6 Mkt. 20 Pf. betrug?

Anflösung der Knackmandeln Seite 127.



I.

Unsre Figur zeigt, wie die einzelnen Stücke zusammen gelegt werden müssen.

II.

Man legt z. B. das siebente Fünzigpfennigstück auf das zehnte, das vierte auf das achte, das sechste auf das zweite, das erste auf das dritte und das neunte auf das fünfte.

K a z e n h a n d l u n g.

Von Victor Blüthgen.

Zu einer Original-Zeichnung von Oscar Pletsch.



„Fräulein Bärchen mit dem Körbchen, was sucht sie denn wohl?
Sie geht wohl zum Wochenmarkt um Eier und Kohl?“

Hier ist was zu verkaufen, das nehm' sie sich mit.“
„Was hat sie denn im Kleide, meine liebe Frau Schmidt?“

„Drei Schäglein
Von Käglein,
So hatt' ich sie noch nie,
Schwarzpeterle,
Ein Käterle,
Schneeweißchen und Mimi.
Sie singen,
Sie springen,
Gebildet sind sie ganz,
Sie häkeln schon
Und räkeln schon
Und wackeln mit dem Schwanz!“

„Was sie sagt! Ei der tausend! Was kostet denn eins?“
„Zehn Pfennig, Fräulein Bärchen, darunter giebt's keins.“
„Zehn Pfennig? Ei das wäre! Sie ist wohl nicht klug!
Im Mai, in vier Wochen, giebt es Käpchen genug:
Drei Duzend für'n Pfennig, das Stück für'n „Ich bitt'“ —
Behalt sie ihre drei nur, meine liebe Frau Schmidt.“

S t o r c h u n d B ü b c h e n.

Von

Georg Lang.



Aum wird es kalt, so ziehst du fort,
Herr Storch, mit deinen Kindern.
Könnst' ich wie du von Ort zu Ort,
Möcht' auch nicht überwintern.“

Ei, hört mir doch das Büblein da!
So rief der Storch mit Lachen,
Was wolltest du in Afrika
So ganz allein denn machen?

Da ist dir nicht der Fisch gedeckt
Wie hier bei deiner Mutter;
Und was den Störchen trefflich schmeckt,
Wär' dir ein schlechtes Futter.

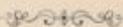
Da sind die Menschen braun gebrannt,
Du sähst sie nur mit Schander;

Nicht Einer in dem heißen Land
Verfünde dein Geplauder.

Und wolltest du im klaren Nil
Der Hitze dich erwehren,
So käm' wohl gar ein Crocodil
Und wollte dich verzehren! —

„Genug! es wird mir angst und bang,
Herr Storch, ich bleib' nun gerne
Dahem den ganzen Winter lang
Und will nicht in die Ferne.“

Und hätt' ich überhaupt gewußt,
Wohin dein Weg dich führet,
Ich hätte nimmer Reiselust
Nach Afrika verspüret.“



Ein Windspiel als Vermittler.

Erzählung von J. Stielner.

Original-Zeichnungen von Eugen Klimsch.



Nun dem geräumigen, mit Büchern, Kupferstichen und Bildern reichgeschmückten Arbeitszimmer eines der bedeutendsten Buchhändler von Paris saßen am hellflackernden Kaminfeuer zwei Männer behaglich im freundschaftlichen Gespräche. — Der eine, wohl schon nahe an den Sechzigern, ein rüstiger, stattlicher Mann von ernstem, ja etwas finstern Aussehen, war Bonneval, der Chef des Hauses, ein Mann von anerkannter Rechtlichkeit und musterhafter Ordnung im Geschäfte. Wohlmeinend aber streng gegen seine Untergebenen, oft heftig und barsch, war er darum von ihnen nicht minder gefürchtet als geachtet. Der andere, ihm gegenüber sitzend, aus dessen feinen, edlen Zügen unendliches Wohlwollen sprach, war der Dichter Jean Pierre Claris de Florian, einer der vorzüglichsten und liebenswürdigsten französischen Schriftsteller des vorigen Jahrhunderts und einer der edelsten Menschen, die je gelebt haben.

Florian hatte soeben seinem Buchhändler den letzten Bogen des Manuscriptes seines neuesten Werkes, Numa Pompilius, zweiter König von Rom, überbracht, von welchem bereits die ersten gedruckt und mit großem Beifall aufgenommen waren. Während sie sich hierüber besprachen, trat Antonio, der Commissionär des Hauses, in's Zimmer. Er hatte den ganzen Tag über die große Stadt Paris nach allen Richtungen durchwandert, um die Aufträge seines Herrn zu besorgen und die Ausstände desselben einzukassiren. — Antonio zögerte, als er Florian erblickte. „Lassen Sie Sich nicht stören, Antonio, die Geschäfte gehen vor Allem,“ — rief dieser ihm freundlich entgegen, indem er nach einem neben ihm liegenden Buche griff und darin blätterte, indessen Antonio Bericht erstattete über die erledigten Aufträge und die eingenommenen Summen verrechnete. — „Und die sechshundert Francs?“ — rief Bonneval mit finstrem Blick, als Antonio Miene machte sich wieder zu entfernen. „Herr,“ erwiderte dieser schüchtern, indem er den unbezahlten Schuldschein überreichte, — „der Schuldner bittet dringend um Nachsicht, er —“

Deutsche Jugend. XI.

„Abermals! So laß' ich ihn einklagen,“ unterbrach ihn Bonneval zornig. —

„Ach, Herr, der Mann ist seit drei Monaten krank, hat Frau und vier Kinder, die er mit seiner Hand ernähren soll, und kann nun nichts verdienen.“ —

„Thut mir leid,“ fuhr der Buchhändler, schon etwas milder gestimmt, fort, „aber im Geschäfte muß Ordnung sein.“ —

„Wer ist der Mann, dessen Sie Sich so warm annehmen, Antonio?“ fragte theilnehmend Florian, indem er das Buch weglegte und sich gegen Antonio wandte.

„Es ist ein Künstler aus Languedoc,“ erwiderte dieser lebhaft, „ein Mann von Ehre, nur oft zu leichtgläubig, zu dienstfertig gegen sogenannte Freunde, die ihn dann mißbrauchen.“

„Aus Languedoc, also mein Landsmann im engsten Sinne des Wortes,“ — versetzte Florian; „er ist krank und Familien-Vater? — Gut, ich übernehme die Schuld, — sechshundert Francs, nicht wahr, wenn ich recht gehört habe?“

„Ja, sechshundert Francs,“ erwiderte etwas betroffen der Buchhändler, — „es ist eine Anleihe, die er mittelst Anweisung auf den Inhaber gemacht hat und die an Zahlungsstatt in meine Hände kam; ich selbst kenne den Mann gar nicht.“ —

„Wohl denn, so schreiben Sie die sechshundert Francs von der Summe ab, welche ich als Honorar für meinen Numa von Ihnen zu erhalten habe, lieber Bonneval.“

„Wie Sie befehlen; ich werde demnach die Anweisung auf Ihren Namen umschreiben, quittiren und Ihnen allsogleich übergeben.“

„Nein, keineswegs, ich will den Schuldner gar nicht kennen, und auch er soll meinen Namen nicht erfahren,“ sprach Florian weiter, „es genügt mir, daß er Familien-Vater, hilfsbedürftig und überdieß mein Landsmann ist. Behalten Sie die Schuldverschreibung in Händen, lieber Bonneval; — bezahlt der Schuldner, — gut, so werden Sie es mir sagen; bezahlt er nicht, — auch gut; nur geben Sie mir Ihr Wort, ihn niemals zu mahnen.“ — Bei diesen Worten erhob sich Florian, reichte freundlich dem Buchhändler die Hand zum Abschied, und rief ihm unter der Thüre nochmals zu: „Vergessen

Sie nicht, daß mein Name verschwiegen bleiben muß.“ —

Mit einem dankbaren Blicke begleitete Antonio den edlen Dichter, der ihm selbst eine Sorge vom Herzen genommen hatte; — mehr wagte er nicht auszusprechen.

Florian, geboren den 6. März 1755, war der Sohn eines hochgeachteten, aber wenig bemittelten Edelmanns in den Ebenen; seine Mutter, eine Spanierin, verlor er, bevor er das erste Jahr zurückgelegt hatte. Doch bewahrte er ihr zeitlebens ein zärtliches Andenken, und versicherte oft, daß der Schmerz, sie nicht gekannt zu haben, einen Schatten auf sein ganzes Leben werfe. Aus Liebe für sie lernte er mit großem Eifer spanisch, und seine Uebersetzungen spanischer Dichterwerke sind noch immer unübertroffen. Von seinem Vater frühe zum Militär bestimmt, kam er in das Regiment des edlen Herzogs von Penthièvre, eines Fürsten, welcher durch die ausgezeichneten Eigenschaften des Charakters vielmehr noch als durch seine glänzende Stellung und seinen Reichthum im höchsten Ansehen stand.

Der Herzog hatte kaum den jungen Offizier kennen gelernt, als er große Zuneigung für ihn empfand, und je mehr er dessen seltene Begabung erkannte, desto lebhafter wurde der Wunsch, ihn ganz in seiner Nähe festzuhalten. Er bot ihm die Stelle eines Hofcavaliers in seinem Hause an, in seinem Herzen hatte er ihm längst die Stelle eines Freundes zugewendet, und Florian nahm mit Freuden das Anerbieten seines Gönners an. Sein Dienst ließ ihm für seine schriftstellerischen Arbeiten hinreichend Muße und Unabhängigkeit, und der Gehalt, den er vom Herzoge bezog, reichte für seine Bedürfnisse so vollkommen aus, daß der Ertrag seines Fleißes ganz der Wohlthätigkeit gewidmet war. — Florians Werke, wenn auch jetzt nicht mehr so viel gelesen wie früher, haben durch die Schönheit der Sprache, durch die tiefe Innigkeit und Reinheit der Empfindung gewiß einen bleibenden Werth für alle Zeiten. Wie sehr aber wird derselbe noch dadurch erhöht, daß diese Geisteswerke zugleich zu thätigen Liebeswerken für seine leidenden Mitmenschen sich gestalteten. Wie viele Thränen wurden durch sie getrocknet, wie viele Waisen unter sicherer Obhut zu guten, glücklichen Menschen erzogen, wie mancher Kranke gelabt, wie manche hilflose Wittve oder irgend ein in Noth gerathener Familien-Vater getröstet. Florian that dieß, so viel nur immer möglich, im Stillen, ohne gekannt sein zu wollen, was ihm dadurch auch häufig gelang, daß er es war, dem der Herzog die reichen Spenden,

die er täglich an Bedürftige verabreichte, größtentheils zur Vertheilung übergab. So war es denn fast immer der Herzog, in dessen Namen Florian auch seine eigenen Gaben verabreichte. Wie groß auch die Summen waren, die aus der fürstlichen Kasse flossen, — die Armuth ist ein unergründliches Meer, und so blieb dem edlen Dichter immer noch Gelegenheit genug, mit den eignen Ersparnissen Wunden zu heilen. —

Vier Monate waren verflossen seit jenem Abende, und Florian hatte die Anweisung und die sechshundert Francs gänzlich vergessen. Nicht so aber sein Schuldner, Queverdo, ein sehr talentvoller junger Künstler, der sich als Kupferstecher bereits einen ehrenvollen Ruf erworben hatte. Nichts ahnend von Florians großmüthiger Vermittlung, glaubte er sich noch in der Schuld des Buchhändlers. Kaum von einer schweren und langwierigen Krankheit so weit genesen, daß er sein Zimmer verlassen konnte, suchte er denselben auf, um ihm für die geschenkte Nachsicht zu danken, zugleich aber auch, ihn um abermalige Verlängerung zu bitten, da seine erschöpften Kräfte ihm noch gar wenig zu arbeiten erlaubten. In einem halben Jahre aber wollte er gewissenhaft Kapital und Zinsen erstatten. — „Beruhigen Sie Sich, mein Herr,“ erwiderte Bonneval, „ich freue mich Ihnen sagen zu können, daß Sie mir nichts mehr schulden, da Ihre Anweisung bereits vor vier Monaten eingelöst wurde.“

„Wie, und von wem?“

„Von Jemand, der nicht genannt sein will und der Ihnen Frist giebt, so lange Sie wollen. Ja, das ist ein bequemer Gläubiger, ich möchte fast wetten, er hat die ganze Sache schon längst vergessen,“ setzte lächelnd Bonneval hinzu.

„Aber Sie begreifen,“ erwiderte Queverdo mit bewegter Stimme, während eine tiefe Röthe sein erst so blaßes Antlitz überflog, „Sie begreifen, daß ich als Künstler und Mann von Ehre einen solchen Liebesdienst, wie sehr ich ihn auch zu schätzen weiß, von einem Unbekannten nicht annehmen kann. Ich bitte Sie daher dringend, mir meinen Wohlthäter zu nennen.“ —

„Ich habe Ihnen bereits gesagt, daß er mir dieß ausdrücklich verboten hat.“

„Nun, so zwingen Sie mich, mein letztes Kleinod, ein kleines, kostbares Bild, an dem ich mit ganzem Herzen hänge, zu veräußern, um diese Schuld zu tilgen.“ —

„Das wäre denn freilich ganz und gar gegen seine Absicht,“ erwiderte Bonneval, halb mitleidig, halb ärgerlich. — „Nun, so mögen Sie denn in

Gottes Namen wissen, daß es Florian ist, der Ihre Schuld übernommen hat, und Sich dabei beruhigen, daß er als Ihr Landsmann sich besonders dazu veranlaßt fühlte.“ —

„Florian!“ rief Queverdo sichtbar erleichtert; „ich hätte das eigentlich errathen sollen, obgleich ich ihn nicht persönlich kenne, da ich weiß, daß er schon mehreren meiner Kunstgenossen in ähnlicher Weise ein rettender Engel gewesen. Aber ich werde ihn kennen lernen, und er soll es erfahren, daß er seine Großmuth an keinen Unwürdigen verschwendet hat.“ —

Mehrere Monate waren inzwischen wieder vergangen, und Queverdo war noch immer außer Stand seine Schuld zu tilgen. Florian arbeitete damals an seinen Novellen, die, wenn auch nicht zu den bedeutendsten, so doch zu den lieblichsten und besten Erzeugnissen seines Talentes gehören. Er hatte eben die erste derselben, Claudine, beendet und gern dem Wunsche des Herzogs entsprochen, dieselbe Abends, in einer eigens dazu gebetenen Gesellschaft, vorzulesen, da es ihm von Bedeutung war, den Eindruck zu beobachten, welchen sein Werk auf diesen ausgewählten Kreis edler Menschen hervorbringen würde. Der Erfolg übertraf alle Erwartungen. Alles drängte sich um den so hochverehrten Dichter, ihn mit Lobsprüchen und Glückwünschen überhäufend. Vor Allem aber erfreute ihn der warme, aufrichtige Beifall seines edlen Fürsten und der beiden jugendlichen Fürstinnen, die den Mittelpunkt des kleinen Hofes bildeten, der Tochter des Herzogs von Penthièvre und seiner Schwiegertochter, der schönen und tugendhaften Prinzessin von Lamballe, der treuesten Freundin der unglücklichen Königin Marie Antoinette. Unter den Zuhörern befand sich auch ein junger Page des Herzogs, Alfons, der an jenem Abend den Dienst hatte und demzufolge hinter dem Stuhle seines Gebieters stehend, der Vorlesung beiwohnte. Mit Aug' und Ohr lauschte er derselben, kein Wort ging ihm verloren; tief rührte ihn Claudinens Unglück, er wünschte nur ihr beistehen und den Verräther bestrafen zu können, der so viel Jammer über sie gebracht. Immer hatte er Florian, wie Jeder, der den edlen Mann näher kannte, innig verehrt; nun aber steigerte sich dieses Gefühl zu einer wahren Begeisterung; er konnte kaum etwas Andres denken und reden, und wohin er kam, erzählte er von jener Vorlesung, die er fast wörtlich wiederholte. Auch Florian nahm warmen Antheil an seinem jungen Freund und Verehrer, der mit dem heitern Jugendmuth ein tief inniges Gefühl und ein kindlich reines Gemüth verband. Alfons hatte seine Aeltern verloren,

der Vater war auf dem Schlachtfeld gefallen, die Mutter frühe gestorben; sein einziger noch lebender Verwandter war ein alter pensionirter Oberst, der ein kleines Häuschen ganz nahe bei dem Palaste des Herzogs besaß und bewohnte. Er war ein großer Kunstfreund und Kenner; alles was er erübrigen konnte, wurde zum Ankauf von Bildern und andern Kunstgegenständen verwendet. Bei diesem brachte Alfons jede freie Stunde zu; er half ihm seine Bilder aufhängen und putzen, seine Kupferstiche ordnen, und war zu allen kleinen Diensten bereit, da er selbst große Freude an dessen Kunstschätzen hatte, was ihm denn ganz besonders die Liebe des alten Herrn gewann. Meistens kam er mit Florians Hund, einem schönen Windspiel Diana genannt, das fast sein steter Begleiter bei allen Ausgängen war und dem er alle möglichen Kunststücke lehrte, weshalb denn auch das kluge Thier dem jungen Page nach seinem Herrn am meisten zugethan wurde. So kam er denn auch wenige Tage nach jenem Abende mit Diana zu dem Oheim, als Queverdo bei demselben eintrat, ein kleines aber sehr werthvolles Bild von Velasquez unter dem Arm tragend, welches er dem alten Obersten zum Kaufe anbot. Dieser betrachtete es einige Zeit, erklärte es freimüthig als ein wahres Juwel und fragte nach dem Preise. „Zu jeder andern Zeit,“ sprach Queverdo, „hätte ich es nicht unter hundert Ducaten hergegeben, — bezahlen Sie mir heute die Hälfte, so sollen Sie es haben.“ — Diese letzten Worte sprach Queverdo mit bewegter Stimme, und konnte nicht verhehlen, wie schwer es ihm würde, sich von dem kostbaren Bilde zu trennen. —

„Aber, wie kommen Sie auf den Gedanken,“ versetzte der Oberst, „ein Bild, das Ihnen so lieb ist, um den halben Werth herzugeben?“ —

„Freilich nur unter dem Drucke der äußersten Nothwendigkeit,“ erwiderte der Künstler. Er erzählte nun, wie eine langwierige Krankheit seine Kräfte und seine Geldmittel erschöpft hatte, so daß er nur mit Mühe den nöthigen Unterhalt für sich und seine Familie erwerben, unmöglich aber trotz aller Anstrengung und Sparsamkeit den Betrag seiner Schuld an Florian erübrigen konnte, dessen Großmuth ihn doppelt verpflichtete dieselbe endlich abzutragen.

„Wie, Florian ist es, dem Sie die sechshundert Francs schulden,“ rief lebhaft der Page, „und um dessentwillen Sie Sich ihres kostbaren Bildes entäußern wollen? Ach, thun Sie das nicht, mein Herr, Sie wissen nicht, wie sehr ihn das Opfer betrüben würde, das Sie bringen wollen. Erlauben Sie mir mit dem edlen Dichter darüber zu sprechen,

und ich bin überzeugt, daß er Ihnen Aufschub gewährt, so lange Sie wünschen."

"Nein, nein," erwiderte Queverdo, "nicht nur um meines edlen Wohltäters, auch meiner eigenen Ruhe willen muß die Schuld endlich getilgt werden, und ich habe leider keine Aussicht, dies auf andre Weise zu erreichen."

Alles schwieg einen Augenblick, es schien als ob Jedes auf einen rettenden Ausweg säume. Nach einigen Sekunden nahm Alfons wieder das Wort, um Florians Herzengüte und Edelmut zu rühmen und mehrere Beweise davon mitzutheilen; man sprach auch von seinen Werken, und Alfons erzählte, daß demnächst eine

Sammlung Novellen von ihm erscheinen würde, welche seinen Dichterruhm noch erhöhen müßten; er schilderte den glänzenden Erfolg, welchen seine Vorlesung der Claudine in dem ganzen Hofzirkel hervorgebracht hatte, und wiederholte die Erzählung so treu aus dem Gedächtnisse, daß seine beiden Zuhörer ihm mit der gespanntesten Aufmerksamkeit

folgten. Als er zu Ende war, ergriff Queverdo seine beiden Hände.

"Sie haben mir Ihre Vermittlung angeboten," rief er mit bewegter Stimme; "wohlan denn, ich nehme sie an, nur in andrer Weise. Wollen Sie mir beistehn, so gelingt es mir vielleicht doch, ohne mich dieses meines kostbaren Bildes zu entäußern, meine Schuld gegen Florian abzutragen, in einer seines großmüthigen Benehmens und meiner unbegrenzten Dankbarkeit nicht unwürdigen Art. Ich kann Ihnen jetzt nicht mehr sagen," fuhr er fort, "aber wollen Sie Sich heute über acht Tage zur selben Stunde wieder hier einfinden, so sollen Sie alles erfahren." — Bei diesen Worten ergriff Queverdo wieder seinen Velasquez, während ein Strahl von Glück und Freude über sein erst so kummervolles

Antlitz leuchtete. Ein beglückender Gedanke schien ihn ganz zu erfüllen.

Alfons versäumte nicht, zur bestimmten Stunde mit seiner treuen Begleiterin Diana an Ort und Stelle zu erscheinen. — Am folgenden Tage saß Florian in seinem Arbeitszimmer, dessen Thüre nur angelehnt war, und schrieb an seiner zweiten Novelle Cölestine, die sich bereits ihrer Vollendung näherte, als unbemerkt Diana hereinkam, und, als hätte sie ein Bewußtsein von der Wichtigkeit ihrer Mission, sich ihrem Herrn näherte und den Kopf auf die Armlehne seines Stuhles legend, ihn mit den klugen

Augen anschaute, als wollte sie selbst sich derselben entledigen. Mit Erstaunen bemerkte Florian eine kleine Mappe von braunem Leder, nur mit einem Bande am Halse des Hundes befestigt. Er nahm sie ab und öffnete sie. Wie groß war seine Ueberraschung, darin eine fein gestochene Kupferplatte und mehrere sehr gelungene Abdrücke zu finden, worauf er augenblicklich die Hauptscene aus Claudine erkannte. Ausdruck und Stellung der

Hauptpersonen sowohl, als alle Nebenumstände waren so fein und richtig aufgefaßt und so treu wiedergegeben, daß Florian im höchsten Erstaunen ausrief: "Fürwahr, wäre die Zeichnung nach meiner eigenen Angabe gemacht, sie könnte nicht treffender, nicht meiner Vorstellung entsprechender sein. Aber von wem kann das kommen? — Kein Name, und Diana als Botin! — Sollte Jemand aus der Gesellschaft des Herzogs mir wohl diese sinnige Ueberraschung bereitet haben? Nun, das Räthsel wird sich lösen." —

Einige Tage später hatte Florian seine zweite Novelle vollendet und las sie ebenfalls dem Herzoge vor, diesmal aber nur im engsten Familienkreise, und ohne vorhergehende Verabredung. Acht Tage darauf, als er wieder an seinem Schreibepulte saß und arbeitete, kam in gleicher Weise Diana in sein



Zimmer und überbrachte ihm eine zweite, ganz ähnliche Mappe mit einer Kupferplatte und einigen Abdrücken, Cölestine vorstellend, wie sie verkleidet und unter fremdem Namen in das Gefängniß ihres Gatten dringt, ihm Trost und Hoffnung zu bringen. Auffassung und Ausführung des Bildes waren bis ins Kleinste so richtig, treu und vollendet, wie das erste Mal. Florians Erstaunen war aber um so größer, als ja dieses Mal sein Zuhörerkreis nur aus dem Herzoge und den beiden Prinzessinnen bestanden hatte. Sollte der erstere, oder eine von diesen, irgend einem von den Künstlern, welche Zutritt in den fürstlichen Familienkreis hatten, den Auftrag gegeben haben? Es schien ihm kaum denkbar, und doch kannte ja Niemand außer ihnen die Erzählung. — Florian berichtete dem Herzog und den beiden Prinzessinnen den Vorfall, welche sämmtlich sein Erstaunen und den Wunsch, den geheimnißvollen Urheber zu kennen, mit ihm theilten. Alle Hausbewohner wurden befragt, die ganze Dienerschaft vernommen; — aber nicht die leiseste Spur, die zu einer Entdeckung hätte führen können, war zu finden.

Bei der warmen, wahrhaft väterlichen Theilnahme, welche der edle Fürst sowohl der Person als den Werken dieses Dichters zugewendet hatte, war es wohl natürlich, daß er stets die erste Kenntniß von seinen Leistungen erhielt. So hatte denn auch Florian kaum seine dritte Novelle, *Selico*, vollendet, als der Herzog den Wunsch aussprach sie sogleich lesen zu hören.

Die Vorlesung fand in einem Gartenpavillon statt, welcher durch einen kleinen, ausschließlich nur zum eigenen Gebrauche des Herzogs bestimmten Gang mit seinen Gemächern zusammenhing, und zwar nur in Gegenwart des Herzogs und seiner Schwiegertochter, der jungen Fürstin von Lamballe.

Die unverkennbare Rührung und Theilnahme, mit welcher die erlauchten Zuhörer der Erzählung folgten, in der Florian so ergreifend die aufopfernde Liebe und Treue eines edlen Sohnes schildert, waren wohl der schönste Lohn und das höchste Lob, das ihm zu Theil werden konnte.

„Sie haben Sich diesmal selbst übertroffen, lieber Florian,“ rief der Herzog, „das heißt, Sie haben Sich selbst, vielleicht unbewußt, geschildert. Glücklich der berühmte, gefeierte Dichter, von dem man sagen kann, daß er als Mensch doch noch höher denn als Dichter steht, glücklich diejenigen, denen er angehört!“

Mit diesen Worten drückte der Herzog seinem Liebling mit Wärme die Hand, und schritt der Thüre zu, die Florian sich beeilte dem Gebieter zu

öffnen. In demselben Augenblicke aber sprang zur allgemeinen Ueberraschung mit einem Satze Diana durch dieselbe herein, abermals die wohlbekannte Mappe am Halse tragend.

„Wie, hier in diesen Räumen?“ rief Florian betroffen. „Nun lassen Sie uns auch sehen, was der geheimnißvolle Bote diesmal bringt,“ sprach der Herzog, indem er sich wieder setzte, und die Prinzessin einlud ein Gleiches zu thun, während Florian die Mappe öffnete.

„Nein, das gränzt an Zauberei!“ rief dieser im höchsten Erstaunen. „Erst diesen Morgen habe ich den letzten Federstrich an dieser Erzählung gemacht, mit Niemand habe ich darüber gesprochen als mit Ew. Hoheit, und hier liegt das treue Abbild meiner Gedanken vor mir, in Kupfer gestochen in vollendetster Ausführung.“

„Die Sache ist allerdings seltsam genug,“ erwiderte der Herzog, indem er aufmerksam und mit Wohlgefallen die gelungenen Abdrücke betrachtete und die geistvolle Wiedergabe der soeben mit so vielem Interesse vernommenen Dichtung bewunderte. „Indeß,“ fuhr er fort, „glaube ich doch die Spur gefunden zu haben, die uns zur Lösung dieses Räthfels führen könnte. Lassen sie Alfons rufen; ich sah denselben in letzter Zeit sehr häufig in Begleitung Dianens ausgehen, und müßte sehr irren, wenn er uns nicht näheren Aufschluß in der Sache ertheilen könnte.“

Der Page erschien alsobald, und Florian theilte ihm das Vorgefallene mit, das ihm so ganz ungreiflich erschien, so wie die Vermuthung, daß er dabei betheiliget sei, und bat um Aufschluß. Alfons bemühte sich seine Verlegenheit und das ihm anvertraute Geheimniß durch eine scherzhaft ausweichende Antwort zu verbergen; er versicherte, daß, ungeachtet des zwischen ihm und Diana bestehenden Freundschaftsbundes, diese ihm doch noch niemals etwas von ihren Geheimnissen anvertraut habe, daher er außer Stand sei dieselben zu verrathen.

„Genug des Scherzes nun, Alfons,“ rief der Herzog freundlich aber ernst, „alles hat seine Gränzen, Herr von Florian kann und soll nicht länger mehr der Gegenstand dieses räthselhaften Scherzes sein, wie sinnig und liebenswürdig derselbe auch betrieben wird. Ich bin vollkommen überzeugt, daß Sie bei dieser Sache betheiliget sind, sagen Sie uns daher, was Sie davon wissen.“

Da blieb denn freilich dem armen Page kein Ausweg mehr übrig, als Alles zu gestehen. Ausführlich erzählte er den ganzen Hergang der Sache, dabei natürlich auch den ersten Anlaß, Florians Großmuth gegen den ihm ganz unbekanntem Künstler.

Er schilderte das lebhafteste Verlangen Queverdos, dieselbe um jeden Preis zu vergelten, sein Zusammentreffen mit demselben bei dem alten Oheim wenige Tage nach der Vorlesung, die ihm einen so unauslöschlichen Eindruck hinterlassen; wie er geglaubt im Sinne des edlen Dichters zu handeln, indem er dem Schuldner behilflich war seine Schuld zu tilgen, ohne das schmerzliche Opfer seines Kleinodes bringen zu müssen. Da nun der erste Versuch so glücklich gelungen, habe er in den Stunden, wo er wußte, daß Florian bei dem Herzog beschäftigt und er daher nicht in Gefahr war überrascht zu werden, sich in dessen Zimmer geschlichen, die auf seinem Schreibtische liegenden Manuscripte durchgelesen und deren Inhalt dem glücklichen Queverdo so treu als möglich mitgetheilt, der sich dann immer gleich seine Aufzeichnung gemacht und an die Arbeit gesetzt habe.

„Ihren Selico aber,“ fuhr er gegen Florian gewendet fort, „hätten mich fast die Thränen fertig zu lesen gehindert. Wie rührend schildern Sie die Liebe und die Opfer, die man einer Mutter schuldet; wie schmerzlich fühlte ich da, daß mir dieses Glück verfaßt ist.“

„Auch mir, lieber Alfons,“ erwiderte bewegt der Dichter, indem er den Jüngling in seine Arme schloß.

„Nun, lieber Florian,“ sprach der Herzog, indem er demselben freundlich die Hand auf die Schulter legte, „Sie müssen eben diesen lebenswürdigen Betrug dafür annehmen, daß auch Sie immer Ihre Wohlthaten mir unterschreiben. Sie aber, Alfons,“ sprach er, eine strenge Miene annehmend zu dem Pagen, „Sie haben sich einer sträflichen Kühnheit schuldig gemacht, indem Sie Herrn von Florians Papiere in dessen Abwesenheit und ohne sein Wissen durchlasen. Ich kann dieß in meinem Hause nicht ungeahndet geschehen lassen, und erkläre Ihnen hiemit, daß Sie von morgen an aus meinem Dienste entlassen sind, um —“

Schon machten Florian und die Prinzessin eine Bewegung gegen den Herzog, um den strengen Urtheilspruch durch eine Fürbitte abzuwenden, als dieser lächelnd hinzufügte: „um als Junker in mein Regiment einzutreten, wo auch ferner meine Aufmerksamkeit auf Sie gerichtet sein wird. Ehe Sie aber wieder zu Ihrem Freunde Queverdo gehen, kommen Sie zu mir, um meine Aufträge entgegen zu nehmen.“

Nach diesen Worten entfernte sich der Herzog mit der Prinzessin. Alfons, dem Freude und Ueberraschung im ersten Augenblicke die Sprache geraubt hatten, küßte knieend die Hand des gütigen Fürsten, an dem er einen zweiten Vater gefunden hatte.

„Nun gilt es, lieber Alfons,“ sprach Florian, als sie allein waren, „unsrem Freunde Queverdo auf eine zarte Weise die Entdeckung mitzutheilen und ihn an unsrer Freude theilnehmen zu lassen. Sie werden mir Ihre Hilfe nicht versagen, deren ich dazu bedarf. Ich eile zu meinem Buchhändler, um die Anweisung auf meinen Namen umschreiben zu lassen; sie ist mir vor allem nöthig; in einer Stunde längstens bin ich zurück; wollen Sie bis dahin auf mein Zimmer kommen, wo ich Ihnen dann meinen Plan mittheilen und alles Weitere mit Ihnen besprechen möchte.“

Am folgenden Tage, als Queverdo in seinem bescheidenen Stübchen, umgeben von seiner zahlreichen Familie, bei der Arbeit saß, hörte er ein leises Pochen, und als die Thüre geöffnet wurde, sprang Diana herein, die so oft sein Gast gewesen, immer gern gesehen und geliebkostet worden war — an dem Halse die leberne Mappe tragend, in welcher er die erste Kupferplatte nebst den Abdrücken zu Claudine an den Dichter gesendet hatte.

„Was ist das? sollte man mir meine Arbeiten zurückschicken?“ — rief er, und schon empörte sich sein Künstlerstolz bei diesem Gedanken. Mit fiebrighafter Hast öffnet er die Mappe, und findet seine Anweisung und darunter, von Florians Hand geschrieben, die Worte: „Den Betrag obiger Summe von Herrn Queverdo in drei Kupferplatten, — (welche mehr als das Doppelte desselben werth sind), erhalten zu haben, bescheint: Florian.“

„Alles ist entdeckt! der Page hat mich verrathen!“ ruft Queverdo in heftiger Aufregung. Aber sein Erstaunen wächst und sein Aerger ist schnell besänftigt, als er ein zweites Blatt entdeckt, ebenfalls von Florians Hand geschrieben und von dem Herzog selbst unterzeichnet, — seine Ernennung zum Vorstand der reichen Kunstsammlungen des Herzogs, mit viertausend Francs Gehalt und freier Wohnung für ihn und seine ganze Familie im Palaste des Fürsten. Queverdo glaubte zu träumen; er traute seinen Augen nicht, — er las und las wieder; er eilte zu seiner Gattin, ihr das unverhoffte Glück mitzutheilen, er las das Decret seinen Kindern vor, die jubelnd bald den Vater, bald Diana, die Ueberbringerin so froher Kunde, umringten und liebkosten. Sobald aber die erste, fast betäubende Aufregung von Ueberraschung und Freude sich gelegt hatte, kleidete er sich an, um nach dem Palaste Penthièvre zu eilen und Florian aufzusuchen. Alfons, der ihn schon mit Ungeduld erwartete, eilte ihm entgegen, sobald er ihn vom Fenster aus erblickte, um selbst zu berichten, wie Alles so gekommen. „Ich werde

Sie nun gleich Herrn von Florian melden, der zwar eben bei Seiner Hoheit dem Fürsten ist.“ Mit diesen Worten verschwand er eilig in dem nächsten Corridor und kehrte in wenigen Minuten mit der Weisung zurück, Herrn Queverdo gleich in das Cabinet des Herzogs selbst zu führen, der sich freue ihn alsbald kennen zu lernen. Der Fürst empfing den glücklichen Künstler mit jener einfachen, wohlwollenden Herzlichkeit, die ihm alle Herzen gewann. „Ich habe Sie,“ sprach er, „zum Vorstande meiner Samm-

ich auf eine solche Gleichstellung nicht eingehen kann.“ — „Es wäre hier wohl schwer zu entscheiden,“ unterbrach ihn Florian, „wer von uns beiden Grund hätte sich glücklicher zu preisen; durch die erste Einnahme für meinen Numa in den Stand gesetzt, einem ausgezeichneten Künstler, der überdies mein Landsmann ist, einen Liebesdienst zu erweisen, das Glück einer liebenswürdigen und geachteten Familie zu begründen und mir vielleicht dadurch einen Freund zu erwerben.“ —



lungen ernannt, in der Ueberzeugung, daß Sie meine Kunstschätze nicht nur ordnen und überwachen, sondern durch Ihr schönes Talent auch noch vermehren werden. Ich möchte Ihnen deshalb gleich einen Auftrag ertheilen, der desselben gewiß nicht unwürdig ist. Ich hoffe demnächst eine Zeichnung von Ihrer Hand zu sehen, die Herrn von Florian vorstellt, wie er durch Vermittlung seiner treuen Diana die erste Kupferplatte von Ihnen empfängt. Der Gegenstand scheint mir Ihres Griffels würdig, anziehend und ehrenvoll für Sie beide, und soll deshalb durch Ihre Kunst auch der Nachwelt erhalten bleiben.“

„Euer Hoheit,“ erwiderte Queverdo, stellen hier den Wohlthäter und den Schuldner auf eine Stufe; aber das, was Herr von Florian für mich gethan, ohne mich zu kennen, ohne zu wissen, ob ich je im Stande bin etwas zu ersehen, — das steht so hoch über meiner geringen Gegenleistung, daß

„Ja gewiß, einen Freund fürs ganze Leben, der Gut und Blut für Sie zu geben bereit ist,“ rief Queverdo, indem er seinen Wohlthäter in die Arme schloß.

„Sieh hier, mein liebes Kind,“ sprach der Herzog zu seiner Schwiegertochter, der Prinzessin von Lamballe, die eben zu ihm ins Zimmer trat, „sieh hier zwei glückliche Menschen, glücklich nicht nur durch einen günstigen Zufall, sondern in Folge eigenen ehrenvollen Strebens. O möchten doch alle Menschen erkennen, daß Rang, Macht und Reichthum, die so häufig beneidet, so sehnlich begehrt werden, an und für sich nicht im Stande sind, uns nur einen Tag wahren Glückes zu gewähren, sondern daß dasselbe nur allein auf dem wirklichen, inneren Werthe eines Beden, auf einer ächten, wahren Bildung des Geistes und des Herzens begründet werden kann.“ —

Wenige Jahre später brachen die verheerenden Stürme der Revolution über das schöne Frankreich herein; auch dieser kleine Kreis edler Menschen blieb nicht davon verschont. Dem greisen Herzoge war es vergönnt, noch vor ihrem völligen Ausbruche ruhig zu entschlummern und das Schmerzlichste, was ihn hätte treffen können, nicht mehr zu erleben. Das jugendliche Haupt der schönen, ebenso geistreichen als tugendhaften Prinzessin von Lamballe fiel unter dem blutigen Beile des Henkers, weil sie die treueste Freundin ihrer unglücklichen Königin war und blieb. Florian selbst wurde in den Tagen der Schreckensherrschaft ins Gefängniß geschleppt, wo er, ruhig

dem Tode entgegensehend, seinen Wilhelm Tell schrieb. Nachdem die meisten seiner Mitgefangenen schon aus dem Kerker auf das Schaffott geführt worden waren, erhielt er gegen Erwarten nach zweijähriger Haft die Freiheit. Augenblicklich verließ er die Stadt, um ferne von ihren Gräueln in ländlicher Einsamkeit den Rest seiner Tage zu beschließen. Aber seine Lebenskraft war gebrochen, und schon 14 Tage, nachdem er den Kerker verlassen hatte, starb der edle Dichter zu Sceaux, tief betrauert von Allen, die ihn kannten, den 13. September des Jahres 1794.

Gorm Grymme.

Ballade von Theodor Fontane.

Original-Zeichnung von August von Heyden.



König Gorm herrscht über Dänemark,
Er herrscht die dreißig Jahr;
Sein Sinn ist fest, seine Hand ist stark,
Weiß worden ist nur sein Haar,
Weiß worden sind nur seine buschigen
Braun,

Die machten manchen stumm,
In Grimme liebt er drein zu schau, —
Gorm Grymme heißt er drum.

Und die Karls kamen zum Feste des Jul,
Gorm Grymme sitzt im Saal,
Und neben ihm sitzt, auf beinernem Stuhl,
Thyra Danebod, sein Gemahl;
Sie reichen einander still die Hand
Und bliden sich an zugleich,
Ein Lächeln in beider Augen stand, —
Gorm Grymme, was macht dich so weich?

Den Saal hinunter, in offner Hall,
Da fliegt es wie Locken im Wind,
Jung-Harald spielt mit dem Federball,
Jung-Harald, ihr einziges Kind;
Sein Wuchs ist schlank, blond ist sein Haar,
Blau-golden ist sein Kleid,
Jung-Harald ist heut fünfzehn Jahr
Und sie lieben ihn alleid'.

Sie lieben ihn beid'; eine Ahnung bang
Kommt über die Königin,
Gorm Grymme aber den Saal entlang
Auf Jung-Harald deutet er hin,

Und er hebt sich zum Sprechen, — sein Mantel roth
Gleitet nieder auf den Grund:
„Wer je mir spräche:“ „„er ist todt,““
Er müßte sterben zur Stund'!“

Und Monte gehn. Es schmolz der Schnee,
Der Sommer kam zu Gast,
Dreihundert Schiffe fahren in See,
Jung-Harald steht am Mast,
Er steht am Mast, er singt ein Lied,
Bis sich's im Winte brach,
Das letzte Segel es schwand, es schied, —
Gorm Grymme schaut ihm nach.

Und wieder Monte. Grau-Herbstestag
Liegt über Sund und Meer,
Drei Schiffe mit mattem Ruderschlag
Rudern heimwärts drüber her;
Schwarz hängen die Wimpel: auf Brömsebro-Moor
Jung-Harald liegt im Blut, —
Wer bringt die Kunde vor Königs Ohr?
Keiner hat den Muth.

Thyra Danebod schreitet hinab an den Sund,
Sie hatte die Segel gesehn;
Sie spricht: „Und bangt sich euer Mund,
Ich meld' ihm, was geschehn.“
Ablegt sie ihr rothes Korallengeschmeid'
Und die Gemme von Dpal,
Sie kleidet sich in ein schwarzes Kleid
Und tritt in Hall' und Saal.

In Hall' und Saal. An Pfeiler und Wand
Goldteppiche ziehen sich hin,
Schwarze Teppiche nun mit eigener Hand
Hängt drüber die Königin;

Er spricht: „Es weht wie Schwüle hier,
Ich will an Meer und Strand,
Reich' meinen roth-goldenen Mantel mir
Und reiche mir deine Hand.“



Und sie zündet zwölf Kerzen, ihr flackernd Licht
Es gab einen trüben Schein,
Und sie legt ein Gewebe, schwarz und dicht,
Auf den Stuhl von Elfenbein.

Eintritt Gorm Grynme. Es zittert sein Gang,
Er schreitet wie im Traum,
Er starrt die schwarze Hall' entlang,
Die Lichter er sieht sie kaum;

Sie gab ihm um einen Mantel dicht,
Der war nicht golden, nicht roth;
Gorm Grynme sprach: „Was Niemand spricht,
Ich sprech' es: er ist todt.“
Er setzte sich nieder, wo er stand,
Ein Windstoß fuhr durch's Haus,
Die Königin hielt des Königs Hand,
Die Lichter loschen aus.

Von den Thaten und Schicksalen des Deutschen Ordens in Preußen.

Von

Fedor von Köppen.

Original-Zeichnungen von Waldemar Friedrich.



V. Die letzten Kämpfe um Marienburg. (Schluß.)

Im Frühjahr 1457 erschien der König Kasimir von Polen mit Heeresmacht in Preußen und hielt unter großem Gepränge seinen Einzug in Danzig. Er hatte viele Truppen, aber wenig Geld mitgebracht. Die Städte des preussischen Bundes mußten selbst den Kaufpreis aufbringen helfen. Da es ihnen an baarer Münze fehlte, so mußten die Kaufleute ihre Waaren, die Frauen ihre Geschmeide und alle Leute ihre Kostbarkeiten dazu hergeben.

Unterdessen war der Hochmeister Ludwig von Erlichshausen in seiner Burg unwürdiger Behandlung ausgesetzt. Er mußte geschehen lassen, daß ihm nach und nach alle treuen Diener entzogen, daß die Ordensbrüder auf dem Wege zur Kirche von den treulosen Knechten beschimpft und mißhandelt, daß die Kirchenschätze geraubt wurden. In der Nacht vor Pfingsten (6. Juni) langte eine Schaar polnischer Reiter vor der Marienburg an. Am Morgen darauf ließ Ulrich Czirwenka dem Meister bedeuten, daß er jetzt das Haus verlassen dürfe. Von aller Habe war ihm nur gestattet worden, zwei schöne Marienbilder und einiges Kirchengeräth mitzunehmen. Kaum aber war ein Wagen mit diesen Heiligthümern beladen, so öffnete sich ein Pfortlein der Burg und ein Haufen Polen drang mit gespannten Armbrüsten und geschwungenen krummen Säbeln in den Burghof. Einige liefen auf den Wagen zu und plünderten ihn, andere stürmten vor die Kammer des Meisters. Da rettete der Hochmeister nichts als das Leben aus der alten herrlichen Ordensburg und zog weinend mit wenigen Begleitern von dannen.

Am folgenden Tage hielt König Kasimir seinen Einzug in das Ordenshaupthaus und in die Stadt, und ernannte Ulrich Czirwenka, den Verräther seines Herren, zum Oberhauptmann der Burg.

Unter Müheligkeiten und Gefahren erreichte der Meister die getreue Ordensburg Königs. Hier versah er sich mit den nöthigen Reisebedürfnissen und begab sich dann auf den Weg nach Mewe an

der Weichsel, von da noch einmal unter Trauer und Thränen die Gegend überschauend, wo seine verwaiste Marienburg lag. Dann bestieg er eines armen Fischers Kahn, fuhr zur Nachtzeit die Weichsel hinab bis ins frische Haff, und entkam so, ohne den herumsegelnden Danzigern zu begegnen, auf das Ordenshaus zu Königsberg, wo seitdem des Ordens hochmeisterlicher Wohnsitz war. —

Die Nachrichten von dem Verlaufe der Marienburg, der schändlichen Behandlung des Hochmeisters und der Wortbrüchigkeit der Polen riefen bei Allen, in denen noch das Gefühl für Ehre und Treue lebte, die tiefste Entrüstung hervor. Zu diesen gehörte auch der Hauptmann Bernd von Zinnenburg, der mit seinem Fähnlein die benachbarte Ordensburg Stuhm — drei Meilen von Marienburg — besetzt hielt und bis auf den letzten Mann zu halten entschlossen war. Dieser wackere Führer erwog in seinem Sinne, welchen hohen Ruhm derjenige davon tragen würde, dem es gelänge, die Marienburg wieder an ihren rechtmäßigen Herrn zu bringen.

Noch wärmer und inniger lebte der Gedanke von der Befreiung seiner Vaterstadt und des Ordenshaupthauses in der Seele des ehrenfesten Burgenmeisters Bartholomäus Blume. Bei ihm war es nicht Ruhmbegierde, die ihn lockte, nicht der gefeierte Name, der ihn zur That trieb, sondern das schlichte Gefühl für Recht und Billigkeit, die Liebe zur deutschen Herrschaft und das Herz voll deutscher Treue.

In einer dunklen Nacht trieb ihn der Sturm seiner Seele nach Stuhm hinüber, wo er den gleichgesinnten Zinnenburg wußte. Die beiden Männer verstanden sich bei dem ersten Drucke der Hand. Sie entwarfen gemeinsam den Plan, Stadt und Ordenshaus Marienburg dem verhassten Feinde zu entreißen. Nur wenige Getreue wurden in das Geheimniß eingeweiht. Keiner aber ergriff die Idee mit größerem Eifer als der rüstige Keuf von Plauen, der Ordenspittler. In einer der nächstfolgenden Nächte sollte das Unternehmen zur Ausführung kommen.

In der Stadt Marienburg herrschte tiefe Stille. Die eingelagerten Polen hatten sich aus den Wirthshäusern in ihre Bürgerquartiere zur Nachtruhe begeben. Auch die Wache am Marienthore theilte die Ruhe der Uebrigen. Der Burgemeister hatte einige Fässer Wein auf die Wachtstube bringen lassen. Diese waren jetzt leer, und die Mannschaft lag in tiefem Schläfe an und neben den Fässern hingestreckt.

Bernd von Zinnenburg mitten durch die Stadt bis auf den Vorplatz der Burg. Ein Haufe Fußknechte folgte raschen Laufes, ließ sich an Stricken in den Graben hinab und legte Sturmleitern an die Burgmauern.

Die Wächter droben erhoben Kriegsgeschrei. Im Innern der Burg regte sich's, hinter den Zinnen blickten Rüstungen und Armbrüste. Wurfsteine und Pfeile regneten auf die Stürmenden herab.



Auf dem Wallgange schritt der Burgemeister unruhig auf und nieder, blieb zuweilen stehen und horchte gespannt auf jedes Geräusch in der Stadt oder draußen. Jetzt bestieg er den vorspringenden Thurm in der südlichen Festung und spähte in der Richtung nach Stuhm.

Die Glocke der Sanct JohannisKirche schlug ein Uhr. Von der Landstraße herauf schallte Hufschlag; die Thorflügel sprangen auf und unter lautem Feldruse sprengte ein Fähnlein Reissiger unter

Mit jedem neuen Anlauf mehrten sich die Schwierigkeiten. Der Sturm auf das Schloß mußte eingestellt werden.

Unterdessen hatte ein Theil der Reiter die sämtlichen Stadttore besetzt, die Wachen entwaffnet und die polnische Besatzung der Stadt zur Uebergabe gezwungen. So war die Stadt dem Orden wiedergewonnen; die Burg blieb in der Polen Gewalt.

Von nun an kam es täglich zu Kämpfen zwischen

den Deutschen in der Stadt und den Polen auf der Burg. Auch die Bürger, ermutigt durch das ihnen vorleuchtende Beispiel des wackeren Burgmeisters nahmen an der Bewachung und Vertheidigung ihrer Stadtwälle lebhaften Antheil. Da die Stadt nach der Burgseite offen war, so konnten die Straßen von dem Wurfgeschütz auf den Brustwehren der Burg der Länge nach bestrichen werden. Man durchbrach deshalb die Seitenwände der Häuser, um den Verkehr der Einwohner unter einander zu ermöglichen, und sperrte den Zugang der Hauptstraße gegen die Burg durch eine mächtige Schanze, welche ein „Tarras“ genannt ward. Dennoch war die Stadt übel daran; denn die Polen erhielten Verstärkung und schnitten ihr die Zufuhren ab. Auch gewährte der Tarras keinen ausreichenden Schutz gegen die feindlichen Geschosse, welche bis auf den Markt und in die Laubengänge flogen.

Bern von Zinnenburg und Reuß von Plauen, der Ordenspittler, ritten unterdessen von Burg zu Burg, warben Kriegskleute und betrieben einen allgemeinen Heereszug zur Befreiung des Haupthauses. Aber nicht Viele dachten so ritterlich wie sie. Die fromme Begeisterung, mit welcher die deutschen Ordensritter ehemals um Gottes und der Jungfrau willen in den Streit zogen und ihr Leben einsetzten, war erloschen. Die Führer mußten ihre Zuflucht zu den fremden Söldnern nehmen, welche nur durch die Aussicht auf Beute und Gelbgewinn gelockt wurden und nicht selten im entscheidenden Augenblicke ihre Dienste versagten. Der Hochmeister aber weckte, gebeugt durch die schweren Unglückschläge, gebrochenen Muthes zu Königsberg und besaß nicht mehr die Thatkraft, um die letzten Getreuen für ein gemeinsames großes Unternehmen zu entflammen. So verging ein Monat nach dem anderen, ohne daß der bedrängten Stadt die ersuchte Hilfe kam.

Dagegen zog der Polenkönig mit einem großen Heere vor Marienburg und begann die Belagerung nach allen Regeln. Die Stadt ward eng eingeschlossen. Auf den Hauptwegen wurden Schanzen erbaut und durch Lagerwälle unter einander verbunden, so daß sich rund um die belagerte Stadt eine neue Festung erhob. Das ganze Ufer der Nogat ward mit Donnerbüchsen besetzt und auf dem Flusse schwammen Wachtboote mit Bewaffneten, um auch zu Wasser die Zufuhr zu verhindern. Gegen den Entsatz von außen sicherten sich die Belagerer durch eine zweite Schanzenlinie in ihrem Rücken, deren mächtige Bastionen in das Land hinaus vorsprangen.

Die Noth in der Stadt wuchs mit jedem Tage.

Die Lebensmittel gingen zu Ende; Brot, aus Malz gebacken, bildete fast die einzige Nahrung der Bürger. Die Besatzung hatte seit langer Zeit keinen Sold mehr erhalten und der wackere Bernd von Zinnenburg bereits sein Schwert sammt dem Gürtel an sein Fähnlein verpfändet.

Drei Jahre waren vergangen, seitdem Ludwig von Erlichshausen aus der Burg der Hochmeister vertrieben ward; noch immer hoffte die treue Stadt auf seine Rückkehr. Pfingsten war wieder herangekommen, aber keine Pfingstbäume standen an den Thüren und keine Mairöschchen an den Fenstern: Noth und Elend wohnten unter jedem Dache. Auf dem Kirchhofe sah man eine Menge frischer Gräber und die Hospitäler waren gefüllt mit Kranken. Auf allen Gemüthern lastete wie ein schwerer Druck die gewisse Ueberzeugung, daß der Stadt, wenn die Hilfe nicht bald käme, keine andere Wahl bliebe als Unterwerfung unter den von Noth erfüllten Feind.

Am Pfingstmorgen meldete der Wächter vom Marienthore, daß ein neues Heer sich im Anzuge auf die Stadt zeige. Der Burgmeister und einige Bürger begaben sich auf ein Eck im Stadtwall, um zu sehen. Im polnischen Lager herrschte lebhafteste Bewegung, als rüstete man sich zum Kampfe. Aus der Ferne zog eine dichte Staubwolke herauf, darüber sah man das Blinken von Helmen und Lanzen spitzen. Aller Augen waren von den Wällen aus auf den sich nähernden Heereszug gerichtet und suchten Freund oder Feind zu erspähen. Ueber der Hauptschaar leuchtete ein mächtiges Banner. Jetzt da der Wind es aufblies, erkannte man deutlich das schwarze, goldumräumte Kreuz auf weißem Grunde.

Wie ein Lauffeuer verbreitete sich durch die Stadt von Mund zu Mund die Nachricht, der Hochmeister stehe mit Heeresmacht nahe vor den Mauern, um das getreue Marienburg zu befreien und wieder in das Ordenshaupthaus einzuziehen. Auf die stumme Verzweiflung der letzten Tage folgte in einem Augenblicke jubelnde Hoffnung. Jung und Alt strömte auf die Wälle, um sich selbst von der Wahrheit der frohen Kunde zu überzeugen. Nur die Schanzwerke des Belagerers trennten noch das Ordensheer von der Stadt. Drüben ordnete der Hochmeister die Seinigen zum Angriff auf die feindlichen Bastionen. Man sah, wie er von Fähnlein zu Fähnlein ritt, vielleicht Befehle austheilend und die Kriegsvölker ermunternd. Alle Herzen klopfen in muthiger Erwartung des bevorstehenden Kampfes. Bernd von Zinnenburg hielt sich bereit, um beim Beginn des Angriffs sogleich mit seinem Fähnlein auszufallen. Aber Stunde auf Stunde verging, der Tag neigte sich

zum Ende und das Heer des Hochmeisters stand noch unverändert auf dem nämlichen Flecke. Vielleicht erwartete der Meister noch Verstärkungen und hatte den Angriff auf den folgenden Tag verschoben; vielleicht hatte der Feind Verhandlungen angeknüpft und sich freiwillig zur Aufhebung der Belagerung erboten! —

Ein Theil der Einwohner blieb die Nacht über draußen; die Anderen wachten in den Häusern, schwankend zwischen Furcht und Hoffnung. Sobald der Tag graute, strömte Alles wieder auf die Wälle. Aber so weit man auch spähte, war vom Heere des Hochmeisters nichts mehr zu entdecken. Auf dem Felde, wo es gelagert hatte, rauchte hier und da eine Strohhütte, die beim Verlassen in Brand gesteckt war. Im polnischen Lager war wieder Alles beim Alten, und das feindliche Burgeschütz donnerte heftiger als jemals gegen die Mauern der Stadt. —

Als Ludwig von Erlichshausen mit dem in der Eile aufgebrachten Heere am Tage zuvor den Angriff auf die Bastien bereits beschlossen hatte, waren die Hauptleute der Söldnerorgetreten und hatten für ihre Fähnlein doppelten Sold verlangt; im Falle der Ablehnung weigerten sich die Knechte zu stürmen. Die ungerechte Forderung zu erfüllen, war dem Meister unmöglich. Vergebens beschwor er die Kriegsteute, um der Ehre willen den Kampf anzunehmen. Keine Ueberredung half; die ungetreuen Knechte versagten den Gehorsam und zogen von dannen. Mit wenigen Getreuen nahm der Hochmeister seine Zuflucht auf die Burg Stuhm.

Die letzte Aussicht auf Rettung war für Marienburg geschwunden. Von jetzt an war es nicht mehr die Hoffnung auf Sieg, welche den Muth der Vertheidiger aufrecht erhielt, sondern allein der edle Wille, vor den übermüthigen Gegnern Zeugniß abzulegen, daß in dem alten Ordenslande der deutsche Geist noch nicht erstorben war, ob auch der Orden selber wankte. Darum ermahnte Barthelomäus Blume noch jetzt die Bürgerschaft, auszuharren bis ans Ende bei der alten Herrschaft, der alten Ehre in der Treue. Als seine Freunde ihm riethen, sein Leben vor der Rache der Feinde durch heimliche Flucht zu retten, antwortete der unverzagte Mann: „Wie hätte ich Treue von den Bürgern verlangen können, wenn ich in der Stunde der Noth meinem Amte oder meinen Pflichten treulos werden wollte!“

Noch sechs bange Wochen vergingen unter tapferem Ausharren, da bahnte Verrath dem Feinde den Weg in der Stadt. Eines Marienburgers Sohn, der in eines Danzigers Diensten stand, verrieth dem Feinde, daß die Stadtmauer an der Rogat auf

einem großen Bogen ruhte, der leicht durchgraben werden konnte, weil die Mauer hier auf Sandboden ruhte. Als bald fing der Belagerer an die Mauer zu untergraben. Zu gleicher Zeit suchte auch die Besatzung der Burg durch einen unterirdischen Gang, der unter dem Schloßgarten fort bis an die Stadtkirche führen sollte, in die Stadt zu gelangen. Andere Theile des Mauerwerkes waren bereits durch Geschütz und Mauerbrecher niedergelegt, so daß die Stadt jeden Augenblick den Sturm zu erwarten hatte. Schon war den Einwohnern angekündigt worden, daß sie nach Erstürmung der Stadt keine Gnade zu erwarten hätten und daß die Sieger keinen Stein auf dem andern lassen würden.

In dieser äußersten Gefahr begab sich eine Gesandtschaft der Bürger zum Statthalter des Königs auf der Burg, übergab ihm die Schlüssel der Stadt und bat um Gnade für ihre Mitbürger. Am folgenden Tage (7. Aug. 1460) zogen die Sieger in die Stadt und empfingen die Huldigung für den König von Polen.

Dem Burgmeister Barthelomäus Blume blieb der Eid für den neuen Herrn erspart. Mit ungebeugtem Muth erwartete der felsenfeste Mann im Gefängnisse den Spruch des Gerichts, welches der rachedurstige Sieger am Tage der Huldigung über ihn halten ließ. Die unwandelbare Treue, mit welcher er als Deutscher an seiner deutschen Herrschaft festhielt, ward ihm von seinen Gegnern zum Verbrechen angerechnet. Von demselben Thurme, von dem er so oft nach Entsatz und Hülfe ausgeblickt, sah er am Morgen des 8. August noch einmal segnend auf seine Vaterstadt herab und kniete dann nieder zum letzten Gebete. Bald darauf verkündete die Glocke vom St. Johannisthurme mit dumpfen, zitternden Schlägen, daß der von Allen geliebte und verehrte Mann, ihr langjähriger Burgmeister, mit dem Schwerte gerichtet worden.

Sechs Jahre noch dauerte der Krieg unter Verwüstungen und Verheerungen fort. Nur mit dem Aufgeben seiner Selbstständigkeit vermochte der Orden den Frieden zu erkaufen, der endlich (19. Okt. 1466) zu Thorn abgeschlossen wurde. Alles Land im Westen der Weichsel, auf der Ostseite aber die Marienburg, das Kulmer Land und andere große Gebietstheile mußte der Orden an Polen abtreten. Für den übrigen Theil des alten deutschen Ordenslandes (Ostpreußen) mußte der Hochmeister dem Könige von Polen als seinem Oberherren den Eid der Huldigung leisten. Die Macht und Herrschaft des Deutschen Ordens in den Ostseeländern war für immer gebrochen.

Das Ende des Ordens.



an der alten Ordensherrlichkeit auf der Marienburg war das Hochmeisterthum in Königsberg nur noch ein Schatten. Drückend empfanden die Hochmeister ihre Abhängigkeit von dem polnischen Lehnsherrn, dem sie zu Tribut und Heeresstellung im Kriege verpflichtet waren. Im Jahre 1510 wählte der Orden den Markgrafen Albrecht von Ansbach und Bayreuth aus dem Hause Hohenzollern zu seinem Hochmeister, in der Hoffnung, daß dieser junge stolze Herr dem Könige von Polen den Lehnseid verweigern und von Seiten seiner nahen Anverwandten, der Kurfürsten von Brandenburg, sowie anderer deutscher Reichsfürsten Unterstützung gegen Polen finden würde.

In der That ließ es Albrecht wegen des Lehnseides zu neuem Kriege mit Polen kommen (1519), aber die gehoffte Unterstützung blieb aus und seine Waffen wurden nicht vom Glücke begünstigt. Nachdem das Land zwei Jahre hindurch die Leiden des Krieges ertragen, sollte ein vierjähriger Waffenstillstand den dauernden Frieden einleiten. Der Hochmeister reiste unterdessen nach Deutschland, um hier für das Beste des Ordens zu wirken.

In Deutschland hatte um diese Zeit die große geistige Bewegung ihren Anfang genommen, welche unter dem Namen der Reformation bekannt ist und welche die Abschaffung vieler Mißbräuche auf kirchlichem Gebiete und die Wiederherstellung des reinen christlichen Glaubens zum Ziele hatte. Die neue

Lehre, die vom Herzen Deutschlands ausging, drang auch bis in jene östlichen Gegenden, denen vor drei Jahrhunderten erst das Licht des Christenthums zu dämmern begonnen, und fand dort in vielen frommen Herzen begeisterte Aufnahme. Bei dem frischen Streben des Geistes, das sich mit der Reformation allenthalben regte, verloren die mittelalterlichen Einrichtungen des Deutschen Ordens ihre Bedeutung völlig. Die Ordensbrüder hatten ihre hohe Aufgabe als Vorkämpfer des Christenthums unter den heidnischen Preußen längst erfüllt. Die Ordensregeln wurden von ihnen selbst nicht mehr befolgt und der weiße Mantel im Lande kaum noch geachtet. Die einst so herrliche Schöpfung des Deutschen Ordens erschien jetzt bei dem Blühen und Treiben der neuen Zeit gleich einer Ruine von bröckelndem Gestein.

Der Hochmeister Albrecht, welcher der neuen Lehre von Herzen zugethan war, ging nun den berühmten Doctor Martin Luther in Wittenberg um Rath an, auf welche Weise er den Orden mit neuer Lebenskraft erfüllen könne. Dieser aber rieth ihm, daß er das Ordensland in ein weltliches Fürstenthum verwandeln, daß er — unter Aufgebung der veralteten Ordensregeln — eine Hausfrau wählen, einen Herd gründen und die reine Lehre des Evangeliums als Landesvater unter seinen und seiner Nachkommen Schutz stellen möge.

Der schlichte Rath des verständigen Mannes fiel gewichtig in die Brust des Hochmeisters. Der Lehnseid, den zu leisten er als Hochmeister sich nicht entschließen konnte, dächte ihn weniger drückend, wenn es ihm gelang, die Macht des Landesherrn durch Vererbung in seinem Hause auf die Dauer zu befestigen und auf diese Weise wenigstens die Reste des alten Ordenslandes, die sonst wohl unvermeidlich der polnischen Herrschaft und dem Slaventhum anheimgefallen wären, für die deutsche Herrschaft und deutsche Art zu retten.

Die Friedensverhandlungen mit Polen führten jetzt rasch zum Ziele, und nachdem auch die preussischen Stände ihre Zustimmung erklärt hatten, erschien der bisherige Hochmeister Albrecht von Hohenzollern in Krakau vor dem König Siegmund von Polen, huldigte ihm als seinem Lehnsherrn und empfing darauf den östlichen Theil des ehemaligen Ordenslandes Preußen als weltliches Herzogthum für sich und seine Nachkommen zu Lehn (10. April 1525).

Da Herzog Albrecht nur einen Sohn, Albrecht Friedrich, besaß, so erlangte später (1569) auch sein Vetter, Kurfürst Joachim II. von Brandenburg, die Mitbelehnung in Preußen. So geschah

es, nachdem jener Albrecht Friedrich kinderlos gestorben (1617), daß Ostpreußen mit den Brandenburgischen Staaten unter einer Herrschaft vereinigt wurde. Die Kurfürsten von Brandenburg waren seitdem unter polnischer Lehnshoheit zugleich Herzöge von Preußen. Ein späterer Hohenzollernscher Regent, welchem die Geschichte den Beinamen des Großen Kurfürsten gegeben hat, fühlte sich stark genug, um auch die polnischen Lehnssessel zu zerreißen und sich zum alleinigen Oberherrn zu erheben (1660). Als sein Nachfolger Friedrich III. sich die Königskrone aufs Haupt setzte (1701), wurde der Name Preußen auf die gesammten unter seinem Scepter vereinigten Staaten übertragen. *)

Viel längere Zeit mußte das im Thorner Frieden abgetretene Westpreußen die polnische Fremdherrschaft ertragen. Nur zu bald erkannten seine Bewohner, daß mit dem Wechsel der Herrschaft sich ihr Loos nicht gebessert hatte. Sie sahen mit Verachtung auf die unmordentliche polnische Wirthschaft und blieben im Herzen Deutsche, obgleich statt des schwarzen Ordenskreuzes jetzt der weiße Adler Polens über ihren Thoren zu sehen war. Als das polnische

*) Kurfürst Friedrich III. (als König „Friedrich I.“) nannte sich nach Annahme der Königskrone nicht nach dem Brandenburgischen Stammlande, — weil dieses ein deutsches Reichsland war und er als Reichsfürst unter dem deutschen Könige nicht gleichfalls eine deutsche Königskrone tragen konnte, — sondern nach seinem Herzogthum Preußen, welches damals nicht zum Deutschen Reiche gehörte. Er nannte sich aber auch nicht König von Preußen, sondern König in Preußen, weil Westpreußen noch zu Polen gehörte. Erst Friedrich II. der Große nahm nach der Erwerbung Westpreußens den Titel „König von Preußen“ an.

Reich durch seine eigene Schwäche mehr und mehr in Verfall gerieth, als mächtige Nachbarn Theile des polnischen Gebietes sich aneigneten, da nahm König Friedrich der Große als Erbe des Deutschen Ordens auch Westpreußen in Anspruch (1772).

Mit den ältesten Gebieten des ehemaligen Ordenslandes lehrte nun auch die Marienburg unter deutsche Herrschaft zurück. Freilich, die alte Hochmeisterburg bot damals ein trauriges Aussehen. Nach der Uebergabe an Polen hatten polnische Statthalter dort ihren Sitz aufgeschlagen, dann war sie zu einem Fabrikgebäude und endlich zu einem Kornspeicher herabgewürdigt worden. Spätere Könige von Preußen — Friedrich Wilhelm III. und Friedrich Wilhelm IV. — wandten auch der Marienburg ihre Fürsorge zu, unter der Mitwirkung aller Stände, Städte und Kreise der Provinz Preußen gelang es, einen großen Theil des alten Prachtbaues, die sogenannte mittlere Burg, in würdiger Weise wiederherzustellen und dieses großartige Denkmal aus der Geschichte des Deutschen Ordens für die Nachwelt zu erhalten.

So erhebt sie sich jetzt in alter Herrlichkeit. Von der Mauernische des Gotteshauses blickt leuchtend das Bildniß der heiligen Jungfrau auf das Land herab, und wer die hohen Säule und Gänge des Schlosses durchwandert, dem wird in diesen Räumen die Vergangenheit wieder zur Gegenwart. Er meint, den hohen Gestalten der Gebietiger in weißen Mänteln mit schwarzem Kreuze noch heute dort begegnen zu müssen, und in vorüberziehenden Bildern belebt sich ihm die Kunde von den Thaten und Schicksalen des Deutschen Ordens.

Sprüche von Friedrich Güll.



Gott will zu seinem Haus dich jeden Morgen locken,

Drum halt vom Thurm so hell der Chor der Morgenglocken.

Ein Wurf in's Wasser zirt weithin die Wellenkreise,

Und ähnlich wirrt ein Wort ringsum in seiner Weise.

Tritt durch die Vorderthür der Fleiß in's arme Haus,
Zieht bald der Mangel durch das Hinterpförtchen aus.

Strebst du nicht stets empor, rasch geht's mit dir hinunter,
Denn daß du schweben bleibst, geschieht für dich kein Wunder.

Im düstern Tannenwald wie heiter grünt die Birke,
Für's ernste Leben merkt' dir das — und freudig wirke.

Zu dreien Tagen wächst vollkommen aus der Schwamm,
Und ein Jahrhundert braucht der Baum zu seinem Stamm.

Der Fruchtbaum neigt sich tief ob seiner Früchte Last,
Du beugst dich nicht, weil du nicht Frucht getragen hast.

Von den Göttern der Germanen.

Von

Werner Sahn.

Original-Zeichnung von Julius Naue.

(Schluß.)



Balder's Schiff Ringhorn.

Da stand am Meeresstrand Ringhorn, Balder's Schiff, auf Walzen gestützt und wohl verwahrt vor den Stößen der Brandung. Und Thorr kam — den andern Göttern voran — zum Gestade, um es ins Meer hinabzulassen. Wie sehr aber Thorr sich bemühte, das Schiff stand fest, als wehrte es sich gegen die rückkehrlose Leichenfahrt.

Da rief Thorr, indem er sich ostwärts wandte, Hyrrodin's, des starken Thurfenweibes, Namen. Augenblicks flog ein schauervolles Ungethüm durch die Lüfte. Ihre Augen glühten wie lebendige Kohlen, ihr Antlitz war von Ruß geschwärzt. Sie ritt auf einem Wolfe. Schlangen, die seinem Rachen als Zaum angelegt waren, hielt sie in den Händen.

„Hier bin ich, was heischest du, Thorr?“

„Hebe das Schiff von den Walzen und laß es hingleiten ins Meer!“

„Weiter nichts?“ spottete Hyrrodin. Sie winkte vier Berserkern, den stärksten von den Riesen, die zum Leichensfest gekommen waren: „Haltet den Wolf derweil, daß er Niemand Leid thue!“

Dann trat sie zum Schiff und stieß es so kräftig an, daß der Boden erbebte und Funken von den Walzen aussprühten.

Thorr erzürnte sich über der Thurfen Gewalt und hob den Hammer, sie zu rühren. Aber die Asen, die leidtragend eben nahen, wehrten ihm den Todschlag. Schnell legte die Heze ihre Schenkel wieder über den Wolf und flog mit ihm ihrer Heimath zu.

Balder's Leichenbrand.

Nun kamen alle Götter von den Asen, den Asen und Wanen *). Voran fuhr von den himmlischen Hallen Odin herab, den goldnen Helm überm blauen Mantel. Zur Seite saß Frigg, das trauernde Antlitz mit dem Schleier verhüllt. Ihnen folgten hier die kühnen Valkyrien reitend, dort Frigg's Jungfrauen, Fulla an der Spitze, fahrend. Dann

*) Siehe Band VII, Seite 140.

kamen auch Tyr und Bragi und Heimdall, jeder auf seinem Rosse, die Zügel zur Hand. Vom Glasglanz der Leiber, vom Silber- und Goldstrahl der Hufe, der Mähnen und Zähne fladerten rings die Lüfte. Zugleich auch kamen die Wanen, der Herr und die Herrin Mörder und Skadi, und ihre lieblichen Kinder, Freyer und Frehja, jener auf dem goldborstigen Eber reitend, diese in dem Wagen fahrend mit Ragen bespannt. Und die Asen schwebten in Schaaren, rosige Gesichter, aus der Höhe herab. Und der Zwerge krüppelige Rotten watschelten aus dem Erdschoß heraus. Und die Thurfen, die sonst der Götter Friedplatz meiden, kamen zum letzten Ehrendienst für Balder herbei.

Ein Holzstoß wird über dem Schiffstrand aufgeschichtet. Jetzt legen sie Balder's lächelnde Leiche darauf nieder. Sie führen dann Balder's Rosß, mit den Goldzügeln und Bügeln geschmückt, zum Holzstoß hinauf. Das Rosß beugt seinen Hals mit Staunen tief hinab, da es den stummen Herrn dort liegend erblickt.

Dann führen sie Nanna herbei, die junge, verwitwete Göttin. Sie weint und schluchzt, daß Alle mitweinen und schluchzen. Mühsam schleichend geht sie, gesenkten Hauptes. Noch sieht sie den Holzstoß nicht. Weh, als sie das Haupt erhebt! Da stockt ihr der Athem und das Herz zerbricht. Todt sinkt die Göttin zu Boden. Zur Leiche Balder's legen die Götter die neue Todeslast.

Und Odin darauf tritt heran, am Finger den herrlichen Goldring, den Ring, von dem in jeder neunten Nacht acht ebenso schwere herabrinnen. Er streift ihn ab und fügt ihn auf Balder's Finger. Dann beugt er sich zu des Todten Ohr und haucht ihm das Abschiedswort zu.

Schon wird der Holzstoß entzündet, es lugen die Flammen aus den Fugen und Ritzen. Da tritt Thorr mit dem Hammer herbei, das Feuer zu weihen. Unten drängen sich Zwerge heran, mit ihrem Herrn zu sterben begierig. Da hebt und schiebt sie Thorr mit dem Fuße hinein.

Drauf aber kommen zum brennenden Holzschicht die Winde. Die entführen das Schiff vom Gestade. Die Götter lautlos sehen es steigen und neigen.

Zuerst immer höher schlugen die Flammen und schneller fährt das Schiff. Dann sinken sie langsam zusammen. Wie still steht das Schiff auf der fernen hohen See, und plötzlich schwindet es zur Alles verhüllenden Tiefe hinab.

Die Götter aber kehren schweigend in die öden Hallen zurück.

und hemmte seinen Ritt. „Halt an dein Ross, lichtstrahlender Reiter! Fünf Haufen von Todten ritten gestern hinüber; doch dröhnte die Brücke nicht so, wie von den Hufen deines Rosses. Sag deinen Namen, daß ich prüfe, ob ich dich einlassen werde.“

„Ich hehle ihn nicht. Hermod bin ich, Odin's Sohn. Balder zu sehen bin ich gekommen, für Balder's Rückkehr Buße zu bieten. Wehre mir nicht



Hermod bringt von Hel Bescheid.

Hermod war stracks auf Odin's Hengst gesprungen. Dem Ross wuchsen die Rüstern, Funken schwirren von Mähne und Schweif. In Blitzes Hast flog er abwärts vom Himmel zur Erde dorthin, wo der Heliweg anhebt. Er drang in die Tiefe, wo in nebligem Schlamm die Todten hinhuschen. Das Licht von der Mähne des Rosses, vom Glanz des Helmes erlosch. Neun Nächte lang ritt er, hastigspornet, die lichtlosen Thäler entlang.

Endlich blinkte ihm Gold vom Geländer der Brücke entgegen. Er war am Grenzstrom des Helreichs.

Am Ausgang der Brücke stand die Wächterin

den Weg, ich ertroke ihn sonst!“

Und die Wächterin sprach: „Gestern ist Balder hinübergeritten. Nordwärts führt der Weg zu Hel's Palaste.“

Und schnell flog Hermod den Nordweg dahin. Er kam zum Gitter, das den Hof umgiebt. Hoch über Rosses und Reiters Häupten ragten die Sparren. Da Niemand da war das Gitter zu öffnen, sprang Hermod vom Rücken des Rosses, spannte den Gurt fester und setzte im Sprunge dann hinüber.

Von weitem leuchtete ihm hier aus den geöffneten Thüren des Palastes der Festsaal entgegen. Als er näher trat, sah er die Bänke mit Helm und Harnisch belegt, und Meth, das die Gäste tranken,

stand auf den Tischen, und Balder und Nanna saßen nebeneinander auf den Ehrensitzen.

Eiligst ging er, Balder und Nanna zu grüßen. Freudig lächelnd erhoben sich Balder und Nanna ihm entgegen. Sie sahen einander Auge in Auge, sie hoben die Hände und hielten sie lange. Sie setzten sich zusammen und saßen die Nacht durch, vertraulich plaudernd.

Als aber der Morgen kam, sprach Hermod: „Nun geleitet mich zu Hel! ich säume nicht länger.“

Und Hel vernahm die Bitte der Götter. Freundlich erwiebernd sprach sie: „Balder ziehe zurück, auf Lösegeld verzichte ich. Er ziehe zurück, wenn's wirklich so ist, wie du sagst, daß alle Wesen ihn lieben und loben. Sendet Boten und fordert von Jedem, um Balder zu weinen. Doch, wenn auch nur Einer zu weinen sich weigert, dann bleib' er bei mir!“

Beglückt vernahm Hermod dies Wort: „Nun weiß ich, daß ich wiederkehre und Balder den Göttern zurückführe!“

Und Balder und Nanna geleiteten Hermod bis zum Gitter. Dann, Odin's Ring von seinem Finger lösend, sprach Balder zu Hermod: „Bringe meinem Vater den herrlichen Ring zurück, — möchte Odin, ich bitte ihn drum, doch meiner gedenken!“

Und Nanna hob ihren Ueberwurf von der Schulter, auch einen Ring nahm sie vom Finger und sprach zu Hermod: „bringe den Ueberwurf Frigg, und Fulla gieb den Ring, — möchten beide, ich bitte sie drum, doch meiner gedenken!“

Hermod aber grüßte sie schnell und lächelnd. Dann stob er dahin, den Göttern die fröhliche Botschaft zu melden.

Welch Ende es nimmt.

Wieder erklangen Freudentöne in Asgard: „Balder kehrt zu uns zurück! Denn wer — wer weinte nicht Thränen um Balder?“

Und augenblicks abgesandt, gingen die Boten. Sie sprachen zu allen Wesen: „Weinet um Balder! mit einer Thräne erlöst ihr den Geliebten von Hel.“

Und alle Wesen der Erde, des Meeres und der Luft, das Feuer, die Winde, die Erze und Steine, was geht oder fliegt und schwimmt, Alle in allen Welten weinten, als sie der Götter Bitte vernahmen.

Schon waren die Boten auf dem Rückweg, als sie bei einer Höhle vorbeikamen, in der ein Thurfenweib saß, Thöck mit Namen. Sie traten hinein und sprachen zu dem Weib: „weine auch du um Balder! du hilfst mit deiner Thräne den Lichtgott von Hel erlösen.“

Da kreischte Thöck: „was sind das für Weiber, die nach Wunsche weinen und nach Wunsche lachen!“

Und mit Spotten reckte sie den Hals, als wollte er himmelwärts fliegen, und schaufelte ihn rechts und links. „Ihr seht, wie ich lache!“ rief sie, „Thöck's Thränen um Balder sind alle Tage trocken. Nicht da er lebte, noch da er todt ist, war Balder mir lieb. Er bleibe bei Hel!“

„Weh,“ sprachen die Boten, „wie bergen wir uns vor den Göttern! wer mag den Kummer der Herrlichen sehen, wenn sie hören, daß Balder von Hel nicht zurückkehrt!“

Langsam schlichen sie hinweg. Immer wieder standen sie still, klagend um Thöck's böses Wort. Immer wieder schauten sie auf die Stätte zurück, bei der ihr Leid begonnen hatte.

„Seht dort!“ sprach plötzlich einer der Boten, „ist's Thöck, die jetzt aus der Höhle hervorgeht?“ Es erschien ihm wie Loki's Gestalt und Gang.

Aber die Boten konnten wegen der Dunkelheit und Ferne sich nicht überzeugen.

Und die Götter blieben in Schmerz um Balder's Tod, denn der lichte Gott kehrte nicht zurück.

Wie Frühling, Sommer, Herbst und Winter.

„Wie der Frühling“ — so hieß es am Anfang der Erzählung — „wie der Frühling lieblich über der Erde aufsteigt, so daß Jeder ihm entgegen ruft: wie schön bist du! wie glücklich sind wir durch dich! so war es den Göttern, als Balder geboren wurde.“

Wie aber der Frühling zart und flüchtig dahin eilt, — seine Tage sind wie ein Traum, den Niemand zu fesseln vermag, — so floh Balder's Leben unaufhaltsam dahin.

Und wie um die Zeit des Jahres, wenn der Frühling gestorben ist, des Sommers Gluth am wildesten mit Blitzen durch die Lüfte zittert, so sprühten von der Feuergluthheze Hyrrokkin, daß die Götter erschrakten, Funken, und die Erde brannte, als Balder's Leichenschiff in Bewegung gerieth.

Wie darauf im Herbst träge Wolken sich wieder und wieder des Regens entladen, so daß Alles, die Bäume des Waldes, die Dächer der Häuser, die Sträucher und Bäume, wie thränenvoll dastehn, so weinten die Götter und alle Wesen der Erde weinten, als Balder in Hel's Reiche saß.

Wie aber unaufhaltsam der Jahreslauf sich vollendet und auf den thränenreichen Herbst der mittheidlose Winter folgt, der nichts von des Frühling's Wonne und Lust empfindet, so saß Thöck in der Höhle und sagte: „Nicht da er lebte, noch da er todt ist, war Balder mir lieb.“

Und wie mit seinen dunkeln freudlosen Tagen alljährlich der Winter zu seiner Herrschaft und seinem Rechte kommt, so blieb das Werk des blinden freudlosen Gottes Höder unangefochten. Balder war und blieb dem Tode übergeben. —

Sinniger Geist unsrer Väter! in liebliche Bilder von Göttern hast du des Jahres Wandel gekleidet, den Wandel vom Licht zum Dunkel, vom Spiel zum Schmerz, vom Blühen zum Erstarren, vom Leben zum Tode!

Jährlich ward unsern Vorfahren Balder geboren, jährlich seine Schönheit und Milde bewundert. Jährlich ward ihm die Halle Breidablick erbaut und das Schiff Ringhorn besetzt. Die Halle Breidablick ist der weite Himmelsraum des Frühlings, milder Wärme und süßer Düste voll. Das Schiff Ringhorn ist der leuchtende Fahrer durch der Lüfte Meer, das Frühlingssonnenlicht, das zuerst wie im Horne, mit jedem Frühlingstage aber höher, wie im Ringe, um die Erde zieht. Jährlich vermählt sich Balder mit Nanna, der blüthengewandigen Erde, und Zwergge, kunstreiche Herrscher über Farben und Glanz, dienen ihm.

Jährlich kommt eine Zeit, in der die Götter Balder's am meisten froh und sicher sind. Dann

stellen sie sich um ihn; und was sie ihm thun, nichts stört ihre Lust, nichts rührt an Balder's freudlosen Wunderleib. Ebenso weilen, wenn der Frühling in vollster Pracht sich entfaltet, alle Menschenkinder zu Festen und Spielen rings auf den Fluren. Und was sie auch thun, und wie sie sich tummeln mit Jagen und Schlagen, mit Ringen und Springen: in wunderbar gleicher Pracht beharren Lust und Licht mit ihrem Schweben und Schwellen, Blühen und Gedeihen, mit dem Singen und Klingen hinauf und hinab.

Im Frühling wird Alles, was die Natur hervorbringt, groß, schön und kräftig. Nur Ein Gewächs, das nicht in der Erde, sondern hoch auf Bäumen Wurzel schlägt, ist so klein und zart, daß — wie Frigg sagt — Eide von ihm zu nehmen nicht thunlich erscheint. Entgegen der Art, wie alles Andere gedeiht, beginnt die Mistel ihr Keimen erst um die Zeit, da die andern Pflanzen absterben. Und noch später, wenn unter des Winters Eise die Kinder des Frühlings ganz vergangen sind, kräufelt sie ihre saftvollen Zweige und Blätter und färbt ihre fleischigen Beeren mit weißlichem Grau. Im Bedürfnis nach ihrer Blühens- und Gedeihenszeit giebt die Mistel dem Frühlingsgotte den Tod.

Beschauliches von Julius Lohmeyer.



Blüthenschnee.

Unser Gott will sanft und leis
Seine Erde wecken,
Daß die Herzen nicht vor Lust
Allzu früh erschrecken.

Winterschnee mit Blüthenschnee
Tauschen Wald und Auen,
Daß das Herz dem Frühlingsglück
Lerne still vertrauen.

Se glühender der Tag in Sonnenglanz und Pracht,
Se reicher fällt der Thau oft in verschwiegner Nacht.

Die dunkle Wolke, drans des Todes Strahlen flogen,
Trägt auch in ihrem Schoos den schönen Regenbogen.

Sternensegen.

Jeglichen Stern, der den Himmel durchkreist,
Segnet des Ewigen Hand;
Schauer der Liebe durchwandeln den Geist,
Wandeln hin über das Land.

Wenn seine Rechte der Erde sich naht,
Strömt aus den Thälern der Duft,
Knieet der Wandrer auf einsamem Pfad,
Hält wie von Gloden die Luft.

Erdbeerblüthe im Spätherbst.

Aus dem herbstertheerten Garten
Grüßt dein heller Stern mich noch:
Keine Frucht darfst du erwarten,
Aber blühen mußt du doch!

Die Hühnerburg.

Märchen von

Victor Blühgen.

Mit Original-Zeichnungen von Erbe und Fedor Zliner.



Das für ein schläfriger Nachmittag das war! Die heiße Sonne stimmerte im Bauerngehöfte, daß es nicht zum Aushalten gewesen wäre, wenn dort nicht so viel Gras und grüne Sträucher gestanden hätten, die dem Auge wohlthaten und Schatten gaben. Die Hühner in dem verwilderten Hinterhofe freilich incommodirte die Sonne gar nicht, denn zum Schlafen hatten sie Zeit, und sie schliefen am liebsten da, wo es am heißesten war, nämlich auf der nackten Erde.

hose beisammen, und sie hatten Langeweile. Was nämlich das Schlafen betrifft, so hatten sie zwar ein Bißchen genickt, aber dann hatten die Tagelöhner in der Scheuer nebenan zu dreschen angefangen, und davon muß beinahe ein Todter aufwachen, geschweige denn daß ein lebendiges Huhn dabei schlafen könnte.

„Ich wollte, es erzählte jemand etwas,“ sagte das eine gewöhnliche Huhn und raschelte sich von frischem die Federn zurecht. „Zum Scharren bin ich zu müde und das Fliegenfangen schickt sich bloß



Es waren ihrer fünf, ein Hahn und vier Hühner. Zwei Hühner waren im ganzen Dorfe berühmt, denn sie hatten Federhauben auf den Köpfen statt der rothen Zackenkämme; und der Hahn war auch sehr stolz, daß er zwei solche feine Frauen hatte. Dafür war er selber auch ein sehr stattlicher Herr, mit schwärzlich-grünem Bäuchlein und im übrigen gelblich-bunt, alles vom schönsten Schmelzglanz. In den Kämpfen mit gewissen jungen Hähnen in der Nachbarschaft, welche die Neugier wegen der beiden fremden Frauen in den Hof trieb, war er stets Sieger geblieben, weshalb sich jene höchstens noch bis auf den Zaun wagten und, sobald er die Augen zuklemmte und den Kriegsruf ausstieß, eiligst davon machten.

Die fünf also saßen und standen im Hinter-

für Sperlinge und solches Volk!“ Das sollte nämlich ein Hieb sein für das eine fremde Huhn, das eben seitwärts in das Gras gegangen war und Fliegen pickte; denn die beiden gewöhnlichen Hühner ärgerten die fremden gern, weil es sie verdroß, daß sie nicht auch so merkwürdig und so berühmt waren. Das fremde Huhn hatte es denn auch gehört und rief spitzig von weitem: „Wenn man nicht eine dumme Dorf-Gretche wäre, dann könnte man selber etwas erzählen.“

„Damit kann ich nicht gemeint sein, denn ich weiß Geschichten genug,“ sagte das gewöhnliche Huhn und wandte den Kopf auf die Seite, was ihre Berachtung bedeuten sollte. „Zum Beispiel: Es war einmal ein Huhn, das legte lauter krüpplichte Eier — —“

„Damit kann ich nicht gemeint sein, denn ich habe nur einmal ein krüppelhaftes Ei gelegt,“ versetzte das fremde Huhn geärgert. „Ich bin sehr neugierig, wie die Geschichte weiter geht.“

„Das kann sich jeder selber denken,“ sprach das andere.

„Du könntest uns wirklich etwas erzählen, Papachen,“ meinte das zweite gewöhnliche Huhn, das neben dem Hahn stand; „sie fangen vor lauter Langerweile an sich zu zanfen.“

„Still,“ machte der Hahn; „ich besinne mich eben.“ Und er hatte richtig schon ein Bein in die Höhe gezogen, wie er zu thun pflegte, wenn er über etwas nachdachte. Und endlich sagte er: „Ich werde euch die Geschichte von der Hühnerburg erzählen.“

Es war einmal Kirmeszeit, wo die Menschen den großen Appetit bekommen und so viele Thiere auf einmal schlachten. Da kam eines Tages die Köchin eines Gutes auf den Hühnerhof und besah sich die Hühner, und aus ihren Reden hörten die, daß am nächsten Morgen sieben von ihnen in den Bratpfannen schwichen sollten. Da entstand große Trauer, denn keines war sicher, daß es nicht zu den sieben gehörte, und niemand wußte, wie das drohende Unheil abzuwenden sei.

In ihrer Noth gingen endlich ein paar junge Hähne zu dem Hoshund, Flaps mit Namen, welcher ein guter Freund von ihnen war, und klagten ihm ihr Leid. „Warum bleibt ihr denn hier?“ sagte der. „Wenn ihr Courage habt, so macht euch davon.“ „Ach ja,“ seufzten die jungen Hähne, „wer doch Courage hätte! Aber du hast auch keine, sonst lägest du nicht den ganzen Tag an der Kette und ließe dich von den Kindern foppen; woher sollen denn wir sie nehmen?“

„Oh,“ sprach der Hoshund, „man hat sein gutes Auskommen so. Aber wenn ihr wollt, so gehen wir zusammen und lassen uns irgendwo nieder. Aber füttern müßt ihr mich, das sage ich euch gleich.“

Da bekamen die jungen Hähne mit einem Male Courage, liefen in den Hühnerhof und überredeten alle Hühner, mit ihnen und Flaps zusammen die Flucht zu wagen.

Als es dunkel war und Flaps von der Kette losgelassen, ging er in den Hühnerhof, schob den Kiegel von der Stallthür und ließ alles hinaus, und nun machte sich die ganze Gesellschaft so still als möglich unter dem Hoshor hindurch in das Freie.

Seelenvergnügt flogen und wanderten sie die Nächte hindurch über die Felder, fraßen Getreide

von den Aehren, die noch standen, oder von den Stoppeln, und wenn Flaps Hunger bekam, so legten sie ihm schnell ein paar Eier. In menschenarmen Gegenden zogen sie auch des Tages vorwärts, aber wo Gefahr war, rasteten sie und verbargen sich bis nach Sonnenuntergang.

Die Köchin aber, welche früh in den Hühnerstall schlachten ging, fiel vor Schrecken in Ohnmacht, als sie alles leer fand, und man mußte sie unter die Pumpe legen und einen ganzen Eimer Wasser über sie pumpen, ehe sie wieder zu sich kam.

Die Gesellschaft gelangte auf ihrer Wanderung in eine kahle Haide, und nachdem sie zwei Tage und zwei Nächte gewandert waren, ohne Spuren von Menschen zu sehen, stießen sie auf ein verfallenes Haus, dessen Thür offen stand. Flaps durchsuchte es, und da er nichts verdächtiges darin finden konnte, beschloßen sie sich darin niederzulassen und eine feste Burg daraus zu machen, damit sie gegen alle Gefahr gesichert wären. Sie stopften alle Lücken mit Grasbüscheln und bauten einen Wall von großen und kleinen Steinen rings herum. Ein Theil aber mußte weithin ausfliegen und Getreide sammeln, das schüteteten sie auf dem Boden für den Winter auf, und im Frühjahr säeten sie den Rest aus, der wuchs und wurde ein großes Getreidefeld. So lebten sie ein ruhiges vergnügtes Dasein, und Merz, der Wächter, nämlich ein alter Hahn, der auf dem Schornstein seinen Sitz hatte und das Warnungssignal geben sollte, wenn er etwas sah, was ihm nicht geheuer dünkte, schlief schon zuweilen vor Altersschwäche und Langerweile ein, weil er gar nichts zu thun bekam, und Flaps, der die Vertheidigung der Burg übernommen hatte und die erste Zeit sehr pflichtgetreu innerhalb des Walles und auf demselben herumgetrabt war, wußte jetzt meistens auch nichts besseres anzufangen.

Eines Abends aber, zur Zeit des ersten Schnees, sagte es in einer Ecke des Futterbodens „piep“. Zur selben Zeit waren zwei alte Hennen auf dem Boden, um ein paar Körnchen zu sich zu nehmen, und die eine hörte es.

„He,“ sprach sie, „was ist das? Wir haben doch um jehige Zeit keine Eierlinder mehr? Dort piepte etwas in der Ecke.“

Eben piepte es wieder.

„Es ist auch eine andere Art „piep“,“ meinte leise die andere.

Wie sie hinzu schlichen, sahen sie zwei Mäuse sitzen; der Mauspapa putzte sich den Bart, aber die Mausmama fraß Körner, und das war das gefährliche.

„Ihr da,“ rief die eine Henne, „das ist unser Getreide; den Winter wollen wir euch mit durchfüttern, aber im Frühjahr hört das auf und ihr macht, daß ihr fortkommt!“

„Piep“ sagten die Mäuse, und fort waren sie.

Die Hennen erzählten das, aber man sorgte sich nicht weiter darum.

Eines Tages indessen hatte die Mausmama sieben Junge, sieben nackte, winzige Mäusejunge. Und es kam eine Zeit, da pfiß es in allen Ecken des Bodens, hinter allen Balken waren Löcher, und im nächsten Winter nahmen die Getreidevorräthe so rasch ab, daß man sah, es würde gar keine Ausfaat bleiben.



Nun war in der Hühnerburg guter Rath theuer. Zwar fiel manche Maus einem wohlgezielten Schnabelhiebe zum Opfer, aber die Mäuse wehrten sich auch und bissen nach den Beinen. Und alles in allem wurden ihrer immer mehr statt weniger. Da beschloßen die Burgleute, drei weise Hähne auszusenden, ob sie nicht irgendwo ein Mittel fänden, um die Mäuse zu vertilgen.

Die drei Hähne zogen den ganzen Tag und sahen nichts, was da hätte helfen können. Gegen Abend kamen sie an wildes Gestein mit vielen Löchern und Klüften und verabredeten, sich hier, ihres Alters halber in der Nacht Ruhe zu gönnen. Sie setzten sich also in eine Kluft, steckten den Kopf unter die Flügel und schliefen ein.

Mitten in der Nacht wachten sie auf, denn sie hörten große Flügel schlagen und wie etwas dicht bei ihnen schrie: „Huhu! huhu!“ Und als sie die Köpfe aus der Kluft reckten, saß da eine große Eule, die klappte die Flügel auf und nieder und ihre Augen rollten wie glühende Feuerräder im Kopfe. „Mäuse her!“ schrie sie, „huhu! Mäuse her!“

Die drei Hähne stießen sich an und einer sagte: „Das ist ein Wink des Himmels;“ und wie die Eule immerfort schrie, faßte der eine sich ein Herz

und rief: „Mäuse soviel du magst, ein ganzes Haus voll, wenn du mit uns kommen willst.“

„Wer seid ihr?“ fragte die Eule und leuchtete mit ihren Feueraugen in die Kluft.

„Wir kommen aus der Hühnerburg, wo hundert Mäuse unser Korn fressen.“

„Ich komme mit,“ sagte die Eule und schnalzte mit dem Schnabel, „ich komme mit.“

In der Frühe saßen alle Hühner schon auf dem Boden und horchten, ob Merg auf seinem



Schornstein noch kein Zeichen gäbe. Mit einem Male rief der:

„Kikeriki —“

Da kommen sie!“

„Was bringen sie denn?“

„Einen Vogel, der keinen Hals hat.“

Nun flogen die drei Boten mit der Eule zum Schornstein herein. „Ich rieche Mäuse, Mäuse!“ schrie die und fuhr auf dem Boden herum, und bald hatte sie eine in den Klauen. Jetzt waren alle Hühner zufrieden und sprachen: „Die wird's schon machen.“

Ein paar Tage ging es auch recht gut. Aber da merkten die Mäuse, daß die Eule bloß des Nachts gut sehen konnte, bei Tage aber schlecht, und am allerschlechtesten um Mittag, wenn die Sonne gerade in die Bodensenster schien. Nun kamen sie bloß um diese Zeit zum Vorschein und scharreten so viel Korn in ihre Löcher, daß sie bis zum nächsten Tage genug hatten. Eines Nachts fand die Eule auf dem Boden nichts zu fressen bis früh, ausgenommen ein paar Hühnereier, die schlug sie auf und entdeckte, daß sie

besser schmeckten als die fettesten Mäuse, und sie that jetzt nichts mehr als das Haus nach Eiern zu durchfliegen. Die Hühner merkten das, und die drei alten Hähne gingen endlich zu der Eule und sagten, sie möchte nur wieder abziehen, zum Eier fressen brauchten sie niemand.

„Eier her!“ schrie die Eule sie an, „Eier her, oder ich habe euch allen die Augen aus!“ Und damit wetzte sie ihren krummen Schnabel, daß die drei Hähne vor Angst zum Schornstein hinaus flogen.

Unten trafen sie Flaps, der auf dem Walle lag. „Num?“ fragte der, „sind die Mäuse bald alle gefressen?“

„Ach,“ sprach ein Hahn, „der Dickkopf frisst gar keine sondern bloß Eier, und wenn wir ihm keine bringen, will er uns die Augen aushacken.“

„Wartet bis Mittag,“ sagte der Hund, „dann bringe ich ihn um.“

Als es Mittag war, klinkte Flaps die Thüre auf und lief auf den Boden, dort fand er die Eule in einer Ecke sitzen, die knackte mit dem Schnabel, als er heran kam, und klappte die Augenlider auf und zu.

„Bist du der Räuber, der hier die Augen aushacken will?“ sagte Flaps. „Du mußt sterben.“

„Augen will ich haben,“ fauchte die Eule, „Hundeaugen,“ und damit hackte sie nach ihm. Mit einem Schnapp hatte zwar Flaps sie zwischen den Zähnen, aber ehe sie todt war, hatte sie ihm richtig ein Auge ausgehackt.

„Schadet nichts,“ sprach Flaps; „ich habe die Burg gerettet, und mehr als ein Auge braucht man nicht zum Sehen.“ Und die Hühner feierten ein großes Freudenfest, das einen ganzen Tag lang dauerte.

Aber die Mäuse waren noch immer da, und die drei weisen Hähne mußten sich zum zweiten Male auf den Weg machen, um Hülfe gegen sie

zu suchen. Sie flogen einen Tag und eine Nacht und hatten immer noch nichts gefunden; da, gegen Morgen, kamen sie in einen dicken Wald, und als die Sonne aufging, gewahrten sie auf einer Waldwiese ein rothes Thier, das vor einem Mauseleche stand. Das war nämlich ein Fuchs. Nicht lange darauf fuhr der Fuchs zu und hatte eine Maus erwischt. „Gott sei Dank,“ sagte er, „man hat doch wenigstens noch ein Frühstück, nachdem man sich die liebe Nacht umsonst geplagt hat.“

„Hört ihr's?“ frohlockte der eine Hahn; „er ist ganz glücklich, daß er eine Maus gefangen hat. Das ist der rechte. — Heba!“ rief er von dem

Baume hinunter, „Mausfresser, du kannst einen ganzen Boden voll solcher Kahlschwänze haben, wenn du mit uns gehen willst. Aber du mußt uns versprechen, daß du nicht statt der Mäuse unsre Eier speisen willst.“

„Nicht um die Welt fräße ich Eier,“ sagte der Fuchs und blinzelte zu dem Baum hinauf. „Wo kommen Sie denn her, meine schönen Herren?“

„Wir wohnen in der Hühnerburg, die niemand kennt, nur die Mäuse, die uns das Korn wegfressen.“

„Ei ei,“ sprach der unten und leckte sich die Zähne, „da giebt es wohl noch mehr solche schöne Hühnerchen?“

„Natürlich, die ganze Burg voll.“

„O so kommen Sie,“ rief der Fuchs und verdrehte die Augen, „und wenn tausend Mäuse auf dem Boden wären, sie sind allzumal Kinder des Todes; Sie wissen gar nicht, edle Herren, welch ein Leckerbissen solch eine Maus ist.“

Dies Mal mußten die Hühner in der Burg bis zum Abend warten, ehe Merz auf dem Schornstein seinen Spruch that. Endlich aber rief er wieder:

„Kikeriki —

Da kommen sie!“

„Was bringen sie denn?“



„Einen feinen Junker mit vier Beinen, der einen rothen Pelz anhat.“

Als der Fuchs an den Wall kam, schnupperte er und sagte: „Es riecht nach Hunden, die können mich nicht leiden.“

„Du brauchst dir deshalb keine Sorge zu machen,“ sprachen die Hähne, „es ist nur einer da, nämlich unser Gefelle Flaps, und der bleibt immer draußen vor der Burg und freut sich mit uns, daß du die Mäuse fressen willst.“

Der Fuchs wollte zwar erst nicht in die Thür, welche Flaps mit brummigem Gesicht aufklinkte; aber als er so viele Hühner in den Fenstern lufte sah, lief ihm vor Begier das Wasser im Mause zusammen und er schlüpfte schnell hindurch und kletterte auf den Boden. Er war sehr artig gegen alle Hühner, am meisten aber gegen die alten Hennen, und man pries sich glücklich wegen eines so feinen Nothhelfers, besonders als der auch gleich hinter einander vier Mäuse fing.

In der Nacht, da alles schlief, schlich der Fuchs in die Stube, wo die jüngsten und fettesten Hühner saßen, und biß zwei jungen Hähnen die Hälse ab, ehe sie mucksen konnten. Danach begab er sich an ein Fenster, öffnete es leise ein wenig, ließ die Hähne hinunter und verriegelte rasch noch die Hausthür, worauf er sich zu den alten Hühnern hinüber machte und sie weckte. Er stöhnte so, daß alles fragte, was ihm denn fehle. „Ach!“ sagte er, „was haben meine Augen mit ansehen müssen! Der Hund, den ihr draußen vor eurer Burg herumlaufen laßt, ist in das Haus geschlichen, und in der Stube der lieben Jugend drüben biß er schnell wie der Blitz zwei Hähne todt, die so schön waren wie Engel. Zufällig verfolgte ich eine Maus die Treppe hinunter und so kam ich dazu, wie der Räuber sich mit seiner Beute davon machte. Kommt nur mit, ihr sollt sehen, daß ich wahr gesprochen habe.“

Er führte die erschrockenen hinüber an das Fenster, und da erblickten sie Flaps, wie er vor den todtten Hähnen stand und sie beschnupperte. „Wer hätte das gedacht,“ jammerten die alten Hennen. „Ja,“ sagte der Fuchs, „ihr könnt mir danken, daß ich die Thür verriegelt habe. Ich rathe euch: gebt ihm den Laufpaß und setzt mich an seine Stelle; ich will euch ganz anders hüten.“

„He, aufgemacht,“ schrie Flaps an der Thür; „da habt ihr euch wieder eine schöne Zuchtruthe aufgebunden.“ Aber wie er auch rüttelte, niemand schob den Riegel weg. „Ach,“ seufzte Flaps, „sie werden am Ende gar schon alle todt sein!“ Er kratzte an einer Mauer ein verstopftes Loch auf,

froh hindurch und kam eben zurecht um zu hören, wie die alten Hennen verlangten, daß man ihm keine Eier mehr geben und die Burg verriegelt halten sollte, damit er vor Hunger entweichen müßte. Vor Eifer hörte niemand die Tritte des Hundes; der faßte mit einem Satz den Fuchs beim Kragen, daß dem zuerst Hören und Sehen verging, dann versuchte der ertappte sich zu wehren und erschnappte noch kurz vor seinem Ende ein Ohr des Hundes, das er bis zur Wurzel abzwickte.

„Das Ohr ist hin, aber der Räuber auch,“ sagte Flaps, als der Fuchs mausetodt dalag. „Für euch undankbare Narren bin ich mit einem Ohre schön genug. So lange bin ich euer guter Gefell gewesen, und nun glaubt ihr diesem hergelaufenen Bösewicht, daß ich auf meine alten Tage ein Mörder geworden wäre.“

Da schämten sich alle, die für den Fuchs Partei genommen hatten, und haten Flaps ihr Unrecht ab; und das Freudenfest, welches sie jetzt über ihre Erlösung feierten, war noch großartiger wie das erste und dauerte zwei Tage.

Aber die Mäuse waren nicht minder froh, daß der Fuchs todt war, denn nun hatten sie wieder freies Spiel. Was war zu thun? Die weisen Hähne mußten zum dritten Male ausziehen, und dies Mal wollten sie recht vorsichtig sein. So flogen sie denn noch länger wie früher, weil sie ein paar Ragen und eine Kornweibe nicht einladen wollten; „denn,“ sprachen sie unter einander, „mit vierbeinigen und zweiflügligen Geschöpfen haben wir schon Unglück gehabt.“ Sie gelangten endlich in die Nähe eines Dorfes, und da lag auf einem Feldrain ein Slovake mit Mausefallen. „Ach,“ seufzte der, „meine Mausefallen sind so gut, daß sie der Herrgott nicht besser machen könnte, und ich habe doch heute noch nicht eine verkauft!“

„Glück zu!“ sagten die Hähne, welche das gehört hatten, „das ist unser Mann; er hat weder vier Beine noch zwei Flügel, mit dem sind wir gewiß nicht betrogen.“ Und nun machten sie dem Slovaken ihren Antrag. Der lachte vergnügt und machte sich gleich mit ihnen auf den Weg.

„Kikeriki —

Da kommen sie!“

rief Mery am zweiten Morgen nachher auf seinem Schornstein.

„Was bringen sie denn?“

„Einen schwarzen Teufel mit kleinen Gitterhäuschen.“

Der Slovake wurde nun auf den Boden geführt, und weil er gerade von seiner letzten Mahl-

zeit noch etwas Speck bei sich hatte, so schlug er Feuer, briet ein paar Stückchen auf dürrem Graze und stellte seine Fallen auf. Richtig: nicht zehn Minuten dauerte es, so saßen in jeder Falle ein paar Mäuse, und die Hühner waren darüber vor Freuden ganz außer sich. In ihrer Dankbarkeit beschloßen sie etwas ganz besonderes zu thun, nämlich jede Henne begab sich zu dem Slovaken und legte ihm ein frisches Ei.

Ein paar Tage lang that der Slovake nichts als Eier essen und Mäuse fangen. Aber eines Tages war der Speck aufgebraucht und der Slovake der Eier überdrüssig; und ohne etwas zu sagen, griff er sich das fetteste junge Huhn heraus und drehte ihm den Hals um. Welch ein Schrecken! Die Hennen erhuben ein Zetergeschrei und die Hähne krächten ihn vor Zorn dermaßen an, das er beinahe taub wurde. „Was wollt ihr Narren,“ schrie er endlich; „mit Speck fängt man Mäuse: ich muß Speck haben.“ Und er rupfte das Huhn ein wenig, machte sich ein Feuer und fing an, seine Beute zu braten.

Inzwischen hatte Flaps das Geschrei gehört, und da es gar kein Ende nahm, ahnte er Unheil und ging in das Haus. „Ach das Unglück!“ riefen ihm ein paar Hähne entgegen, die ihn eben holen wollten, „der Mörder hat die junge Kratzfuß umgebracht und sie wird jetzt gebraten.“

„Du bist ein Kind des Todes,“ knurrte Flaps den Slovaken an, als er auf den Boden kam.

„He, Kamerad, das ist noch keine ausgemachte Sache,“ sprach der Slovake, nahm seinen dicken Knüttel, den er mitgebracht hatte, und streifte sich die Ärmel auf. Aber da hatte der zornige Hund auch schon sein Bein gepackt. Der Slovake schrie und lief zur Treppe, dabei schlug er mit dem Knüttel wie ein Rasender um sich, und das Unglück wollte, daß er dem armen Flaps ein Bein zererschlug. Der ließ den ausreißenden los, und dieser rannte nun so schnell er konnte, und Flaps mit seinen drei Beinen vermochte ihn nicht mehr einzuholen. „Wartet nur,“ schrie der Slovake von weitem, das will ich euch gedenken!“ Und er wurde kleiner und kleiner auf der Haibe, bis er verschwand.

Dieses Mal feierten die Hühner kein Fest. „Ach,“ sagte alles traurig, „wir sehen nun schon, daß wir die Mäuse nicht bezwingen werden.“ Dazu lag der arme Flaps krank, und es dauerte ein paar Tage, ehe er geheilt war; lahm blieb er nachher doch auf dem zererschlagenen Beine. Und eines Morgens geschah es, daß Merx auf seinem Schornsteine wieder krächte:

„Kikeriki —

da kommen sie!“

„Wer kommt denn?“ fragten alle ganz erschrocken.

„Soldaten in blauen Kitteln und Zippelmützen, welche Mistgabeln tragen, und der schwarze Teufel ist ihr General.“

Da flogen alle Hühner auf das Dach hinauf und sahen den Slovaken mit einer Menge Bauern kommen, gerade auf die Hühnerburg zu. Als sie die Nachricht davon zu Flaps hinunter brachten, sagte dieser: „Der Schurke von einem Slovaken hat uns verrathen. Nun müssen wir auswandern. Macht euch fertig und seid guten Muthes: wir hätten wegen der Mäuse doch nicht lange mehr hier bleiben können.“

Schnell nahmen die Hühner noch so viel Getreide in den Kropf als sie konnten, und dann machte sich alles davon.

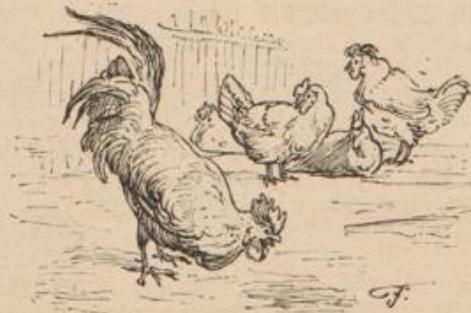
Wie die Bauern ankamen und im ganzen Hause nichts fanden als ein Häuflein Körner, wurden sie zornig auf den Slovaken und schlugen ihn windelweich; und als sie die Körner theilten, kamen fünf auf jeden, die nahmen sie mit, und die Mäuse konnten nun auf dem Messer pfeifen. —

Das war die Geschichte von der Hühnerburg.“

„Sie war sehr schön,“ sagte das eine fremde Huhn, welches darüber eingeschlafen war und eben aufwachte, „sehr unterhaltend.“ Die Drescher hatten eine Pause gemacht, sonst wäre es gewiß nicht eingeschlafen.

„Das versteht sich von selber,“ meinte der Hahn voll Würde, sträubte die Halsfedern und schüttelte sich dann.

„Was ist denn nachher aus den Hühnern geworden?“ fragte eines von den gewöhnlichen Hühnern.



„Ueber's Jahr kannst du wieder danach fragen, dann will ich es dir sagen,“ versetzte der Hahn, schon im Fortschreiten, und ging Regenwürmer suchen.

Die Landpartie.

Ein Spiel, mitgetheilt von Robert Löwike.

(Hier die versprochene Fortsetzung und Schluß.)



Anna ist zur Spielordnerin gewählt. Sie erklärt aber, sie könne keine Erzählung erfinden und wolle lieber einen Brief vortragen, den sie von ihrer Cousine Clara erhalten habe.

„Ich weiß den Brief fast auswendig,“ sagte sie, „und da er eine Reise nach Berlin behandelt, so werde ich bitten, daß ihr euch bei dem Worte **Berlin** immer alle erhebt und die pflichtschuldige Verbeugung macht. Rollen habe ich aber viel mehr, als hier Mitspieler sind. Daher wird es nöthig sein, daß jeder Einzelne mehrere Rollen übernimmt.“

| | | |
|--------------------|-------------------------|-----------|
| Sonntag | — der Kaiser | Emilie |
| Montag | — der Kronprinz | Auguste |
| Dienstag | — das Museum | Leopold |
| Mittwoch | — das Hôtel | Marie |
| Donnerstag | — Potsdam | Karl |
| Freitag | — Kroll, Charlottenburg | Emil |
| Sonnabend | — die Flora | Paul |
| Der Vormittag | — das Schloß | Gustav |
| Der Nachmittag | — das Zeughaus | Heinrich |
| Der Abend (Abends) | — die Passage | Franziska |
| Die Woche | — Papa | Elise |
| Der Tag | — Zoologischer Garten | Arthur |
| Die Nacht | — Anna | Alfred |
| Mama | — die Reise | Johannes |

„So — da wären die Rollen vertheilt und nun also will ich euch den Brief vortragen, den meine liebe Cousine Clara an mich geschrieben hat.“

Liebe Anna!

Womit soll ich nur anfangen? Was soll ich Dir zuerst sagen? Denk Dir nur, ich bin eine Woche in Berlin gewesen, eine ganze, lange, volle Woche in Berlin. Ich könnte über meine Reise ein ganzes Buch schreiben, aber heute will ich Dir nur in aller Eile die Hauptsachen mittheilen.

Am Sonnabend, liebe Anna, trafen wir, Papa, Mama und ich, in Berlin ein und fuhren in ein Hôtel. Wir haben die ganze Nacht nicht geschlafen. Wir hatten zwei Vorderzimmer und das Wagengerassel war entsetzlich. Papa meint, es wären in der einen Nacht an unserm Hôtel mehr Wagen vorbeigefahren, als wir in Mitteldorf in zehn Jahren zu sehen bekommen. Papa sprach von 400 oder 4000 oder 40,000 Wagen. Wie viel Nullen es waren, das weiß ich nicht mehr; aber eine 4 war dabei, das weiß ich ganz genau. Am Sonntag Morgen waren wir alle recht frisch und gingen zunächst in den Dom. Papa und Mama waren ganz entzückt über den schönen Gesang des Domchors. Ich muß Dir, liebe Anna, allerdings gestehen, daß ich nicht viel auf den Gesang geachtet habe; denn in der kaiserlichen Loge war viel Interessantes zu sehen. Denke Dir nur, der Kaiser, der Kronprinz und die Prinzessinnen! Davon will ich Dir in meinem nächsten Briefe recht viel erzählen. Mittags

fuhren wir mit der Pferdebahn nach Charlottenburg. In Berlin findet man manches, was man im höchsten Grade bewundern muß. So ein Pferdebahnwagen faßt eigentlich, wie auch deutlich darauf zu lesen ist, nur 56 Personen, aber am Sonntag Nachmittag sollen schon öfter mehr als 100 darauf Platz gefunden haben.

In Charlottenburg, liebe Anna, besuchten wir zunächst den Schlosspark mit dem herrlichen Mausoleum, und gingen dann in die Flora, wo wir bis zum Abend blieben. Wir hörten dort ein prächtiges Concert und hatten außerdem so viel, so viel zu sehen! Von den Teppichdecken, dem Palmenhaus, von den vielen, vielen Menschen, den reizenden Toiletten schreibe ich Dir ein ander Mal ausführlich. Es war schon recht spät geworden, als wir wieder im Hotel ankamen. Von dem Rauseln der Wagen haben wir in der Nacht nichts mehr gehört, sondern alle eben so schön und fest geschlafen wie in Mitteldorf.

Am Montag Vormittag ging's in's Museum. Papa und Mama haben sich dort prächtig amüßirt, aber der Genuß war für sie eigentlich größer als für mich. Ich will Dir nur aufrichtig gestehen, liebe Anna, ich finde, daß im Museum zu viele Bilder sind, immer Bilder und wieder Bilder. Mir wäre etwas Abwechslung lieber gewesen. Am Nachmittag machten wir eine Spazierfahrt durch die schönsten Straßen von Berlin und durch den Thiergarten. Einen sehr schönen Genuß brachte uns der Abend. Wir fuhren nämlich in's Victoriaheater und sahen dort ein Zauberstück. Nein, Anna! Dieser Glanz, diese Pracht, diese Decorationen, Kostüme, Verwandlungen! Der erste Act in Europa, der zweite in Asien, der dritte in Amerika. Man wußte nicht, ob man seinen Augen trauen sollte. Denk Dir nur, einmal habe ich mich in's Ohr geflößt, um mich zu überzeugen, daß ich auch nicht träume, und daß ich noch ich selbst sei. Am Dienstag Vormittag besahen wir das prächtige Rathhaus und fuhren am Nachmittag in den zoologischen Garten, wo Papa und Mama das Elephanten- und das Antilopenhaus, mir aber die Affen am besten gefallen haben.

Schloß und Zeughaus wurden am Mittwoch Vormittag besehen und am Nachmittag hörten wir ein sehr schönes Concert bei Kroll, wo wir Abends noch — denke dir nur, Anna — durch eine ganz reizende Illumination überrascht wurden.

Am Donnerstag Vormittag fuhren wir nach Potsdam und kamen erst Abends spät zurück. Potsdam ist reizend, herrlich. O Anna! Diese Schlösser, diese Parks, diese Fontainen, diese Anlagen! Papa sagt, man könnte mit Recht behaupten, die größte Schönheit von Berlin ist Potsdam.

Jetzt komme ich zum Freitag. Am Vormittag waren wir zuerst in der National-Gallerie und dann, dann, Anna, höre, staune und freue Dich mit mir, dann habe ich den Kaiser-gesehen, und er hat auch mich gesehen. Er stand an seinem Eckfenster und sah nach den Soldaten, welche eben vorbei marschirten, und da ich dem Eckfenster

gerade gegenüber stand, so muß er auch mich gesehen haben. Gleich darauf trafen wir auch den **Kronprinzen**, und als wir ihn grüßten, da hat er auch mich gegrüßt. **Mama** sagt, ich sei ganz roth vor Freude geworden, und ich kann wohl sagen, **Anna**, daß dieser **Freitag Vormittag** der schönste Tag meines Lebens ist. **Abends** hatten **Papa** und **Mama** auf meine Bitten sich entschlossen mit mir in den **Circus Salomonski** zu gehen, und wir haben uns dort alle ganz prächtig amüßirt. Eins war immer schöner als das Andere. Schulpferde, Löwen, Elephanten, **Anna**, denke, ein Fischmensch, ein künstlicher Affe und die **Clowns**. Ganz besonders die **Clowns** mit ihren Kunststücken und komischen Einfällen, so drollig, daß man gar nicht aus dem Lachen heraus kam.

Am **Sonnabend Vormittag** gingen wir zuerst durch die **Passage** und bewunderten noch einmal ihre reichen Läden und Schaufenster. Dann traten wir in das **Wachsfigurencabinet**, wo viele berühmte und berühmte Männer der Vergangenheit und der Gegenwart, auch viele Künstlerinnen und selbst Verbrecherinnen zu sehen sind.

Darauf machten **Papa** und **Mama** ihre Einkäufe, und **Abends** fuhren wir, nachdem wir keinen einzigen Bauernfänger gesehen hatten, sehr befriedigt von **Berlin** ab, wieder der **Heimath** zu.

Da hast Du, liebe **Anna**, vorläufig einen ganz kurzen Bericht von meiner **Reise nach Berlin**. Ich verspreche Dir aber baldigst eine ganze Reihe von recht ausführlichen Briefen, von jedem **Tage** wenigstens vier Seiten und von dem **Tage**, an welchem der **Kaiser** mich gesehen und der **Kronprinz** mich gegrüßt hat, wenigstens acht.

So nun lebe wohl, meine liebe **Anna**! Sei tausendmal gegrüßt und geküßt von

Deiner noch immer ganz entzückten

Cousine
Clara."

Damit schloß **Anna** ihren Vortrag und das Einlösen der Pfänder begann. Als es beendet war, sagte **Emilie**: „Ich weiß, was ich thue, wenn ich einmal zur **Spielordnerin** gewählt werde. Ich erzähle einen Traum. Träume kann ich ganz prächtig erzählen und will schon dafür sorgen, daß ihr nicht lange sitzen bleibt, sondern fleißig aufstehen und eure Verbeugung machen müßt.“

„Ich würde,“ sagte **Arthur**, „den Inhalt eines Gedichts erzählen, z. B. den Kampf mit dem Drachen, und würde gewiß für euch alle Rollen genug darin finden.“

„Sollte mir die Ehre zu Theil werden, daß ihr mich zur **Spielordnerin** wähltet,“ sagte **Franziska**, „so würde ich den Inhalt eines Märchens erzählen, **Nothhüppchen** oder **Schneewittchen**, ja z. B. **Schneewittchen**! Ich würde also den Titel meines Vortrags **Schneewittchen** nennen und die Rollen so vertheilen:

| | |
|---|-----------------|
| Die gute Königin, Schneewittchens rechte Mutter | Emilie |
| Die böse Königin, Schneewittchens Stiefmutter | Auguste |
| Der König | Leopold |
| Der Jäger | Marie |
| Der erste Zwerg | Karl |
| Der zweite „ | Emil |
| Der dritte „ | Paul |
| Der vierte „ | Gustav |
| Der fünfte „ | Heinrich |
| Der sechste „ | Anna |
| Der siebente „ | Elise |
| Der Spiegel | Arthur |
| Der Kamm | Alfred |
| Der Apfel | Johannes |

„Ich würde es noch anders machen,“ sagte **Leopold**. „Ihr wißt alle, ich mache es mir gern bequem, und wenn ihr mich zum **Spielordner** wählt, so nehme ich ganz einfach unsere **„Deutsche Jugend“** und lese **Karl's** Erzählung von der **„Landpartie“** vor. Das ist durchaus nicht verboten und hilft mit einem Male über alles Kopfzerbrechen hinweg.“

Knackmandeln.

Von **Robert Löwike**.

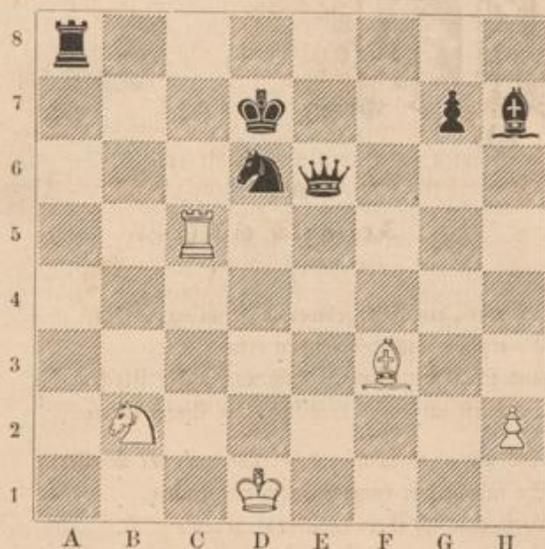
Die beiden folgenden Knackmandeln enthalten zwei **Räthselprung-Aufgaben**. Da wir annehmen dürfen, daß die meisten unsrer Leser mit solchen Aufgaben nicht vertraut sind, so wollen wir hier eine kurze Erläuterung voranschicken.

Gewiß werden unsre jungen Freunde gehört haben, daß eine **Partie Schach** nicht nur von zwei solchen Spielern gemacht werden kann, welche an demselben Tische sitzen und ein **Schachbrett** vor sich haben, sondern daß die beiden Spieler oft viele Meilen von einander entfernt sind, und daß z. B. ein **Schachclub** in **Tilsit** eine **Partie** mit einem **Schachclub** in **Trier** macht, indem jeder einzelne Zug von **Tilsit** nach **Trier** und umgekehrt brieflich mitgetheilt wird. Zur genauen Orientirung bei solchen **Correspondenz-Partien** und bei **Schach-Aufgaben** aller Art hat man die einzelnen Felder des **Schachbretts** bezeichnet und zwar mit Hilfe der **Buchstaben A, B, C, D, E, F, G, H** und der **Zahlen 1, 2, 3, 4, 5, 6, 7, 8**. Denken wir uns ein

Schachbrett vor uns liegend und zwar so, daß jeder der beiden Spieler zu seiner Linken ein schwarzes, zu seiner Rechten ein weißes **Eckfeld** hat; dann heißt das schwarze **Eckfeld** desjenigen Spielers, welcher die weißen Figuren hat, **A1**, das weiße **Eckfeld** desselben Spielers **H1**. Das andere schwarze **Eckfeld** heißt **H8** und das andere weiße **Eckfeld** **A8**. Zwischen **A1** und **H1** liegen die Felder **B1, C1, D1, E1, F1, G1**; ebenso zwischen **A8** und **H8** die Felder **B8, C8, D8, E8, F8, G8**. Von **A1** bis **A8** liegen die Felder **A2, A3, A4, A5, A6, A7**; von **H1** bis **H8** die Felder **H2, H3, H4, H5, H6, H7**; ebenso z. B. von **C1** bis **C8** die Felder **C2, C3, C4, C5, C6, C7**, u. s. w., so daß dadurch jedes Feld des **Schachbretts** bezeichnet ist.

In unsrer Figur steht also der weiße Springer auf **B2**, der weiße Thurm auf **C5**, der weiße Läufer auf **F3**, der weiße König auf **D1**, der weiße Bauer auf **H2**, der schwarze Thurm auf **A8**, der schwarze König auf **D7**, die

schwarze Königin auf E6, der schwarze Springer auf D6, der schwarze Läufer auf H7, und der schwarze Bauer auf G7.



Bei einer Könnelsprung-Aufgabe im eigentlichen Sinne kommt es darauf an, unter Berücksichtigung der Gangweise des Könnels oder Springers, indem man von irgend einem Felde anfängt, allmählig sämtliche Felder des Schachbretts zu berühren. — „Aber wie ist denn die Gangweise des Springers?“ fragen diejenigen unsrer jungen Leser, welche das Schachspiel nicht verstehen. Wir wollen versuchen diese Frage durch eine kurze Erklärung zu beantworten.

Der Springer muß, wenn er einen Zug thun will, immer zwei Schritte machen und zwar den ersten gerade, den zweiten schräge, oder umgekehrt.

In der obigen Figur kann der weiße Springer von B2 mit einem Zuge entweder nach A4 oder nach C4 oder nach D3 gelangen. Der schwarze Springer, welcher auf D6 steht, kann von dort aus 8 verschiedene Züge machen und zwar nach C8, nach E8, nach F7, nach F5, nach E4, nach C4, nach B5, nach B7. Gewöhnlich ist in dem Rahmen eines Könnelsprungs ein kleines Gedicht, oder eine Stelle aus einem bekannten Dichter, oder auch, wie z. B. in den beiden folgenden Aufgaben, ein Räthsel zu finden.

Mögen sich nun unsre jungen Leser getrost an einen solchen Könnelsprung wagen, indem sie von der durch den Druck hervorgehobenen Anfangsilbe ausgehen, dann unter Berücksichtigung der Gangweise des Springers die einzelnen

Silben allmählig an einander reihen und so das ganze Räthsel zusammen stellen.

I.

| | | | | | | | |
|--------|-------|-----------|------------|---------|-------|-------|------|
| nes | haus | nen | ein | Er | Kie- | ster | Thür |
| drin- | zer- | se- | mand | ist | nicht | ist | Und |
| stes | flei- | Der | -aus | sich | lein | nicht | jen- |
| bricht | her- | schleicht | auch | schloß- | kam | ihm | im |
| ein | st- | ver- | nie | zu | ihn | jen | ist |
| mit | sein | -walt | -her | dert | Ehen | en- | feln |
| Der- | weiß | man | Zeit | man | dun- | Da | lan- |
| haus | Ge- | speißt | Ich | balb | ge- | Ort | -gen |

II.

| | | | | | | | |
|------------|----------|--------|-------|--------|-------|--------|-------|
| ra- | -dre | Bahn | -ter | stets | doch | ei- | ders- |
| -ne | schlich- | sten | bin | Be- | Wan- | be- | ih- |
| wan- | zu | so | sen- | im- | Kennt | mann | -se |
| ein | mei- | Und | -fert | Tag | haus | mich | -reit |
| bin | Ich | Wie- | Tag | -grund | mer- | mich | Bieh' |
| lich | bin | Und | aus | zu | ein | Zu | sehn |
| Stund' | im | fried- | -ner | je- | -ter | stills | zu |
| Ich | Zeit | der | und | und | lei- | zu | stef- |

Anflösung der Knackmandeln Seite 159.

I.

Man legt z. B. das siebente Zwanzigpfennigstück auf das vierte, das zehnte auf das sechste, das zwölfte auf das dritte, das neunte auf das erste, das elfte auf das zweite und das achte auf das fünfte.

II.

Der Geburtstag ist der 23. April.

III.

Solche Zahlen sind z. B.:
70 $\frac{3}{4}$
59 $\frac{9}{12}$

IV.

Die Wittwe des Arbeiters hatte 152 Mark 20 Pfennige zu beanspruchen.



Von

Robert Löwike.

1.

Mit e wächst es auf sonn'gem Hügel,
Mit a hat's Schnabel, Schwanz und Flügel.

2.

Mit i eine Stadt in Oesterreich,
Mit e an Blumen und Liedern reich.

3.

Mit n zeigt's einen Fluß dir an,
Mit d für Mädchen man brauchen kann.

4.

Mit A klinge's lieblich, schön und zart,
Mit U klinge's launisch, rauh und hart.

5.

Mit t liegt's an der Schelde Strand,
Mit f im schönen Schweizerland.

6.

Mit an als König der Juden bekannt,
Mit ei dem Strick und dem Tau verwandt.

7.

Mit i hat's Stamm und Kron' und Ast,
Mit a hat's Steuer, Bord und Mast.

8.

Mit a ist es als Dieb bekannt,
Mit ü wächst es im Ackerland.

Von

Friedrich Güll.

1.

Ich lehr', ein Fest, jedweden Frühling wieder,
Es grüßen mich der Lerchen erste Lieder;
Und streut der Himmel auch noch weiße Flocken,
Du hörst im Busch doch schon die Amsel locken.

Und stürmt es auch, als herrsche noch der Winter,
So jubeln mir entgegen doch die Kinder,
Weil hold ich ihrer immerdar gedente
Und ihnen ohne f Erwünschtes schente.

2.

Gleichviel, ob ne, ob er am Ende,
Ich berge so wie so die Spende
Des Herbstes in den weiten Räumen.
Bin ich umschattet nicht von Bäumen,
Gefellt sich doch zu mir oft der Hollunder
Und hegt mit mir ein Spazenvölklein munter.

3.

Mit T—h und mit t bin ich
Ein zierliches Geschirr;
Denkst du sonach zweitheilig mich,
So tappst du schwerlich irr.
Mit S—c—h—n und mit m ist Land und Busch und
Baum
Den ganzen Winter durch bedeckt als wie mit Schaum
und Flaum.

Anflösung der Räthsel Seite 158.

Räthsel von Friedrich Güll.

1. Kohlkopf, Hohlkopf. 2. Der Kartoffelbrei.

Räthsel von Otto Sutermeister.

1. Der Rohrzucker. 2. Die Musikanten. 3. Der Holzschläger den Baum.



In tausend Aengsten.

Von

Julius Lohmeyer.

Zu einer Original-Zeichnung von Oscar Pletsch.

Lumpfel, psui! Was kommt dir bei?
 Reiß' mir nicht das Kleid entzwei!
 Laß mich doch durch's Pfortchen!
 Kennst nicht Müllers Dörchen?
 Reiß' doch nicht! Ach, sei so gut!
 Weißt du nicht, dann kommt ja Blut!
 Lumpfel, laß mich los! Ich bitt'
 Bring' dir auch was Gutes mit!

Ach, nun schnappt er gar nach mir!
 O du böses, garst'ges Thier!
 Wart', ich werd's der Tante sagen!
 Wart', der Dofel wird dich schlagen!
 Ach, am Ende ist er gar
 Toll, wie Försters Caro war!
 Tante! Tante! O die Noth:
 Lumpf ist toll und beißt mich todt!

Wenn der Staarmatz wieder heim kommt.

Von

Victor Blüthgen.

Initial von Fedor Hlinzer.



Wenn der Staarmatz wieder heim kommt und der Frost nicht mehr kränt,
 Ach was sind da die Kinder für glückliche Leut!
 Denn da schwirret's bald und da fliegt's bald in Lüften zuhaus,
 Und da thun bald alle Bäumlein ihre Aengelschen auf.

Better Staarmatz, Better Jakob, was bringst du uns mit?
 „Ein Bissel Hätt' ich, ein Bissel Könn' ich, ein Bissel Garnichts — ich bitt!
 Keine Taschen im Rocke, kein Känzelschen mein —
 Wo thät' ich in der Fremde für euch was hinein?“

Better Staarmatz, Better Jakob, dein Häusel ist leer:
 Unser Sperling wollt' miethen, 's gestiel ihm so sehr.
 Was willst du uns zahlen, vermieth' ich dir das?
 „Ei da sing' ich, ei da spring' ich, ei da pfeif' ich euch was!“

Better Staarmatz, Better Jakob, wo hast du deine Fran?
 „Wenn die Stube wird blank sein, dann kommt sie zum Bau,
 Und da giebt's art'ge Kinder: nicht eins wird gewiegt,
 Denn ein richtiger Staarmatz ist allezeit vergnügt.“

Inhalts-Verzeichniß des ersten Bandes.

| Erzählungen und Märchen. | <i>Seite</i> | Fabeln, Gedichte, Lieder und Sprüche. | <i>Seite</i> |
|---|-------------------|---|---------------------------|
| Die Kagenfreundin. Erzählung von Julius Lohmeyer | 11 | Im Herbst. Gedicht von Johannes Trojan | 27 |
| Ein dankbarer Knabe. Erzählung von Jacob Frey | 33 | Der schmeckt's! Gedicht von Franz Bonn | 29 |
| Der Fischer. Märchen von C. Feuerbach | 51 | Große Vorstellung. Gedicht von Victor Blüthgen | 32 |
| Schneewittchen. Dramatische Märchenscene von Theodor Stern | 72 | Aus den Liedern eines einsamen Wanderers. Von Friedrich Güll | 42 |
| Das Weihnachtsmärchen. Von C. Feuerbach | 89 | Ein nettes Kleeblatt. Reime von Victor Blüthgen | 57 |
| Eine Romfahrt. Erzählung von Wilhelm Fischer | 97 | Die beiden Hunde. Fabel von Victor Blüthgen | 64 |
| Die Schneckenpost. Märchen von Victor Blüthgen | 150 | Wintertrost. Gedicht von Julius Lohmeyer | 81 |
| Ein Windspiel als Vermittler. Erzählung von J. Stieler | 161 | Eichlächens Christgeschenk. Gedicht von J. B. Widmann | 81 |
| Die Hühnerburg. Märchen von Victor Blüthgen | 180 | Von zwei Störchen, welche nicht lernen wollten. Von Victor Blüthgen | 95 |
| Deutsche Sagen. | | Die Musikalischen. Reime von Julius Walter | 96 |
| Thüringische Sage. Von K. F. Lauchhardt | 114 | Hauspruch zum neuen Jahre | 113 |
| Von den Göttern der Germanen. Von Werner Hahn. (X.) | 146 | Kagenwäsche. Gedicht von Johannes Trojan | 119 |
| Lebensbilder deutscher Männer. | | Der Traum. Gedicht von Victor Blüthgen | 119 |
| Ferdinand von Schill. Von Feder von Köppen | 1 | Martha kommt. Gedicht von Julius Lohmeyer | 128 |
| Joseph, Ritter von Fühlich. Von Max Jordan | 43 | Häschen und Bübchen. Gedicht von Georg Lang | 128 |
| Geschichtliche Bilder. | | Der einsame Baum an der Heerstraße. Gedicht von Julius Lohmeyer | 137 |
| Von den Thaten und Schicksalen des deutschen Ordens in Preußen. Von Feder v. Köppen | 65. 105. 138. 170 | Gesang der römischen Legionen. Gedicht von Felix Dahn | 145 |
| Natur- und Charakterbilder. | | Das Bäumchen und der Eichbaum. Fabel von Julius Sturm | 149 |
| Ein Hasenleben. Von Adolf Müller | 24 | Der Reiber. Gedicht von Hoffmann v. Fallersleben | 154 |
| Das Wild des Waldes. Von Adolf Müller | 48 | Kagenhandlung. Gedicht von Victor Blüthgen | 160 |
| Der Martinstag in Nordhausen. Von H. Kahner | 58 | Storch und Bübchen. Gedicht von Georg Lang | 160 |
| Unsere einzige Giftschlange. Von Heinrich Zeise | 120 | In tausend Aengsten. Reime von Julius Lohmeyer | 190 |
| Der gemeine weiße Mistel oder das Kreuzholz. Von Adolf Müller | 155 | Wenn der Staarmah wieder heim kommt. Gedicht von Victor Blüthgen | 190 |
| Balladen. | | Beschauliches. Von Julius Lohmeyer | 60. 104. 179 |
| Die Raitfuhr. Von Feder von Köppen | 10 | Sprüche. Von Emanuel Geibel | 47. 122 |
| Arnold von Winkelried. Von Adolf Frey | 22 | Sprüche. Von Friedrich Güll | 10. 61. 118. 145. 175 |
| Die Junfer von Nesselrath. Von Welfg. Müller | 59 | Sprüche. Von Otto Sutermeister | 31. 125. 157 |
| Orm Grynne. Von Theodor Fontane | 168 | Spiele, Räthsel und Verstandes-Uebungen. | |
| | | Wolf und Geier. Ritterspiel von Robert Löwike | 27 |
| | | Drei Spiele für die Jüngeren. Von Robert Löwike | 60 |
| | | Ueber das Auslösen der Pfänder. Von Rob. Löwike | 123 |
| | | Die Landparthie. Spiel von Robert Löwike | 156. 186 |
| | | Räthsel | 30. 62. 93. 126. 158. 189 |
| | | Knackmandeln | 31. 63. 94. 127. 159. 187 |
| | | Auflösung der Räthsel | 30. 62. 93. 126. 158. 189 |
| | | Auflösung der Knackmandeln | 31. 63. 94. 127. 159. 188 |

Illustrations-Verzeichniß des ersten Bandes.

| | Seite | | Seite |
|---|---------------|---|------------|
| Vendemann, C., „Thu Butter 'nein“ | 53 | Hammer, Guido, Ein Hasenleben | 25 |
| Dahl, S., Große Vorstellung | 32 | Das Wild des Waldes | 83. 86. 88 |
| Erbe, W., Die Hühnerburg | 180 | Heubner, H., Die Kagenfreundin | 12. 18. 21 |
| Flinzer, Fedor, Ein Hasenleben | 21 | Heyden, K. von, Gorm Grymme | 169 |
| Der schmeckt's! | 29 | Klimsch, Eugen, Ein dankbarer Knabe | 35. 80 |
| Das Weihnachtsmärchen | 90 | Der Fischer | 56 |
| Von zwei Störchen, welche nicht lernen wollen | 95 | Schneewittchen | 72 |
| Die Musikalischen | 96 | Eine Remfahrt 97. 100. 102. 104. 131. 134. 136 | 134. 136 |
| Kagenwäsche | 119 | Ein Windspiel als Vermittler | 164. 167 |
| Der Traum | 119 | Kretschmer, Robert, Unsere einzige Giftschlange | 120 |
| Der Reiber | 154 | Mügel, G., Der Strauchdieb | 49 |
| Der gemeine weiße Mistel oder das Kreuz- holz | 155 | Raue, Julius, Von den Göttern der Germanen 146. 149. 177 | 146. 177 |
| Die Hühnerburg | 182. 183. 185 | Ostferrdinger, C., Thüringische Sage | 114. 117 |
| Wenn der Staarmag wieder heim kommt | 190 | Pletsch, Oscar, Ein nettes Aleeblatt | 57 |
| Friedrich, Woldemar, Ferdinand von Schill | 5. 9 | Martha kommt! | 128 |
| Von den Thaten und Schicksalen des Deutschen Ordens in Preußen 65. 69. 105. 107. 109. 112. 139. 141. 144. 171. 174 | 171. 174 | Kagenhandlung | 160 |
| Fährich, Joseph, Ritter v., Biographie | 45. 46 | In tausend Aengsten | 190 |
| | | Kethel, Alfred, Arnold von Winkelried | 23 |
| | | Schuster, R., Der Martinstag in Nordhausen | 58 |
| | | Wegner, Fritz, Die beiden Hunde | 64 |

